This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Von Gespenstergeschichten

von

Dr. Benno Diederich

Von Geſpenſtergeſchichten,

ihrer Technik und ihrer Literatur.

Buchschmuck
von
Theo Hoffmann, Hamburg.

Von

Geſpenſtergeſchichten,

ihrer Technik und ihrer Literatur.

Von

Dr. Benno Diederich.

Leipzig
Verlag von Schmidt & Spring.
1903.

AKB4509

William Oldrey

gewidmet.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	IX—XII
Die Geſpenſter in den ſchönen Künſten	1—16
Erſtes Buch Samuelis, Saul und die Hexe von Endor	3
Liao-Chai, Der wilde Hund	10
Liao-Chai, Nächtliche Geſellſchaft	11
Die Wahrheit von Geſpenſtergeſchichten	17—50
Proſper Mérimée, Eine Viſion Karls XI.	30
Franz Potoznik, Spuk	40
Hermann Eichborn, Eine gut bezeugte Geſpenſtergeſchichte	44
Die Dichter und die Wahrheit der Geſpenſtergeſchichten	51—91
Das Geſpenſt in der Droſchke	67
Rudyard Kipling, Meine ſelbſterlebte, wahre Geiſtergeſchichte	69
Heinrich Heine, Der Doktor Saul Aſcher	78
Karl Immermann, Poltergeiſter in und um Weinsberg	82
Weſen und Ziel der Geſpenſtergeſchichten	92—115
Guy de Maupaſſant, Auf dem Waſſer	97
Goethe, aus den „Unterhaltungen“	105
Stig Stigſon, Micco Pajko	110

Seite

Die Geſpenſter im Drama . . . . . 116—158
Franz Grillparzer, Der wilde Jäger . . . 123
Maurice Maeterlinck, Der Eindringling . . 151
Die Geſpenſter im Roman . . . . . 159—188
Charles Dickens, Die Inns 165
A. J. Mordtmann, Der Untergang des Carnatic 177
Die Geſpenſter in der Novelle . . . . . 189—265
Maximilian Perty, Ungeſchriebene Novellen . 193
Tauſend und eine Nacht, Die Beſiegung des Ifrît 195
Nikolaj Gogol, Der König der Erdgeiſter . . 199
E. T. A. Hoffmann, aus den „Serapionsbrüdern“ 224
Iwanowitſch Turgenjew, Viſionen 227
Jonas Lie, Das Seegeſpenſt 240
Rudyard Kipling, Imrays Rückkehr 252
Die Technik der Geſpenſtergeſchichten . . . . 266—319
Ein geheimnisvolles Telegramm 267
G. F. Daumer, aus dem „Geiſterreich“ . . 275
Lytton Bulwer, Eine Art von ſogenannten Geiſtern 290
Die Geſpenſter in der Versdichtung . . . . . 320—348
Regiſter 349

Vorwort.

Sie ſchwatzten dies und ſchwatzten das;
Vom Feuermann und Ohnekopf,
Vom Amtmann, der im Dorfe ſpukt
Und mit der Feuerkette klirrt . . . . .

Hölty, das Feuer im Walde.

Bücher haben ihre Schickſale, nicht nur wenn ſie gedruckt ſind, ſondern oft ſchon vorher. Auch dies Buch hat ſeine kleine Geſchichte, und der Verfaſſer hofft, indem er ſie erzählt, zugleich den Zweck und die Berechtigung ſeiner Arbeit darzulegen.

Schon als Kind hörte er, wie wohl alles, was in kurzen Hoſen oder Kleidern herumſpringt, Geſpenſtergeſchichten für ſein Leben gern, und er ſieht ſich noch auf dem erkalteten Herd ſitzen und dem Dienſtmädchen lauſchen, das vor ihm auf dem hölzernen Küchenſtuhl Strümpfe ſtopfte und dazwiſchen von einem kleinen Hunde erzählte, der die Wanderer mit glühenden Augen durch den Wald verfolgt, oder von dem „Kuckernull", einem unbeſtimmten, aber entſchieden fürchterlichen Weſen, das ihm ſeither niemals wieder zu Gehör gekommen iſt. Auch ſpäter iſt er ſeiner Liebe treu geblieben; gewiß, er verachtete auch die Indianergeſchichten nicht, und es gab eine Zeit ſeines Lebens, wo ihm die „Geheimniſſe von Paris" intereſſanter

waren als ſämtliche Unterrichtsfächer der Obertertia, aber wenn er ein Buch durchblätterte und das Etikett „eine Geiſtergeſchichte“ bemerkte, ſtürzte er ſich noch immer mit dem Heißhunger der Kinderzeit darauf. Er wurde gebildet, las Goethe und Schiller, Molière und Shakeſpeare, Vergil und Sophokles in der Schule, „auch nicht weniges für ſich“, wie nachmals in ſeinem Abiturientenzeugnis zu leſen ſtand, aber er wurde nicht zu vornehm für die alten Geſpenſtergeſchichten. Nicht daß er ſie geſucht hätte, weder als Primaner noch als Student, gewiß nicht, aber wo er eine fand, nahm er ſie gern mit, und er entſinnt ſich noch heute, mit welcher neugierigen Freude er aus der Bibliothek der Göttinger Union einen Band anonymer „Geiſtergeſchichten“ nach Hauſe trug.

Das Philiſterium hatte ihn ſchon aufgenommen, da trug ſich ein Ereignis zu, welches er gewiſſermaßen als die Urzelle dieſes Buches jetzt anzuſehen geneigt iſt: Er las zufällig jene Kritik der Heyſeſchen Geiſtergeſchichtenſammlung, von der hier im erſten Kapitel die Rede iſt, und ſtellte ſich die Mehrzahl der ebenhier aufgeführten Geſpenſtergeſchichten zuſammen. Keineswegs, um etwas davon drucken zu laſſen; das Ganze ſank ihm zunächſt wieder unter die Schwelle des Bewußtſeins; die Zeit und Kraft, die ihm ſein Beruf für Literariſches übrig ließ, verwendete er auf das Studium der neueren franzöſiſchen Literatur, beſonders Zolas und Alphonſe Daudets. Dafür und daneben las und mußte er ſoviel Romane leſen, daß ihm ſchließlich das ganze Genre widerſtand. Im Grunde war es immer dasſelbe, Er und Sie, Sie und Er in endloſen Variationen, legal und illegal, verheiratet und nicht, Verhältniſſe vom Dreieck bis zum n-eck — Herrgott, gab es denn nichts anderes, als dieſe ewigen Liebesgeſchichten, und mußte man denn, wenn die Materie

sonst damit glücklicherweise nichts zu tun hatte, absolut ein Liebespaar mit hineinzerren?

Der Verfasser, der übrigens den Widerwillen gegen die literarische Monomanie für Liebesverhältnisse mit vielen teilt, griff zu Jules Verne, aber der schmeckte ihm zu bald wie eine stroherne Apfelsine, griff zu Mark Twain, mit dem er sich wieder in das ästhetische Gleichgewicht hineinlachte, schließlich auch, der äußere Anlaß kam hinzu, daß man sich wöchentlich einmal in einem intimen Kreise zusammenfand, wo häufig vorgelesen wurde, da brachte er einmal eine Gespenstergeschichte mit. Alle hörten mit Spannung zu, die Ritter schauten mutig drein und in den Schoß die Schönen, der einen Gespenstergeschichte folgten an anderen Abenden andere, ein anregender Gesprächsstoff war zugleich mit ihnen gegeben, den Vorteil hatte man auch, kurz, es war ein Fund, wie man ihn sich nicht besser denken konnte.

Ein Fund war es auch für den Verfasser, der nun begann, zunächst Gespenstergeschichten aufzusuchen. Das war nicht so leicht, denn die Sammlungen älteren Datums, wie Apel und Launs Gespensterbuch, waren auch älteren Geschmacks, und gerade die besten Erzählungen, und die neueren, die nun einmal nach unserer Art geschrieben sind, waren so zerstreut in den Zeitschriften, so versteckt in den „Novellen" oder „Erzählungen" oder „Gesammelten Werken" ihrer Dichter, daß es zu suchen galt, wie nach der berühmten schwarzen Erbse. Nun kam es ihm zugute, daß er immer „nicht weniges für sich" gelesen, und wo die eigene Lektüre nicht ausreichte, fragte er literaturkundige Freunde um Rat.

Je mehr er aber nun fand, desto wählerischer wurde er; was zuerst gut schien, kam ihm nachher geringwertiger vor.

So mußte er ſich klar werden, worin eigentlich Vorzüge und Wert einer Geſpenſtergeſchichte beruhten, er fing an, den Dichtern in ihre Werkſtatt zu ſpähen, ihnen auf die Finger zu paſſen, die Kunſtgriffe abzulauſchen, kurz, er ſtellte äſthetiſche Unterſuchungen darüber an. So wuchs ihm ſein Stoff heran. Daß er auch größeren Kreiſen von Intereſſe war, konnte er an der Aufmerkſamkeit und Ausdauer ſeiner Zuhörer merken, als er in der literariſchen Geſellſchaft zu Hamburg einen Vortrag über Geſpenſtergeſchichten hielt, und an anderer Stelle einen Cyclus von ſieben ſolchen über das gleiche Thema. Da beſchloß er denn, das Buch daraus zu machen, das er hiermit der Öffentlichkeit übergibt.

So hat das Buch eine Geſchichte, daneben aber auch einen kleinen Stolz, inſofern es nach des Verfaſſers Wiſſen das erſte iſt, welches das abgelegene Gebiet der Geſpenſtergeſchichte einer beſonderen Unterſuchung unterzieht. So hofft es, der Literaturgeſchichte einen Dienſt zu leiſten, wenn auch nur den des erſten Führers durch ein unbekanntes Land. Es wendet ſich an den großen Kreis aller Gebildeten; ihnen will es Anregung geben, Stoff zum Nachdenken, zur Unterhaltung, und in den Geſpenſtergeſchichten, die es nach ſorgfältigſter Auswahl und Überlegung bringt, Stoff zum Leſen und, man mache nur einmal den Verſuch, zum Vorleſen. Es bittet aber auch die Männer der ſtrengen Wiſſenſchaft um einen freundlichen Blick. Einzelne Wege ſind abgeſteckt, der Verſuch iſt gemacht, das Feld in Schläge zu teilen, nicht ſelten auch ein Stänglein aufgerichtet, den Spezialforſchern ein Merkzeichen: Hier iſt der Boden fruchtbar!

Dr. Benno Diederich.

Die Gespenster in den schönen Künsten.

Ich seh die Toten!
Sie liegen unten in den schmalen Särgen,
Die Händ' gefalten und die Augen offen,
Weiß das Gewand und weiß das Angesicht.

Heinrich Heine.

In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erschien aus der feinen Feder Paul Heyses ein neuer Band Novellen, der durch die Wahl seiner Stoffe vor den andern auffiel und Gelegenheit zu mannigfachen Kontroversen gab. Er war betitelt: „In der Geisterstunde" und enthielt seltsame Geschichten voll eigenen melancholischen Grauens: von dem kleinen Lisabethle zum Beispiel, das in dem weißen Kleid, wie es im Sarg gelegen, das Kränzel ein wenig schief auf dem braunen Haar, im Vollmondschein seine Freundin aus dem Schlafzimmer winkt und mit rührend stummer Bitte zu seinen über den Todesfall vergessenen, halbverhungerten Kaninchen führt; oder von dem Tok-tok der Krücken, das die Jugendfreundin des armen Krüppels noch nach dessen Tode schneller und schneller verfolgt, und von dem unheimlichen Gelächter aus den zwei hohen Ahornbäumen am Eingang des Waldes, bis beides vor dem unschuldigen Lachen des ersten Kindes verstummt. Ferner las man die von Leidenschaft und Trauer um ein verlorenes Leben durchzitterte Erzählung von der schönen Abigail mit

den großen grauen Augen, die mit ihrem kalten Glanze so gut zu ihrem seltsamen Namen und ihrer Art paßten, und zu den melancholisch-trüben Wortspielen, mit denen die gespenstische Verführerin auf ihr verfehltes Leben zurücksah; oder die Krone von allen, die Geschichte vom Mittagszauber in dem verwilderten Blumengarten, wo in dem verfallenen Gartenhäuschen die Karte des napoleonischen Europa hing mit einem roten Strich über den Weg von Dresden nach Moskau, und eine schlanke Frauengestalt in der Tracht längst vergangener Zeit zwischen den wuchernden Beeten wandelte.

Das waren richtige Spukgeschichten, wie auch auf dem Titel stand, und sie schienen auf den ersten Blick so furchtbar unmodern in jener berühmten Zeit fin de siècle, daß mancher Kritiker, nachdem er an den schwermütigen Gespenstern des Meisters Gefallen gefunden, erschreckt auffuhr und sich vor sich selbst nicht anders rehabilitieren konnte, als daß er tüchtig auf die „Ammenmärchen" schalt. In der Tat entstand damals ein niedlicher Streit um das ganze Genre, das viele als eines bedeutenden Dichters nicht würdig hinzustellen suchten.

Eines bedeutenden Dichters nicht würdig? Großer Gott!

Der Türmer, der schaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage,
Der Mond, der hat alles ins Helle gebracht,
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.

Das ist von Goethe, und der war doch sicher ein bedeutender Dichter. Schiller hat den „Geisterseher" geschrieben und war auch ein bedeutender Dichter. Das Interesse an Gespenstergeschichten steckt so tief im Menschen und ist so

allgemein, man kann in jeder Gesellschaft, die sich zum Plaudern zusammengesetzt hat, den Versuch machen: sollten da gerade die Dichter sich vornehm und pedantisch zurückgezogen haben? Das ist nicht glaublich und ist auch nicht wahr. Im Gegenteil, soweit wir größere, zusammenhängende Produkte dichterischer Gestaltung zurückverfolgen können, soweit gehen auch die Gespenstergeschichten zurück, und auf der andern Seite reichen sie hinab bis auf unsere Zeit der Röntgenstrahlen und des Jugendstils.

Schon in der Bibel finden wir die erste Gespenstergeschichte. Es ist die berühmte Stelle im ersten Buch Samuelis, wo Saul bei der Hexe von Endor Rat sucht und sie ihm den Geist Samuels erscheinen läßt.

„Und es begab sich zu derselbigen Zeit, daß die Philister ihr Heer versammelten, in den Streit zu ziehen wider Israel.

Da aber Saul der Philister Heer sahe, fürchtete er sich, und sein Herz verzagte sehr.

Und er ratfragte den Herrn, aber der Herr antwortete ihm nicht.

Da sprach Saul zu seinen Knechten: Sucht mir ein Weib, die einen Wahrsagergeist hat, daß ich zu ihr gehe und sie frage. Seine Knechte sprachen zu ihm: Siehe, zu Endor ist ein Weib, die hat einen Wahrsagergeist.

Und Saul wechselte seine Kleider, und zog andere an, und ging hin, und zween andere mit ihm, und kamen bei der Nacht zum Weibe, und sprach: Liebe, weissage mir durch den Wahrsagergeist, und bringe mir herauf, den ich dir sage.

Das Weib sprach zu ihm: Siehe, du weißt wohl, was Saul getan hat, wie er die Wahrsager und Zeichendeuter ausgerottet hat vom Lande; warum willst du denn meine Seele in das Netz führen, daß ich ertötet werde?

Saul aber schwur ihr bei dem Herrn und sprach: So wahr der Herr lebt, es soll dir dies nicht zur Missetat geraten.

Da sprach das Weib: Wen soll ich dir denn heraufbringen? Er sprach: Bringe mir Samuel herauf.

Da nun das Weib zusahe, schrie sie laut und sprach zu Saul: Warum hast du mich betrogen? Du bist Saul.

Und der König sprach zu ihr: Fürchte dich nicht! Was siehest du? Das Weib sprach zu Saul: Ich sehe Götter heraufsteigen aus der Erde.

Er sprach: Wie sind sie gestaltet? Sie sprach: Es kommt ein alter Mann herauf, und ist bekleidet mit einem seidenen Rock. Da vernahm Saul, daß es Samuel war, und neigte sich mit seinem Antlitz zur Erde und betete an.

Samuel aber sprach zu Saul: Warum hast du mich unruhig gemacht, daß du mich heraufbringen lässest? Saul sprach: Ich bin sehr geängstigt; die Philister streiten wider mich, und Gott ist von mir gewichen und antwortet mir nicht.

Samuel sprach: Was willst du mich fragen, weil der Herr von dir gewichen und dein Feind geworden ist?

Der Herr wird dir tun, wie er durch mich geredet hat und wird das Reich von deiner Hand reißen.

Dazu wirst du und deine Söhne morgen mit mir sein. Auch wird der Herr das Heer Israels in der Philister Hände geben.

Da fiel Saul zur Erde, so lang er war, und erschrak sehr vor den Worten Samuels, daß keine Kraft mehr in ihm war; denn er hatte nichts gegessen den ganzen Tag und die ganze Nacht.

Und das Weib ging hinein zu Saul und sahe, daß er sehr erschrocken war, und sprach zu ihm: Siehe, deine Magd hat deiner Stimme gehorcht;

So gehorche auch nun du deiner Magd Stimme. Ich will dir einen Bissen Brots vorsetzen, daß du essest, daß du zu Kräften kommest und deine Straße gehest.

Er aber weigerte sich und sprach: Ich will nicht essen. Da nötigten ihn seine Knechte und das Weib, daß er ihrer Stimme gehorchte. Und er stand auf von der Erde und setzte sich aufs Bette.

Das Weib aber hatte daheim ein gemästet Kalb; da eilte sie und schlachtete es, und nahm Mehl und knetete es und buk es ungesäuert.

Und brachte es herzu vor Saul und vor seine Knechte. Und da sie gegessen hatten, standen sie auf und gingen in die Nacht hinaus...."

*

So finden sich viele Gespenstergeschichten in der Literatur des Altertums. Der alte Homer beschwört die Schatten der Unterwelt, ein entsetzlich spukhaftes Gesicht kündet den Freiern das nahe Verderben, der Geist des Patroklus erscheint nächtens dem Achill, und der Pelide selbst tritt gespensternd in der „Kleinen Ilias" auf und in den „Rückfahrten" der Helden. In den Persern des Äschylus erscheint das Gespenst des Königs Darius; bei demselben Dichter kommen noch Geister vor in den Eumeniden, Psychagogen, dem Prometheus. Sophokles hat sie in der Polyxena, Euripides in der Hekuba und außerdem in der Helena etwas Ähnliches, wenn er in seiner raffinierten Weise von einem Trugbilde Gebrauch macht. Bekannt war im Altertum die Geschichte von dem Dichter Simonides und dem dankbaren Toten, und so hören die Gespenster nicht auf bis hinab zu dem aufgeklärten Spötter Lucian. Dessen „Lügenfreund" (Philopseudes) ist, wie Erwin Rohde sagt, ein wahres Vorratshaus typischer Geschichten von Geistererscheinungen und Zauberwirkungen aller Art. Geister und Gestorbene heraufzurufen ist solchen Weisheitslehrern wie dem Titelhelden eine Kleinigkeit. So wird des Glaukias Vater citiert, der vor sieben Monaten gestorben ist; die tote Frau des Eukrates erscheint, deren goldene Sandale man mit ihr zu verbrennen vergessen hat. Es folgt die jener Zeit weit verbreitete Geschichte von dem Gespenst in Korinth; es wird davon gesprochen, daß eigentlich nur die Geister der durch Gewalttat Umgekommenen spuken dürfen, daß es jedenfalls (für den Redner) gewisse Dämonen und ähnliches gebe, die erschienen, wem sie wollten, daß schließlich auch einmal der Lebende einen Einblick in die Unterwelt tun dürfe. Die Seele kann, vom Leibe getrennt, in den Hades eingehen und nachher, wieder in den Körper zurückgekehrt, erzählen, was sie gesehen hat. So ist dem Kleodemus die eigene Seele, als sein Leib im Fieber lag, von einem Boten der Unterwelt dort hinabgeführt aber wieder entlassen worden, weil sie aus Ver-

sehen statt der des Nachbars, des Schmiedes Demylos, geholt worden sei. Bei der letzten erbaulichen Geschichte bricht natürlich Lucians Spott in hellen Flammen aus. — Zahllos waren selbstverständlich die Spukgestalten bei den abergläubischen Römern, ihre Lemuren, Larven, Strigen u. s. f., und wir finden sie bei ihren Dichtern und Schriftstellern, bei Vergil, der nachher in der mittelalterlichen Sage als ein großer Zauberer gilt, bei Tibull, Ovid bis hinab zu Apulejus, dem berühmten Verfasser von Amor und Psyche.

In der deutschen Literatur steht, wenn wir das Altdeutsche überschlagen, wo uns gleich die Merseburger Zaubersprüche an allerhand Spukhaftes denken lassen, unter den ersten Andreas Gryphius, trotz großer Erfolge eine düstere Gestalt. Sein Vater starb an Gift, Mutter und Geschwister raubte ihm die Pest, der Stiefvater betrog ihn um sein Erbe, der Dreißigjährige Krieg und Krankheit trieben ihn früh von Ort zu Ort. Diesen schweren Schicksalen entspricht der Charakter seiner Poesie. Mit den „Kirchhofgedanken", Betrachtungen über die verwesten Leichname, debütierte er. In der Kirche singt man noch heute von ihm: die Herrlichkeit der Erden muß Rauch und Asche werden. Auch die Gespenster treten bei ihm in schrecklicher Häufung auf. Ein Drama nennt sich: „Das verliebte Gespenst"; in „Katharina von Georgien" treten ganze Chöre ermordeter Fürsten auf und rufen Rache; in „Carolus Stuardus" die ermordeten Günstlinge des Königs, die hingerichtete Maria Stuart, die Geister aller vor Karl I. ermordeten englischen Könige, in „Cardenio und Celinde" werden durch Gespenstererscheinungen die Seelen der Helden gewandelt.

Im übrigen brauchen wir aus der Fülle der Namen nur einige herauszugreifen. In der klassischen Periode finden wir fast bei allen Großen Geistergeschichten: bei Goethe zum Beispiel in den Unterhaltungen der Ausgewanderten und öfter, bei Schiller in seinem berühmten Romanfragment, bei

Wieland, Musäus, Herder. Ihre Blütezeit erlebten die Spukerzählungen bei den Romantikern, E. T. A. Hoffmann an der Spitze. Der fürchtete sich vor seinen eigenen Gespenstern derart, daß seine Frau, wenn er nächtlicherweile schrieb, bei ihm sitzen mußte, um ihm das Grauen zu vertreiben. Neben ihm sein Nachahmer M. Solitaire, dann Tieck, Kleist, Fouqué, Gaudy, Heinrich Heine, der auch in seinen Abhandlungen, zum Beispiel den „Elementargeistern" und den „Göttern im Exil" sich mit solchen Dingen beschäftigt hat, in gewissem Sinne auch Chamisso. Von den Dichtern der Freiheitskriege wußte E. M. Arndt manches Spukhafte zu berichten, das er selbst erlebt hatte, und in Körners zwei Novellen, besonders in Hans Heilings Felsen, spielt es schaurig hinein. Von den süddeutschen Poeten ist Justinus Kerner mit der Seherin von Prevorst zu nennen, auch sein Freund Mörike war recht gespenstergläubig; ihm gegenüber Immermann mit seinem Münchhausen. Dazu Hauff mit einem bedeutenden, Uhland mit einem geringeren Anteil. Auch der Schweizer Zschokke bringt gelegentlich eine Geistergeschichte (vgl. auch Jeremias Gotthelf).

Unter den Nachklassikern fällt neben dem obenerwähnten Kleist Grillparzer mit der „Ahnfrau" auf; als Gegenstück Platen mit dem „Romantischen Ödipus" und der „Verhängnisvollen Gabel". Bei ihm sein Freund Kopisch, der Entdecker der „Blauen Grotte", und so geht es weiter bis auf unsere Zeit, wo die leichte Erzählungsliteratur der Clauren und Cramer-Spieß über Gregor Samarow und Gerstäcker bis zu Nataly von Eschstruth mit ihren zwei Sammlungen („Spuk" und „Sternschnuppen") auch auf diesem Gebiet sich fruchtbar fortpflanzt. Von den Zeitgenossen mögen hier noch Zur Megede, Karl Busse, Heinrich Steinhausen herausgehoben werden, und von den Großen Conrad Ferdinand Meyer und neben Paul Heyse besonders Storm. Wie beliebt solche Geschichten immer noch sind, lehrt ihr Vorkommen in Unternehmungen wie Kürschners Bücherschatz und Engel-

horns Romanbibliothek; in den Leihbibliotheken heißt eine große Rubrik „Räuber, Ritter und Geisterromane", auch sonst erscheinen in den Bücherverzeichnissen sehr häufig die Titel, die ein Gespenst, Vampyr, Werwolf und dergleichen führen, eigentlich oder als Lockmittel, besonders natürlich in der Kolportageliteratur, und in einem Familienjournal wie „Das Neue Blatt" heißt eine gelegentliche Rubrik „Aus dem Reiche des Übersinnlichen".

Auch bei andern Nationen fühlen sich die Dichter von diesen Stoffen angezogen. Von den Skandinaviern zum Beispiel Ibsen und Jonas Lie, von den Ungarn Maurus Jokai, von den Slaven, wo der Vampyrglaube heimisch ist, der stimmungsvolle Turgenjew, der Romantiker Gogol, Pisemski und unter den Neueren Tschechoff und Maxim Gorki, von den Portugiesen zum Beispiel Trindade Coelho. Bei den Franzosen war der Vorläufer ihrer Romantik, Charles Nodier, ein geschworener Schüler E. T. A. Hoffmanns; jene ganze Bewegung charakterisiert Goethe mit dem unwilligen Wort, daß an die Stelle des schönen Inhalts griechischer Mythologie Teufel, Hexen und Vampyre getreten seien. Von den Neueren wandten sich hie und da diesen Stoffen zu Catulle Mendès, Daudet, Anatole France, Paul Hervieu und besonders Maupassant. Auch bei Eugen Sue findet es sich gelegentlich in den ersten Romanen; sonst tritt das Spukhafte in den französischen Verbrechergeschichten der Emil Gaboriau, Xavier de Montépin, Ponson du Terrail mehr zurück.

Dann aber die Engländer! Hier fällt einem zunächst Shakespeare ein. Auch die Nebelgestalten Ossians zeigen gewisse Verwandtschaft, und von den Neueren haben Dickens und Bulwer Gespenstergeschichten voller Grauen geschrieben. Aber neben diesen Großen welch eine Menge der Mittleren und Kleinen! Die Engländer haben immer eine starke Neigung für das Gruselige gehabt. Schon der Vater des Robinson, Defoe, hat außer einem „System der schwarzen Magie"

eine „Geschichte der Geistererscheinungen" geschrieben, und ist mit seinen Greuelgeschichten, denen gelegentlich Gespenstisches beigemischt war, einer der stärksten Anreger des Amerikaners Poe geworden. — Für den neueren Spukroman ist der Vorläufer Horace Walpole mit seinem „Schloß von Otranto", im Jahre nach dem Frieden zu Hubertusburg erschienen. Ihm folgt Ann (Ward) Radcliffe, nach Engel (Geschichte der englischen Literatur) die wahre Ältermutter des Sensations- und Hintertreppenromans. Leider ist sie zu verständig für ihre Unheimlichkeiten: sie löst sie am Schlusse auf, so daß zum Beispiel ein Bild, von dem die gräßlichsten Schauer ausgehen, sich nachher als harmloses Wachsbild erweist. Nach ihr bildete der hochbegabte Matthew Lewis seine Schauergeschichten, besonders der „Mönch" hatte einen ungeheuren Erfolg, an dem der blutenden, gespenstischen Nonne darin kein geringer Anteil gebührte. Mary Godwin schrieb 1814 einen Gespensterroman „Frankenstein", worin ein künstlich erzeugter Mensch (vgl. Immermanns Münchhausen) die schaudervollsten Verbrechen begeht. Charles R. Maturin mit seiner „Family of Montorio" gehört ebenfalls zu der Gruppe.

Von den Neuzeitlichen steht an der Spitze der vielschreibende Wilkie Collins, durch seine „Frau in Weiß" 1860 mit einemmal eine europäische Berühmtheit. Der Zeichner des „Punch", du Maurier, verseuchte mit seiner Trilby (in zwei Jahren zwei Millionen Exemplare verkauft!) die alte und neue Welt. „Es ist", wie Engel sagt, „die Geschichte eines durch mehr als eine Hand gegangenen Malermodells, das sich die innere Reinheit bewahrt hat; sie fällt einem hypnotisierenden Musikvirtuosen zum Opfer, der, Geschwindigkeit ist keine Hexerei, aus einem keine zwei Töne unterscheidenden, kunstlosen Geschöpfe die größte Sängerin beider Erdhälften macht." Eigenartig ist Stevensons „Dr. Jeckyll und Herr Hyde", weniger wert, aber mehr gelesen Marie Corelli, und genannt mag in diesem Zusammenhange

noch Arthur Conan Doyle werden, obgleich der mehr zum Detektivroman neigt.

Von den Amerikanern hat zuerst Charles Brockden Brown Gruselromane geschrieben (gest. 1810). Ungleich bedeutender ist Nathaniel Hawthorne, ein Geistesverwandter Poes, der seinerseits natürlich immer der Bedeutendste auf dem Gebiet der „Seltsamen Geschichten" bleibt, allerdings zum eigentlich Gespenstischen weniger Neigung hat. Nach ihrer Art originelle Beiträge haben auch Mark Twain und Kipling geliefert.

Als Kuriosum seien noch die Chinesen genannt, die ja schon zu Goethes Zeit „mit ängstlicher Hand Wertern und Lotten auf Glas malten", und so auch in den Kreis unserer Betrachtung einen Augenblick hineinschauen mögen. Der Pfarrer R. Wilhelm hat im „Ostasiatischen Lloyd" aus ihrem Novellenbuche Liao-Chai einige Stücke mitgeteilt, von denen wir zwei herausgreifen:

Der wilde Hund.

Zur Zeit des Aufstands der Weißen Lotosblumen-Gesellschaft wurden die Menschen niedergehauen, wie Hanf. Im Bezirk Chih-Chuan lebte ein Mann namens Li-Hua-Lung, der entfloh ins Gebirge, um sich zu retten. Da kamen bei Nacht Soldaten an. Er fürchtete, mit den Aufständischen getötet zu werden. Weil er nun keinen anderen Ausweg hatte, versteckte er sich unter den Leichen und stellte sich tot und getraute sich noch nicht einmal hervor, als die Soldaten alle schon vorüber waren. Plötzlich sah er, wie die Leichen ohne Köpfe und Glieder aufstanden, aufrecht wie die Bäume eines Waldes. Ein Leichnam, dem der Kopf abgehauen war, aber noch mit dem Leib zusammenhing, sprach mit seinem Mund: der wilde Hund kommt, was gibt es für einen Rat? Die ganze Herde der Leichname, groß und klein, sprach: Es gibt keinen Rat. Da fielen sie in einer Weile wieder hin und rührten sich nicht mehr. Li fürchtete sich und wollte aufstehen. Da kam ein Wesen, das einen Tierkopf auf einem Menschenleib hatte und zernagte die Schädel der Leichen, kratzte ihr Gehirn

heraus und fraß es. In seiner Todesangst kroch er mit seinem Kopf unter die Leichen hinunter. Das Wesen kam und zerrte ihn an der Schulter, um seinen Kopf herauszubekommen. Er wühlte sich mit aller Kraft hinein, um ihm nicht in die Hände zu fallen. Das Wesen räumte die Leichen alle beiseite und machte seinen Kopf doch frei. Da grub er in der Verzweiflung mit seinen Händen die Erde auf und scharrte einen Stein heraus, in der Größe einer Tasse. Als das Wesen nun herankam, richtete er sich auf und warf mit lautem Geschrei den Stein nach ihm. Er traf es auf das Maul, da schrie es wie eine Eule. Das Wesen, dem das Maul sehr weh tat, lief davon und spuckte Blut auf den Weg. Als er dem Blut nachging, fand er zwei Zähne, die waren gebogen und vorne nadelspitz, ein jeder vier Zoll lang. Er steckte sie zu sich und ging nach Hause. Niemand, dem er sie später zeigte, konnte ihm sagen, von was für einem Tier sie stammen.

Und eine zweite:

Nächtliche Gesellschaft.

Es war einmal ein Mann in Tung-Nüo, der hieß Ko. Eines Abends kam er von einem Besuch nach Hause. Als er ins Gebirge kam, verlor er den Weg. Er geriet in tiefes Dickicht und irrte bis Mitternacht umher. Plötzlich hörte er von einem Berggipfel herab Gelächter. Er stieg schnell hinauf, um zu sehen, was es sei. Oben angekommen, sah er etwa ein Dutzend Menschen am Boden sitzen und Wein trinken. Als sie ihn erblickten, begrüßten sie ihn freundlich: Bitte, nehmen Sie Platz, es fehlt gerade noch einer in unserer Gesellschaft. Sie kommen sehr geschickt. Er setzte sich und sah umher, da entdeckte er, daß der größere Teil von ihnen Gelehrtenabzeichen trug. Nach einiger Zeit erkundigte er sich bei ihnen nach dem Weg. Da erwiderte der eine lächelnd: Sie scheinen ein rechter Stubengelehrter zu sein, daß Sie den schönen Mondschein so verachten, der zum Gelage leuchtet, und nur an den Heimweg denken. Sie schenkten ihm Wein von einer ganz vorzüglichen Sorte ein, und da er schon etwas vertragen konnte, so sprach er ihm tapfer zu. Die ganze Gesellschaft lobte ihn darüber als würdigen Genossen.

Nun hatte er die Fähigkeit, Vogelstimmen nachzuahmen, wo-

mit er schon früher manche Gesellschaft unterhalten hatte. Er trat im Laufe der Zeit ein wenig beiseite und ahmte das Gezwitscher einer Schwalbe nach. Die andern wunderten sich sehr, woher so spät in der Nacht eine Schwalbe komme. Dann ließ er einen Kuckuck rufen, worüber das Erstaunen noch wuchs. Darauf kam er zurück und setzte sich lächelnd, ohne ein Wort zu sagen, an seinen Platz. Er wandte den Kopf abseits und krächzte mit der Stimme eines sprechenden Raben: Herr Ko ist betrunken, bringt ihn heim. Keiner hatte eine Ahnung, woher die seltsamen Töne kommen. Als er aber nach einer kleinen Weile die Worte wiederholte, da entdeckten sie die Sache. Sie brachen in lautes Gelächter aus und versuchten ihm nachzuahmen, aber keinem gelang es. Der eine sagte: „Schade, daß die Tsing-Niang-Tse nicht da ist." „Tut nichts," sprach ein anderer, „im Herbst kommen wir alle wieder hier zusammen und Herr Ko muß dann mit dabei sein." Ko war es zufrieden. Da stand einer auf und sagte: „Unser Gast hat uns mit seiner schönen Fertigkeit erfreut, wir müssen ihm doch auch unser Kunststückchen zeigen." Sie standen auf und einer stand aufrecht in der Mitte. Ein zweiter sprang auf seine Schultern und stand dort aufrecht. Ein dritter sprang dem zweiten auf die Schultern und ein vierter folgte. Höher hinauf konnten sie nicht springen. Aber die folgenden kletterten einer nach dem andern an den schon Stehenden wie an einer Leiter empor, bis das ganze Dutzend aufeinander stand. Wenn man so daran hinaufsah, so schienen sie bis in die Wolken zu reichen. Da fielen sie plötzlich lang hin und im Nu hatten sie sich in eine Straße verwandelt. Ko blieb lange ratlos stehen. Endlich ging er auf dem seltsamen Weg voran und kam schließlich nach Hause. Am nächsten Tage hatte er grimmige Leibschmerzen, die sich erst am dritten Tage legten. Da ging er hinaus und suchte den Platz seiner nächtlichen Zusammenkunft auf. Er fand die Überreste des Mahls: lauter abgenagte Knochen, als hätten Wölfe dort gehaust. Ringsum war dichtes Gestrüppe und von einer Straße keine Spur zu sehen.

Als der Herbst kam, wollte er wieder zu der besprochenen Zusammenkunft hin. Aber seine Freunde ließen ihn nicht fort, aus Furcht, es könnte ihm etwas zustoßen.

*

Indessen sind die Gespenstergeschichten nicht allein auf die Literatur beschränkt. Auch die Musik taucht in diese spukhafte Welt hinab. Häufig die Oper. Wir denken zum Beispiel an Boieldieus „Weiße Dame", an „Robert den Teufel", an den einst beliebten „Vampyr" von Marschner. Eindrucksvoller und der heutigen Generation lebhaft vor Augen im Don Juan, wo der steinerne Gast mit dröhnenden Schritten der frevelhaften Einladung des Helden folgt, und im „Fliegenden Holländer", wo der Ahasver des Meeres unheimlich und geheimnisvoll in den Kreis der Lebenden tritt. Häufiger in den Kompositionen von Balladen, wie denn diese ganze Dichtungsart ihre Stoffe mit Vorliebe im Gebiet des Dunklen und Schaurigen findet. Da ist für den Musikkenner interessant, wie die Komponisten auf verschiedene Weisen versuchen, in Tönen die unheimliche Stimmung ihrer Texte herauszuarbeiten, zu verstärken, zu nuancieren. So hat zum Beispiel Löwe in seinem „Erlkönig" das Dämonische des Unholds durch eine eigenartige Folge von Tönen ausgedrückt, die in allen seinen Reden einförmig wiederkehrt. Reichardt hat bei demselben Gedicht den Erlkönig musikalisch gewissermaßen als eine Nebelsäule dargestellt, indem er ihn all sein Schmeicheln und Drohen auf einen einzigen Ton singen läßt. Selten findet sich das Gespenstische in reinen, d. h. wortlosen Tonwerken, einmal allerdings in wunderbarer Reinheit der Stimmung bei Saint-Saëns in seiner berühmten Danse macabre. Mit allen Mitteln einer raffinierten Technik wird der Hörer in die unheimlich mitternächtige Kirchhofscene eines Totentanzes versetzt: er hört die Uhr zwölf schlagen, die Geister verlassen die Gräber, es klingt wie bei Goethe:

Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Gebärden da gibt es vertrackte,
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.

Immer wilder wird der Tanz, immer unheimlicher der gespenstische Reigen, da — kräht plötzlich mit heller Stimme der Hahn in die wilden Töne: ein rasch aufflackernder stürmischer Tumult, ein wirres, trocknes Rascheln, vom fortissimo ganz schnell zum pianissimo abstürzend, und ruhig liegt der Kirchhof da, vom bleichen Licht des Mondes übergossen . . . . .

Es scheint beinahe selbstverständlich, daß auch die Malerei sich diesen Stoffen zuwendet, und wir brauchen in der Tat nicht lange nach Belegen zu suchen. Von dem ganzen, ungeheuren Gebiet der kirchlichen Malerei läßt sich ein großer Teil der Heiligen- und Auferstehungsbilder hierherrechnen, mit mehr oder weniger Gespensterstimmung, je nach der Individualität des Künstlers, besonders stark zum Beispiel bei dem geistreichen Franzosen Doré. Auch die Totentänze gehören dazu, von Holbein und Dürer an mit ihrem Reichtum an einfachen, großen Gedanken bis herab zu den nervösen Radierungen Max Klingers, eines Künstlers, der übrigens schon in seinem ersten Raumwerk in Steglitz auf der einen Türfüllung einen Schläfer durch ein fürchterliches Gespenst schrecken läßt. Ja, es scheint, daß gerade unsere Zeit eine besondere Neigung für das ahnungsvoll Unheimliche hat; über vielen Bildern Böcklins liegt es, vom Schweigen im Walde angefangen, über vielen von Franz Stuck. Besonders lehrreich war dafür die große Berliner Kunstausstellung des Jahres 1900. Da erregten einige Schweden allgemeines Aufsehen. Der eine, Georg Graf von Rosen, hatte eine große Leinwand geschickt, die Auferweckung Drottning Dagmars: da hob eine Tote das fahle Antlitz und richtete sich im Sarge auf, während ein Mann in königlichem Purpur zu ihren Füßen kniete, und lähmendes Entsetzen sich auf den Gesichtern der zurückweichenden Mönche und frommen Schwestern malte. Ankarkrona hatte ein Bild gesandt, „Die Ersten im Lande“: leuchtende Nacht mit halkreisförmigem Nordlicht über den Hügeln eines Fjord;

durch das tiefe, leuchtende Blau des Wassers zieht geräuschlos ein Drachenschiff, von Schilden starrt sein Bord, und durch die Augenlöcher des hochgeschwungenen Drachenkopfes schimmert das Licht, daß es aussieht, als spähten glühende Augen durch die schweigende Nacht. Ecke Hedberg zeigte einen Herbstabend: ein Bauernhaus lag da in nordischer Landschaft, aus den abgemähten Feldern stieg der Abendnebel auf, und das Korn stand in Schwaden darin. Das war hundertmal gemalt, und doch standen die Menschen lange davor und einer machte den andern aufmerksam, denn die Schwaden schienen sich zu bewegen, im dämmerigen Nebel gegen das schweigende Haus heranzudringen und vorüber, ein langer, geisterhafter Zug.

Sogar in der Plastik entdeckt man gelegentlich etwas, das einen starken Zug ins Gespensterhafte aufweist. So stellte 1902 Stephan Sinding aus Drontheim ein abgetöntes Holzbildwerk in Lebensgröße aus, das er „Die Älteste ihres Geschlechts" benannte. Am Ende eines Ganges von Cypressen und Lebensbäumen stand es und hob sich von dem Hintergrund eines schwarzgrünen, einfarbigen Teppichs ab. Es war eine hagere Gestalt; weil man von den Füßen nur die Spitzen unter dem gewandigen Umhang hervorgucken sah, schien sie in schrittlosem Gange langsam und dämonisch dem Beschauer entgegen zu gleiten. Vom Kopf herab deckte ein Umhang die ganze Figur, gleichmäßig in starren Falten nach beiden Seiten zu den Füßen fallend; die Hände über der Brust verschränkt griffen mit langen, knorpeligen Fingern wie zwei Knochenhände ineinander. Man trat zögernd näher. Braun alles; von dem Körper sah man nur die dürren, mageren Hände und das pergamentene Antlitz, gelblich-weiß, scharf geädert; die Augen, wie einer Toten geschlossen, lagen tief in den Höhlen, die Unterlippe war hochgeschürzt, breit und knochig trat der Unterkiefer hervor. Der gesamte Eindruck war groß, leer, hochmütig, ungefähr das, was man die Majestät des Todes nennt. So stand die Älteste ihres

Geſchlechts, halb eine Sphinx, halb eine Mumie; daß ſie lebte, zeigte nur die aufrechte Stellung und erhöhte ſo die geſpenſterhafte Wirkung.

In der Poeſie alſo, in der Muſik, in der Malerei und ſogar in der Plaſtik, überall finden wir eine ſtarke Neigung gerade bedeutender Künſtler für geſpenſtiſche Motive, und wie weit verbreitet dieſe ſind, erhellt beſonders, wenn wir noch einmal zurückdenken, daß wir mit unſern Belegen nicht etwa eine vollſtändige Überſicht geben wollten, ſondern nur das herausgriffen, was uns bei einem raſchen Überblick bequem zur Hand lag. Man hat, ſowie man einmal darauf achtet, in der Tat den Eindruck, als quöllen, wie durch einen Zauberſtab geweckt, die Spukgeſchichten in ungeahnter Menge herauf, nach Schillers Wort:

Leicht aufzuritzen iſt das Reich der Geiſter,
Sie liegen wartend unter dünner Decke,
Und leiſe hörend ſtürmen ſie herauf.

Die Wahrheit von Gespenstergeschichten.

Wunderbare Dinge sind aber nicht aus der Welt geschafft, wenn die Menschen die Augen zuhalten und sagen: Ich sehe nichts, oder die Augen aufreißen und sagen: Ich sehe alles.

G. Frenssen, Jörn Uhl.

*) Gibt es Gespenster? — Nein. Das ist kurz gefragt und bündig geantwortet. Die meisten werden so antworten, wenn wir nicht zufällig an einen Spiritisten geraten. Aber ist die bündige Antwort auch überlegt? — Aus welchem Grunde verneinen wir durchschnittlich und fast unwillkürlich die Existenz von Gespenstern? — Großer Gott, über Gründe haben wir dabei nie besonders nachgedacht, aber der nächste ist natürlich, daß wir nie anders gehört haben, als daß es keine gebe. Wenn wir uns als Kinder

*) Der Verfasser möchte nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß er auf dem Gebiete, welches die nachfolgenden Bemerkungen behandeln sollen, Laie ist, und daß die Frage nach der Existenz von Gespenstern eigentlich aus dem Rahmen dieses Buches herausfällt. Uns interessieren hier die Gespenstergeschichten nicht als Dokumente für eine andere Welt, sondern lediglich als Literaturprodukte. Wenn wir jene Frage dennoch hier zwar nicht bearbeiten, aber doch erwägen, so geschieht es, weil man gelegentlich der Vorträge des Verfassers eine derartige Erörterung lebhaft gewünscht hat. Warum ihm die ruhigen und vorurteilslosen Überlegungen gerade eines Laien auch für die Öffentlichkeit von Interesse scheinen, wird sich, so hofft er, aus seinen Bemerkungen selbst ergeben.

„graulten", appellierte man an unsere „Größe", und als wir wirklich groß waren, waren wir eben aufgeklärt, hervorgegangen aus einer praktisch-naturwissenschaftlichen Zeit. Ein zweiter Grund kommt hinzu: wir alle — und es sind sehr abergläubische unter uns — haben der eine oder der andere sehr gelegentlich etwas Unheimliches erlebt, aber ein wirkliches, richtiges Gespenst? — Nie!

Das sind zwei Gründe, die allerdings mehr praktisch erklären als ernsthaft genügen. Verweilen wir darum noch einen Augenblick bei unserer Frage. Ist sie vielleicht durchaus unsinnig? — Stellten wir die Frage: gibt es Sonnen, die einen langen, mit Haaren bewachsenen Schwanz haben, so würde man über den närrischen Einfall lachen und ihn keiner ernsthaften Antwort würdigen, schon weil niemand derartiges ernsthaft behaupten würde. Bei Gespenstern liegt die Sache doch anders. Man hat im allgemeinen eine Vorstellung von ihnen, die man nicht erst, wie etwa bei geschwänzten Sonnen, mit phantastischer Laune zusammensuchen muß; diese Vorstellung ist weit, man kann wohl sagen auf der ganzen Erde verbreitet (die Spiritisten werden darauf aufmerksam machen, daß man aus der Verbreitung der Idee Gottes einen Beweis für seine Existenz genommen hat); schließlich ist sie ihnen wesenhaft genug, um ihnen eine bestimmte Art von Furcht einzuflößen. So birgt also unser Leitmotiv eine Frage, die man jedenfalls überlegen darf, ehe man sie beantwortet.

Gleichviel. Auch die wohlerwogene Antwort wird nein lauten. Wohl kann ich mir Gespenster vorstellen, ihnen mit etwas empirischer Weitherzigkeit sogar einen Platz in der Welt des Seins anweisen wie etwa dem Äther mit seinen Schwingungen, aber schon die *eine* Eigenschaft der Gespenster, die ihnen als hauptsächliche zukommt, daß sie sich da, wo vorher nur Luft war, willkürlich zu redenden, handelnden, manchmal fast scheint es organischen Gestalten bilden, und dann ebenso plötzlich spurlos und grundlos in die leere Luft hinein verschwinden, womit dann ein Hin-

eindringen des irgendwie Körperhaften in rings geſchloſſene Räume zuſammenhängt, ſchon dieſe Abnormität des Verhältniſſes der Aggregatzuſtände widerſpricht ſo ſehr all unſerer Erkenntnis von den Dingen und Zuſtänden der Natur, daß ſie genügt, um die Geſpenſter in das Reich der Fabel zu verweiſen.

Widerſpricht unſerer Erkenntnis der Natur? fragt der Spiritismus und erlaubt ſich die Bemerkung, daß dieſer Einwand wiederum unſerer Gewohnheit mehr als unſerer Wiſſenſchaftlichkeit Ehre mache. Daß wir durch eine Glasſcheibe ſehen, wiſſen wir, aber begreifen, erkennen wir es auch? Daß das Sehen durch Schwingungen des Äthers vermittelt wird, nimmt die ſtolze Wiſſenſchaft an, aber daß dieſe Schwingungen durch Luftbewegungen nicht beeinflußt werden, daß man in den Sturm hinaus ſo gut ſieht, wie in eine windſtille Landſchaft, wie viele *begreifen* denn das? Wer vor zehn Jahren behauptet hätte, man könne durch das Fleiſch des lebenden Menſchen hindurch ſeine Knochen nicht nur fühlen, ſondern auch ſehen, würde Phantaſt geſcholten ſein, und wie ſteht es jetzt, wo wir das Geld im geſchloſſenen Portemonnaie mit den Augen zählen? Suggeſtion und Hypnoſe, vor einigen Jahrzehnten noch als Täuſchung belächelt, ſind heute allgemein anerkannt; das zweite Geſicht wird nicht mehr lediglich als Spuk verſchrieen, ſondern beginnt von Ärzten fachmänniſch unterſucht zu werden; die ſogenannte Fernwirkung oder Telepathie erhält ein merkwürdiges Analogon in der Funkentelegraphie. Wir ſtolzen Menſchenkinder ſind eitel arme Sünder und wiſſen gar nicht viel, ſingt Matthias Claudius; bei jeder Erfindung und Entdeckung ſehen wir aufs neue, wie ſehr wir von Geheimniſſen umgeben ſind, die wir nur ach wie gelegentlich der Natur abliſten können. Selbſt wenn wir nicht an Geſpenſter denken, müſſen wir die Möglichkeit zugeſtehen, daß es mehr Dinge zwiſchen Himmel und Erde gibt, als unſere Schulweisheit ſich träumen läßt.

Scheint es da ganz abſurd, wenn man zu dieſen Dingen, die es vielleicht geben kann, auch die Geſpenſter rechnet?

So ſagt der Spiritiſt nicht ohne einen Schein des Rechts. Die allgemeine Möglichkeit von etwas, ſagen wir einmal Übernatürlichem ſcheint allerdings gegeben — war doch vor zehn Jahren das Hindurchſehen durch ein Zigarrenkiſtenbrett übernatürlich und hätte ſehr gut als ſpukhaftes Requiſit in einem Zaubermärchen benutzt werden können. Zudem ſcheint es, wenn wir auch zehnmal nicht an Geſpenſter glauben, doch wiſſenſchaftlich gefährlich, ihnen die obſchon noch ſo entfernte Möglichkeit abzuſprechen. Der Spiritiſt könnte daran erinnern, daß Galilei doch recht behielt mit ſeinem „Die Erde bewegt ſich um die Sonne", trotzdem die Bibel und die Theologie und, ſchlimmer noch, der ſinnenfälligſte Augenſchein gegen ihn war. Nun, daß nicht die Sonne täglich am Himmel ihren Kreis zieht, ſondern daß die Erde in ſteter Drehung ſich um ſie herum wälzt, wiſſen wir jetzt alle, aber — Hand aufs Herz — wie viele haben eine innerliche klare Anſchauung davon, daß die Meere bei der Drehung nicht in die Unendlichkeit auslaufen wie das Waſſer aus einem ſich neigenden Eimer, und daß die Antipoden nicht den Kopf nach unten wandeln wie die Fliegen an der Zimmerdecke?

Alſo — da wir wiſſen, daß unſere Erkenntnis der Natur unzulänglich iſt, und daß wir in unſern Wahrnehmungen mancherlei Täuſchungen der Sinne unterworfen ſind, theoretiſch danach überzeugt ſein müſſen, daß wir noch von vielen ungekannten Kräften, vielleicht auch zukünftigen Erſcheinungen umgeben ſind, ſo können wir zugeſtehen, daß zu dieſen Geheimniſſen der Natur auch Geſpenſter gehören. Wir wollen alſo ganz allgemein die Möglichkeit ihrer Exiſtenz zugeben. Damit iſt natürlich nicht im entfernteſten geſagt, daß wir glauben, es gebe welche. Wir zeigen uns vielmehr nur bereit, denen, die jenes behaupten, ernſthaft zuzuhören. Selbſtverſtändlich liegt ihnen die Laſt des Be-

weises ob. Wir wollen nur noch präcisieren, daß wir, ohne uns auf spiritistische Theorieen und Spitzfindigkeiten einzulassen, unter Gespenstern die vom Körper losgelösten Geister Lebender oder Toter verstehen, die den menschlichen Sinnen, besonders den Augen, wahrnehmbar werden.

Der Beweise, die natürlich oft genug versucht worden sind, gibt es drei Arten. Zunächst der philosophisch-theoretische, der indessen für die Denkart unserer Zeit von vornherein nichts Zwingendes hat. Wir konstatieren gern, daß der reine Materialismus heut abgewirtschaftet hat und die moderne Philosophie wieder etwas mehr „Geist" in ihre Weltanschauung hineinbringt; eine Zunahme des Glaubens an Geister, mögen sie nun wie Astralkörper oder wie platonische Ideen aussehen, würde daher im Zuge der Zeit liegen. Wir vernehmen mit Interesse, was Du Prel meint, daß die Entwicklungslehre, folgerichtig weitergeführt, zur Annahme der selbständigen Existenz körperloser Geister leite, aber wir sind, dank dem überwundenen Materialismus, zu praktisch geschult, um allein auf solche theoretischen Schlußfolgerungen unsere praktische Überzeugung zu gründen. Die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode, wie sie der Spiritismus auszumalen liebt, beweisen natürlich, subjektiv verschieden, wie sie sind, nichts für die Realität ihrer Substrate.

Schwerer wiegt der historische Beweis, der darin besteht, daß Geistererscheinungen an bestimmtem Ort, zu bestimmter Zeit, unter bestimmten Umständen historisch beglaubigt vorgelegt werden. Dieser Beweis ist durchschlagend. Denn wenn auch nur von einer einzigen Geistererscheinung nachgewiesen ist, sicher und zweifellos und einwandfrei, daß sie wirklich geschehen ist, so hat es einmal ein Gespenst gegeben, und wenn mehrere Fälle gleich sicher belegt sind, so heißt das: es gibt Gespenster, freibleibend natürlich Art und Gelegenheit ihres Erscheinens, die dann Gegenstand besonderer Untersuchung werden können. Hier liegt die große

Schwierigkeit darin, einwandfreies Material zu bekommen. Wenn jemand eine Erscheinung gehabt hat, und er ist ein nüchterner oder kritischer Kopf, wird er eher geneigt sein, an eine Hallucination oder sonstwie Selbsttäuschung zu glauben und Gründe dafür zu suchen, als die Realität des Gespenstes anzunehmen. Leute, die sich den Eindrücken ihrer Sinne mit mehr Vertrauen hingeben, erfahren bei Erscheinungen gewöhnlich eine solche Erschütterung des Gemüts, daß sie nachher nicht imstande sind, eine sachliche Schilderung des Vorganges zu geben. Beiden ist also das Vermögen objektiver Auffassung beeinträchtigt. So geht es den Erlebenden. Und den Berichtenden? — Die meisten scheuen sich, solche intimen Erfahrungen preiszugeben, weil sie den Spott oder das Achselzucken der Allgemeinheit fürchten, und die jene Scheu überwunden haben, geraten leicht in den Fehler, unbewußt, um sich glaubhaft, bewußt, um sich interessant zu machen, daß sie entstellen und übertreiben. Die Gefahr der Entstellung wächst natürlich mit der Zahl der Vermittler, so daß man bei einer Erzählung aus dritter oder vierter Hand (und die Originalberichte sind am seltensten) von vornherein auf dokumentarischen Wert verzichten muß, wenn man nicht auf die Quelle zurückgehen kann. Trotz dieser subjektiv unüberwindlichen Schwierigkeiten haben sich die Spiritisten außerordentlich angestrengt, gerade hier die Existenz von Gespenstern nachzuweisen. Man hat die schriftliche Überlieferung aller möglichen Völker durchforscht und eine ziemliche Anzahl unheimlicher Geschichten zusammengebracht, ohne sie jedoch zu mehr als gelegentlicher Parallele verwenden zu können. Man hat ferner, und das ist das bei weitem wichtigste, in der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit nach Gespenstererscheinungen gesucht, man hat durch ernsthaftes Entgegenkommen den Leuten Mut gemacht, Erlebnisse auf diesem Gebiet den Fachzeitschriften oder gelehrten Gesellschaften zur Verfügung zu stellen, schließlich haben, um von kleineren Publikationen, wie Aceve-

dos Buch „Über die Gespenster" abzusehen, die Engländer Gurnsey, Podmore und Myers unter großen Opfern an Geld und Arbeit etwa siebenhundert Fälle von Gespenstererscheinungen zusammengebracht, allerdings Gespenstererscheinungen Lebender, die sich Leuten von unbestreitbarer Wahrheitsliebe und möglichst beglaubigt zugetragen haben sollen. Ob eine gleiche Kodifikation von Gespenstererscheinungen Toter versucht worden ist, hat der Laie nicht erfahren können. Überzeugt worden ist er durch die Phantasms of the living nicht, obgleich er das Gefühl hatte, sich an der Schwelle einer wunderbaren Welt und vielleicht einer neuen Erkenntnis der Natur zu bewegen.

Ebenso zwingend, aber weniger auf die Allgemeinheit zugeschnitten ist der experimentelle Beweis. Er besteht darin, daß man, wie der Physiker etwa das Vorhandensein von Elektricität nachweist, indem er sie irgendwie sinnfällig wirken läßt, daß man so die Existenz von Geistern beweist, indem man sie citiert, und ihre Anwesenheit, indem man sie den Sinnen wahrnehmbar macht. Dieses Experiment erfordert, wie jedes, Vorkenntnisse und Vorbereitungen und liegt, wenn man sich nicht mit dem etwas gefährlichen Gesellschaftsspiel des Tischrückens und -Klopfens begnügt, in den Händen der Fachleute, d. h. hier der Spiritisten. Der Spiritismus aber scheint dem Laien mehr ein Glaube, den seine Anhänger mit allen Mitteln fortgeschrittener Wissenschaft zu stützen bestrebt sind, als die vorurteilslose Erkenntnis eines neuen Gebietes der Natur. Das diskreditiert ihm seine Argumente von vornherein. Die Materialisierungen, wie jene die Verkörperungen von Geistern nennen, geschehen mit Hülfe eines Mediums, und man sucht, so gut es nur irgend geht, sich und andere zu überzeugen, daß es sich nicht um Hallucinationen oder Betrug handle. Man nimmt die Photographie, Abgüsse materialisierter Glieder in geschmolzenem und nachher erkaltetem Paraffin und anderes zu Hülfe, und die Berichte

über diese Experimente lassen allerhand Eigenartiges erfahren. „Indessen", um mit einem der bedeutendsten Spiritisten, dem russischen Staatsrat Aksakow zu reden, „die Abgeschmacktheit der Kommunikationen, die Armut ihres intellektuellen Inhalts, selbst wenn es keine Gemeinplätze sind, der ersichtlich mystifizierende und lügenhafte Charakter des größten Teils der Manifestationen, die Unzuverlässigkeit der physikalischen Phänomene, sobald es sich darum handelte, sie dem positiven Experiment zu unterwerfen, die Leichtgläubigkeit, die Verblendung, der Chauvinismus der Spiritisten und Spiritualisten, schließlich der Betrug, welcher gleichzeitig mit den Dunkelséancen und den Materialisationen hereinbrach, und den ich nicht allein aus der Literatur, sondern auch durch meine persönliche Erfahrung in meinen Beziehungen mit den renommiertesten Medien von Profession habe bestätigt finden müssen — in Summa eine Masse von Zweifeln, Einwürfen und Verwirrungen aller Art vergrößerten nur die Schwierigkeit des Problems" und, so möchte ich hinzufügen, machen den experimentellen Beweis für die Existenz von Gespenstern den Uneingeweihten a priori unglaubwürdig.

Ist denn nun, alles zusammengenommen, ein Beweis erbracht? — Das ist viel gefragt, genau so viel wie zu Anfang, ob es Gespenster gebe, und die Frage ist ebenso schwer zu beantworten. Man könnte ungefähr so formulieren: eine bestimmte Anzahl von Leuten glaubt an Geister, die vom Körper losgelöst selbständig existieren, nicht aus Aberglauben, der an und für sich natürlich dem Spiritismus einen großen Teil seiner Anhänger zuführt, sondern aus ernster Überzeugung, die sie aus den vorliegenden Tatsachen gewonnen haben. Es befinden sich kluge Köpfe darunter, die sich erst nach zähem Widerstreben, wie der eben erwähnte Aksakow, oder nach lautem öffentlichen Widerstande dazu bekannten, wie der berufene Lombroso, der hier aus einem Saulus zum Paulus wurde: auch Männer, die

sich anderweitig schon in der Wissenschaft einen guten Namen erworben hatten, wie der Physiker Crookes, der bei Gelegenheit der Röntgenstrahlen viel und mit Ehren genannt worden und ein Hauptexperimentator auch in der „Wissenschaft vom Verborgenen" ist. Daneben finden sich, ohne bestimmt eingeschworen zu sein, zumal unter den Philosophen nicht wenige, die dem Geisterglauben nahe stehen, Kant zum Beispiel, dem man gewiß Phantastik nicht vorwerfen wird, und Schopenhauer.

Indessen für die Allgemeinheit, auch für die wissenschaftliche Laienwelt, ist, wie die hitzige Abwehr E. v. Hartmanns zeigt, der Beweis noch nicht erbracht. Daran trägt gewiß die prekäre Art der Argumente einen Teil der Schuld; ferner hat es der Spiritismus im Zuschnitt, wie man sagt, verdorben, als er sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wie eine Epidemie über Europa verbreitete, mit soviel Schwindel und Spielerei durchsetzt, daß das Ganze bei allen, die von der Mode verschont blieben, von vornherein für Humbug galt. Trotz alledem bleibt es wunderbar, daß die Menschen, die doch sonst, ohne auf besonders genauen Beweisen zu bestehen, alles mögliche glauben, gerade in dieser Sache, die sie allgemein als absurd beurteilen, ihr credo quia absurdum ganz vergessen und einen fast instinktiven Widerstand gegen die Annahme der Existenz von Gespenstern äußern.

Dieser Widerstand hat bei vielen den äußerlichen Grund, daß sie sich genieren, einen Glauben, der von der Allgemeinheit verlacht wird, zu hegen oder gar zu bekennen. Wieweit solche Scheu geht, hat vor kurzem Professor Slaby im „Prometheus" gezeigt, wo er erzählt, daß Hughes, der Erfinder des Mikrophons, den wichtigsten Bestandteil der heute berühmten Telegraphie ohne Draht schon Ende der siebziger Jahre entdeckte, aber die wunderbare Fernwirkung des elektrischen Stromes verschwieg, weil er und seine Freunde fürchteten, sein wissenschaftlicher Ruf könne dabei

Schaden leiden. Bei Unbefangeneren hat die Abwehr des Gespenstergedankens wohl zunächst den Grund, daß die Vorstellung, die dann unabweisbar ist, keinen Augenblick vor der Gesellschaft ungesehener Geister sicher zu sein, sich gewissermaßen täglich und stündlich darin zu bewegen, etwas so Fatales, so Unheimliches, schließlich auch so Unvorstellbares hat, daß man sich instinktiv dagegen sträubt. Ernsthafte Naturen aber sehen sich, wenn sie die Existenz von Gespenstern annehmen, einer so fundamentalen Umwälzung jeder bisher erworbenen philosophischen Weltanschauung gegenüber (die nächste Konsequenz wäre ja die Sicherheit eines individuellen Fortlebens nach dem Tode), daß sie sich hüten, ohne zwingenden Beweis diesen Schritt ins Ungewisse zu wagen. So hat sich zum Beispiel der gereifte Goethe eingestandenermaßen von diesen Fragen geflissentlich ferngehalten.

Das wäre so, in einen leidlichen Zusammenhang gebracht, das Wesentliche unserer Laienbemerkungen über die Gespensterfrage. Sie können keine neuen Resultate bieten, sie sind sogar zu vorsichtig oder zu bescheiden, eine Überzeugung auszusprechen, die leicht wie ein wenn auch nur persönlich gültiges Resultat aussähe. Sie wollen weiter nichts, als einen ruhigen Ausblick gewinnen über den Stand und Widerstreit der Parteien. Daß deren aber wirklich zwei da sind, die sich mit innerer Überzeugung und gewichtigen Argumenten bekämpfen, daß sie alle beide verdienen, ernsthaft genommen zu werden, das möchten wir als eine Art Ergebnis unserer Bemerkungen herausheben und damit zugleich die Stellung angeben, die uns für unsere Mitlaien als wünschenswert und vernünftig erscheint.

* * *

Welch seltsame Blüten die spiritistische Literatur treibt, ist bekannt. Eins der berühmtesten Bücher ist „Die Geisterwelt" von Florence Marryat. Hier wird zum Beispiel behauptet, daß auf einer photographischen Platte ein Bild verschleiert herauskam. Als die Eigentümerin es trotzdem entwickelte, fielen ihr die merkwürdigen Formationen der Verschleierungen auf. Sie nahm ein Vergrößerungsglas und entdeckte, daß die Schleier Gesichter waren; eins trug die Züge eines abgewiesenen, inzwischen verstorbenen Freiers. Am seltsamsten sind die Bibelerklärungen des Werkes, zum Beispiel: „im Alten Testament werden vier Arten von Medien erwähnt: Propheten, Seher, weise Frauen, Traumdeuter;" oder „Bileams Esel stand unter der Kontrolle eines Engels, der ihm das Reden ermöglichte;" oder „Saul wurde selbst ein Medium, denn wir lesen, daß ein böser Geist von Gott ihn sehr unruhig machte;" oder „Christus war ein heilendes (häufig), physikalisches (er verwandelte Wasser in Wein), materialisierendes (er weckte Tote auf) Medium, seine Verklärung war eine Séance erhabenster Art" und so vieles in verschiedenen Richtungen nach derselben Weise.

Andrerseits ist der Standpunkt, den wir oben als den für den Laien wünschenswerten und vernünftigen charakterisierten, von klaren und scharfen Geistern mit Nachdruck eingenommen worden. Lessing sagt zum Beispiel in seiner Dramaturgie (Stück 11): Wir glauben keine Gespenster mehr? Wer sagt das? Oder vielmehr, was heißt das? Heißt es soviel: wir sind endlich in unsern Einsichten soweit gekommen, daß wir die Unmöglichkeit davon erweisen können; gewisse unumstößliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Gespenster im Widerspruche stehen, sind so allgemein bekannt geworden, sind auch dem gemeinsten Manne immer und beständig so gegenwärtig, daß ihm alles, was damit streitet, notwendig lächerlich und abgeschmackt vorkommen muß? Das kann es nicht heißen. Wir glauben jetzt keine Gespenster, kann also nur soviel heißen: in dieser Sache,

über die sich fast ebensoviel dafür als darwider sagen läßt, die nicht entschieden ist und nicht entschieden werden kann, hat die gegenwärtig herrschende Art zu denken den Gründen darwider das Übergewicht gegeben; einige wenige haben diese Art, zu denken, und viele wollen sie zu haben scheinen; diese machen das Geschrei und geben den Ton; der größte Haufe schweigt und verhält sich gleichgültig und denkt bald so, bald anders, hört am hellen Tage mit Vergnügen über die Gespenster spotten und bei dunkler Nacht mit Grausen davon erzählen. Aber, so fährt dann Lessing in seinem Thema fort, in diesem Verstande keine Gespenster glauben, kann und darf den dramatischen Dichter im geringsten nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen.

Und noch einen Zeugen, ebenfalls einen Gelehrten, der auch der schönen Literatur angehört, Wilhelm von Humboldt, der in den „Briefen an eine Freundin" mehrfach unser Thema berührt (besonders Brief 17, 62, 63). Da schreibt er zum Beispiel:

Die Geschichte der geisterartigen Warnung ist sehr sonderbar — sie wurde Ihnen in dem Momente, wie Sie zuerst bestimmt Ihre Zustimmung zu einer Verbindung niederschrieben, die Sie in unendliche Leiden verwickelte. Noch sonderbarer, da sie zugleich eine Todesanzeige Ihrer Mutter war.

Daß Sie wirklich sich haben so rufen hören, ist nicht abzuleugnen. Es ist auch ebenso sicher, daß kein sterblicher Mensch Sie gerufen hat in der totalen, abgeschiedenen Einsamkeit, worin Sie die warnende Stimme vernahmen. In sich haben Sie die Stimme gehört, wenn sie gleich Ihr äußeres Gehör zu vernehmen schien, und in Ihnen ist die Stimme erschallt. Es gibt gewiß viele, die das nur als eine Selbsttäuschung erklären würden, die denken, daß der Mensch auf natürlichen Wegen, ohne alle Verknüpfung des Irdischen mit dem Geisterreich, bloß durch die innere Bewegung, die in seinem Gemüte, seiner Einbildung, seinem

Blute selbst waltet, so etwas äußerlich zu vernehmen glaubt. Daß es so sein kann, bisweilen so ist, möchte ich nicht leugnen, wohl aber, daß es nicht auch anders sein kann, und bei gewissen Menschen unter gewissen Umständen anders gewesen ist. Sie sagen: Ihrer Seele habe sich in späterer Zeit und nach und nach die Meinung bemächtigt, die Jung-Stilling in seiner Theorie der Geisterkunde (ich habe sie nicht gelesen) aufstelle, daß die uns Vorangegangenen, heller sehenden, mit Liebe uns umgebenden, uns oft gern schützenden, warnend uns erkennbar zu werden suchten, und dies gern, um tiefere Eindrücke zu bewirken, an bedeutende und wichtige Ereignisse knüpften, wo es nur darauf allein ankomme, daß sie sich mit uns in Rapport zu bringen vermöchten, was allein davon abhänge, in welcher Entbundenheit der geistige Zustand von den äußeren Sinnen sich befinde. In diesem entbundenen Zustande, worin sich gewiß niemand eigenwillig bringen kann, glauben Sie vielleicht in jener Stimmung gewesen zu sein, wo Sie über alle gewöhnlichen Rücksichten hinaus Ihre Entschließungen niedergeschrieben haben. Diese Ihre Bemerkungen sind tief gedacht und empfunden. Es gibt unleugbar ein stilles, geheimnisvolles, mit irdischen Sinnen nicht zu fassendes Gebiet, das uns, ohne daß wir es ahnen, umgibt, und warum sollte da nicht auf Augenblicke der Schleier reißen und das vernommen werden können, wozu in diesem Leben keine vernehmbare Spur führt? Sie wurden hier in dem Augenblicke gewarnt, wie Sie einen bis dahin nur Ihnen bekannten Gedanken niederschreiben wollten, einen Federzug tun, der Ihr Leben in vielfache und unglückselige Verwicklung ziehen sollte, Sie wurden mit der Stimme gewarnt, die bald nicht mehr sein sollte, und es wurde, wie Sie bemerken, um sicherer Sie zum Nachdenken zu führen, der Moment bedeutend bezeichnet, da Ihre Mutter gerade in demselben Momente acht Tage nachher starb. Das war offenbar nicht von dieser Welt. Es war eines der Zeichen,

die selten, aber doch bisweilen kund werden, von dem, was eine im Leben unübersteigbare Kluft von uns trennt. Ich danke Ihnen sehr, daß Sie dies nicht übergangen haben.

Und an einer anderen Stelle:

Daß eine geliebte Person im Augenblicke ihres Abscheidens, oder auch nachher, den Elementen und der Sinnenwelt die Kraft abgewinnt, zu erscheinen, läßt sich zwar auch nicht weiter begreiflich machen, allein die menschliche Seele empfindet doch selbst Dinge in sich, welche die Möglichkeit, wenn auch nur in einem Schleier, durchblicken lassen. Wer je Sehnsucht in sich getragen hat, begreift, daß sie eine Stärke gewinnen kann, die von selbst die gewöhnlichen Schranken der Natur durchbricht. Es mag aber auch bei dem, der etwas sehen soll, eine Empfänglichkeit notwendig sein, die Geistergegenwart zu vernehmen, und wir mögen manchmal von Geistern umgeben sein, ohne es zu wissen oder zu ahnen. —

Indessen Zeugnisse gelten uns weniger als Beweise, und von dessen drei Arten kommt für den Beobachtungskreis unseres Buches eigentlich nur der historische in Betracht, insofern die Berichte über Gespenstererscheinungen auch literarische Produkte sind. Von diesen hat eine besondere Bedeutung als Dokument wie als Kunstwerk die Erzählung Prosper Mérimées über

Eine Vision Karls XI.

Man macht sich über Visionen und über übernatürliche Erscheinungen lustig; einige sind aber so bestätigt, daß, wollte man nicht daran glauben, man, um konsequent zu sein, alle historischen Zeugnisse beiseite werfen müßte.

Ein Protokoll in bester Form, versehen mit der Unterschrift vier glaubwürdiger Zeugen, garantiert die Wahrheit dessen, was ich erzählen will. Ich muß noch hinzufügen, daß die Prophezeiung, die in diesem Protokoll enthalten ist, lange vorher, ehe

heutigestags eingetroffene Ereignisse sie in Erfüllung gebracht zu haben scheinen, bekannt und erwähnt worden ist.

Karl XI., der Vater des berühmten Karl XII., war einer der despotischsten, aber auch weisesten Monarchen, die Schweden gehabt hat. Er beschränkte die ungeheuerlichen Privilegien des Adels, vernichtete die Macht des Senates und machte aus eigener Machtvollkommenheit Gesetze. Mit einem Worte: er veränderte die Konstitution des Landes, das bis zu seiner Regierung oligarchisch gewesen war, und zwang die Stände, ihm eine absolute Autorität zuzuerkennen. Er war übrigens ein aufgeklärter Mann, tapfer, der lutherischen Kirche zugetan, von einem unbeugsamen, kalten, positiven Charakter, und entbehrte gänzlich der Einbildungskraft.

Er hatte vor kurzem seine Gemahlin Ulrike Eleonore verloren. Obgleich seine Härte gegen diese Fürstin, wie man sagte, ihr Ende beschleunigt hatte, achtete er sie doch und schien von ihrem Tode mehr betroffen, als man von einem so trockenen Gemüte wie das seinige hätte erwarten können. Seit diesem Ereignis wurde er noch düsterer und schweigsamer als vorher und gab sich der Arbeit mit einem Eifer hin, der das Bedürfnis, peinliche Gedanken zu entfernen, kundgab.

Spät, an einem Herbstabend, saß er in Schlafrock und Pantoffeln vor einem großen Feuer in seinem Kabinett im Schlosse zu Stockholm. Er hatte seinen Kammerherrn, den Grafen Brahe, bei sich, den er mit seiner Gunst beehrte, und den Arzt Baumgarten, der, beiläufig bemerkt, gern den Freigeist spielte und verlangte, man solle an allem, nur nicht an der Arzneiwissenschaft zweifeln. Diesen Abend hatte ihn Karl wegen irgend einer Unpäßlichkeit kommen lassen.

Die Abendsitzung verlängerte sich gegen Gewohnheit, und der König gab ihnen nicht durch einen „guten Abend" wie gewöhnlich zu verstehen, daß sie sich zurückziehen möchten. Das Haupt vorn übergeneigt und die Augen auf die glühenden Kohlen gerichtet, behauptete er ein tiefes Schweigen; man sah, daß seine Gesellschaft ihn langweilte, aber auch, daß er, ohne zu wissen warum, sich scheute, allein zu bleiben. Der Graf Brahe bemerkte wohl, daß seine Gegenwart nicht sehr angenehm wäre, und hatte schon mehrmals geäußert, Seine Majestät bedürfe wohl der Ruhe;

aber eine Handbewegung des Königs hatte ihn auf seinem Platze festgehalten.

Der Doktor sprach seinerseits von dem Schaden, den das Nachtwachen der Gesundheit brächte; aber Karl murmelte zwischen den Zähnen: „Bleibt, ich habe noch keine Neigung zum Schlaf." — Darauf versuchte man es mit allerlei Gegenständen der Unterhaltung, die beim zweiten oder dritten Satz ins Stocken geriet. Es war klar, daß Seine Majestät eine ihrer düsteren Stimmungen hatte, und bei einer solchen Gelegenheit ist die Lage eines Hofmanns eine sehr delikate. Graf Brahe, vermutend, daß die Traurigkeit des Königs von seinem Kummer um den Verlust seiner Gattin käme, sah das Porträt der Königin, das im Kabinett hing, an und sagte mit einem Seufzer: „Das ist ganz ihr zugleich so majestätischer und sanfter Ausdruck!"

„Bah," sagte der König, der jedesmal, wenn man den Namen der Königin vor ihm aussprach, meinte, einen Vorwurf zu hören, „das Porträt ist geschmeichelt, die Königin war häßlich;" und dann innerlich ärgerlich über seine Härte, stand er auf und machte einen Gang durchs Zimmer, um eine Gemütserregung, deren er sich schämte, zu verbergen. Er blieb vor dem Fenster stehen, das auf den Hof ging. Die Nacht war düster, der Mond stand im ersten Viertel.

Das Schloß, in welchem heutigestags die Könige von Schweden residieren, war noch nicht vollendet, und Karl XI., der den Grund dazu gelegt hatte, bewohnte das alte Schloß, welches an der Spitze des Ritterholms liegt und auf den Mälarsee schaut. Es ist ein großes Gebäude in Gestalt eines Pferdehufs. Das Kabinett des Königs lag am äußersten Ende, und etwa gerade gegenüber lag der große Saal, in welchem die Stände sich versammelten, wenn sie von seiten der Krone eine Mitteilung erhielten.

Die Fenster dieses Saales schienen in diesem Augenblick von hellem Glanz erleuchtet. Das kam dem Könige wunderbar vor. Er glaubte anfangs, dieser Lichtschimmer käme von der Kerze eines Dieners her. Aber was hatte ein solcher in einem Saale zu schaffen, der seit langem nicht geöffnet war? Übrigens war der Schimmer auch zu hell, um durch eine einzige Kerze erzeugt zu sein. Man hätte ihn einer Feuersbrunst zuschreiben können, aber

man sah keinen Rauch, die Scheiben waren nicht zerbrochen, und man hörte kein Geräusch. Alles verkündete vielmehr eine feierliche Erleuchtung.

Karl blickte eine Zeitlang schweigend auf diese Fenster. Graf Brahe streckte die Hand nach einem Glockenzuge aus und schickte sich an, einen Pagen herbeizurufen, der sich nach dieser sonderbaren Helle erkundigen sollte; aber der König hielt ihn zurück. „Ich will selber in diesen Saal gehen," sagte er. Bei diesen Worten sah man ihn erbleichen, und seine Physiognomie drückte eine Art religiösen Schrecken aus. Indes er ging mit festem Schritt hinaus, der Kammerherr und der Arzt folgten ihm, jeder von ihnen eine brennende Kerze in der Hand haltend.

Der Schloßdiener, der die Schlüssel in Verwahrung hatte, war schon zu Bette gegangen; Baumgarten weckte ihn und befahl ihm im Namen des Königs, sogleich die Türen des Ständesaals zu öffnen. Die Verwunderung dieses Menschen bei so unerwartetem Befehl war groß; er kleidete sich in aller Eile an und folgte dem König mit seinem Schlüsselbunde. Zuerst öffnete er die Tür einer Galerie, die eine Art Vorzimmer und Durchgang war. Der König trat hinein; aber wie groß war sein Erstaunen, als er sah, daß die Wände ganz schwarz ausgeschlagen waren.

„Wer hat Befehl gegeben, die Wände schwarz auszuschlagen?" fragte er mit zornigem Tone.

„Sire, niemand, so viel ich weiß," antwortete der Diener ganz verblüfft. „Das letzte Mal, daß ich die Galerie habe ausfegen lassen, war sie mit Eichenholz getäfelt, wie sie es immer gewesen ist. Diese Vorhänge kommen sicherlich nicht aus dem Möbellager Ihro Majestät."

Der König, raschen Schrittes vorgehend, war schon über zwei Drittel der Galerie hinaus. Der Graf und der Diener folgten ihm auf den Fersen, der Doktor Baumgarten blieb ein wenig zurück, geteilt zwischen der Furcht, allein zurückzubleiben, und der, sich einem Abenteuer auszusetzen, das sich in so sonderbarer Weise ankündigte.

„Gehen Sie nicht weiter, Sire," sagte der Diener. „Bei meiner Seele, dahinter steckt Hexerei! Jetzt, seit dem Tode der Königin, Ihrer gnädigen Gemahlin, geht dieselbe, wie man sagt, in dieser Galerie um. Gott beschütze Ihro Majestät!"

„Halten Sie ein, Sire," sagte der Graf seinerseits. „Hören Sie nicht diesen sonderbaren Ton, der aus dem Ständesaal herüberdringt? Wer weiß, welchen Gefahren sich Ihro Majestät aussetzt."

„Sire," sagte Baumgarten, indem er vor dem großen Saal stehen blieb, während ein Windstoß seine Kerze ausblies, „gestatten Sie wenigstens, daß ich eine Kompagnie von Ihren Trabanten holen lasse."

„Laßt uns hineingehen," sagte der König mit fester Stimme; „und du, Saaldiener, öffne uns schnell die Tür." Er stieß mit dem Fuß daran, und das dadurch erzeugte Gekrach hallte im Echo der Gewölbe wie ein Kanonenschuß wider.

Der Diener zitterte dermaßen, daß sein Schlüssel an das Schloß stieß, ohne daß er ihn hineinzustecken vermochte.

„Ein alter Soldat, der zittert," sagte Karl mit den Achseln zuckend. „Rasch, Graf, öffnet uns diese Tür!"

„Sire," antwortete der Graf, einen Schritt zurückweichend, „möge Ihro Majestät mir befehlen, gegen die Mündung einer dänischen oder deutschen Kanone zu marschieren, ich werde, ohne zu schwanken, gehorchen; aber Sie wollen, daß ich der Hölle trotze."

Der König entriß den Schlüssel den Händen des Dieners.

„Ich sehe wohl," sagte er mit einem Tone der Verachtung, „daß dies meine Sache allein ist;" und ehe sein Gefolge ihn daran verhindern konnte, hatte er die dicke Eichentür geöffnet und war mit den Worten: „Gott helfe mir!" in den großen Saal getreten. Seine drei Gefährten, von Neugier, die stärker als ihre Furcht war, getrieben, und vielleicht sich schämend, den König zu verlassen, waren mit ihm eingetreten.

Der große Saal war durch eine unendliche Menge von Kerzen erleuchtet. Eine schwarze Umhüllung verdeckte die alten gestaltenreichen Tapeten. Wie gewöhnlich standen reihenweis deutsche, dänische und moskowitische Fahnen, die Trophäen der Armee Gustav Adolfs, an den Wänden aufgestellt. Dazwischen sah man schwedische Banner, die mit schwarzem Trauerflor umhüllt waren. Eine unermeßliche Versammlung bedeckte die Bänke. Die vier Ständeordnungen, der Adel, die Geistlichkeit, die Bürger und Bauern, saßen alle auf ihrem Platz. Alle waren schwarz gekleidet,

und diese Menge menschlicher Gesichter, die auf dunklem Hintergrunde hervorleuchteten, blendeten so die Augen der vier Zuschauer, daß sie kein bekanntes Gesicht darunter entdecken konnten. — So sieht ein Schauspieler einem zahlreichen Publikum gegenüber nur eine verworrene Masse, in der seine Augen kein einziges bestimmtes Individuum entdecken können. Auf dem erhabenen Throne, von dem aus der König die Versammlung anzureden pflegte, sahen sie einen Leichnam, der mit den Insignien des Königtums umkleidet war; zu seiner Rechten stand ein Kind, die Krone auf dem Haupt, ein Scepter in der Hand; zur Linken stützte sich ein alter Mann oder vielmehr ein Phantom auf den Thron. Es war mit dem Ceremonienmantel umhüllt, den die früheren Regenten Schwedens trugen, ehe Wasa daraus ein Königreich gemacht hatte. Dem Throne gegenüber saßen verschiedene Personen von strenger, ernster Haltung, in schwarze, lange Gewänder gehüllt, die Richter zu sein schienen, vor einem Tische, der mit großen Foliobänden von Pergament bedeckt war. Zwischen dem Throne und den Bänken der Versammlung stand ein schwarz verhangener Block, auf dem ein Beil lag.

Niemand in dieser übermenschlichen Versammlung schien die Gegenwart Karls und der drei Personen, die ihn begleiteten, zu bemerken. Bei ihrem Eintritt hörten sie zuvörderst nur ein verworrenes Gemurmel, in dem das Ohr keinen accentuierten Ton unterscheiden konnte. Dann stand der älteste der schwarz gekleideten Richter, der die Funktionen des Präsidenten erfüllte, auf und klopfte dreimal mit der Hand auf einen Folioband, der offen vor ihm lag. Darauf folgte sogleich ein tiefes Schweigen. Einige Leute von guter Miene, die reich gekleidet, und deren Hände auf dem Rücken gebunden waren, traten durch eine der, durch welche Karl eingetreten war, gegenüberliegende Tür in den Saal. Sie schritten mit erhobenem Haupt und sicherem Blick einher. Hinter ihnen hielt ein robuster Mann in engem Wams das Ende des Strickes, der ihre Hände zusammenband. Der vorderste, welcher der wichtigste der Gefangenen zu sein schien, blieb mitten im Saale stehen vor dem Block, den er mit stolzer Verachtung ansah. Im selben Augenblick schien der Leichnam von einem konvulsivischen Zittern ergriffen zu sein, und frisches, rotes Blut floß aus seiner Wunde. Der junge Mann kniete nieder, streckte seinen Kopf vor,

das Beil erglänzte in der Luft und fiel mit dumpfem Klange nieder. Ein Blutstrom floß über den Estrich und vermischte sich mit dem Blute des Leichnams, und der Kopf, über den Boden rollend, gelangte bis zu Karls Füßen, die er mit Blut benetzte.

Bis zu diesem Augenblick hatte ihn das Erstaunen stumm gemacht, aber bei dem entsetzlichen Anblick löste sich seine Zunge; er tat einige Schritte bis zur Estrade, und sich an die Person wendend, die mit dem Mantel umkleidet war, sprach er kühn die bekannten Beschwörungsworte aus: „Wenn du Gott bist, sprich, wenn du dem andern angehörst, laß uns in Frieden!"

Das Phantom sprach langsam in feierlichem Tone: „König Karl, dies Blut wird nicht unter deiner Regierung fließen (hier wurde die Stimme weniger vernehmlich), aber fünf Regierungen später. Wehe, wehe, wehe dem Blute Wasas!"

Darauf begannen die Gestalten dieser zahlreichen Versammlung weniger klar zu werden und glichen nur noch gefärbten Schatten; bald aber verschwanden sie ganz, die phantastischen Kerzen erloschen, und die Karls und seines Gefolges erleuchteten allein noch die alten, leicht vom Winde bewegten Tapeten. Man hörte nur noch ein leises, ziemlich melodisches Gemurmel, welches einer der Zeugen mit dem Flüstern des Windes in bewegten Zweigen verglich, ein anderer mit dem Tönen der Saiten einer Harfe, die in dem Augenblick zerspringen, wo man dieselbe stimmen will.

Alle äußerten sich einstimmig über die Dauer der Erscheinung, die etwa zwanzig Minuten gedauert hatte.

Die schwarze Umhüllung, das abgeschlagene Haupt, die Blutströme, welche den Boden bedeckt hatten, alles war mit den Phantomen verschwunden, nur Karls Pantoffel bewahrte einen roten Fleck, der allein schon hingereicht haben würde, ihm die Scenen dieser Nacht zurückzurufen, wenn sie nicht schon fest genug in sein Gedächtnis eingegraben gewesen wären.

Wieder in sein Kabinett zurückgekehrt, ließ er die Erzählung dessen, was er gesehen hatte, aufsetzen und durch seine Begleiter unterzeichnen, und unterzeichnete sie selber.

Welche Vorsicht man auch beobachtete, den Inhalt dieses Schriftstückes dem Publikum vorzuenthalten, es wurde doch bald bekannt, selbst noch zu Karls Lebzeiten; es existiert noch, und bis

zum heutigen Tage ist es niemandem eingefallen, die Authentizität desselben zu bezweifeln. Die Schlußworte sind bemerkenswert: „Wenn das, was ich hier erzählt habe," sagt der König darin, „nicht die genaueste Wahrheit ist, entsage ich jeder Hoffnung auf ein besseres Leben, das ich etwa verdient haben könnte durch einige gute Handlungen und vor allem durch meine Bemühungen um das Wohlergehen meines Volkes, wie auch durch den Eifer, mit dem ich die Religion meiner Vorfahren aufrecht erhalten habe."

Wenn man sich nun an den Tod Gustavs III. und die Hinrichtung Ankarströms, seines Mörders, erinnert, wird man mehr als eine Beziehung zwischen diesem Ereignis und den Umständen jener wunderbaren Vision finden.

Der junge Mann, der im Angesicht der versammelten Stände enthauptet wurde, war Ankarström.

Der gekrönte Leichnam Gustav III. Das Kind sein Sohn und Nachfolger Gustav Adolf IV.

Der Greis der Herzog von Südermanland, Oheim Gustavs IV., welcher Regent des Königreichs und später, nach der Thronenthebung seines Neffen, König wurde.

*

Das wäre also ein „Dokument", ein historisches Beweisstück für eine Geistererscheinung, die sich in der Vergangenheit zugetragen hat. Wie stellen wir uns nun dazu? Zunächst negativ: wir glauben es nicht, unsere ganze Erfahrung, unsere ganze anerzogene Denkart sprechen dagegen. Auf der andern Seite aber, welche Genauigkeit des Beweises! Wir haben innerhalb der Geschichte selbst Zeugnisse, daß es keine Hallucination ist, erstens in dem ruhigen, weltlich entschlossenen Charakter Karls, zweitens darin, daß seine Begleiter alle drei dasselbe sehen, drittens in dem Umstande, daß der Blutfleck auf dem Pantoffel bleibt; ferner für die Nachwelt, daß das Ereignis wirklich geschehen ist, in der sofortigen Aufsetzung des Protokolls, zweitens in der Unterzeichnung der drei Begleiter, drittens und stärkstens in der eigenhändigen Unterschrift und beige-

fügtem Schwur des Königs, ferner garantiert auch außerhalb der Geschichte manches für die Wahrheit des Berichterstatters. Er zeichnet mit seinem vollen Namen, versichert also mit diesem, daß das Protokoll noch heute existiert, ferner daß es ein solches in bester Form ist, daß noch niemand seine Authentizität bezweifelt hat, erklärt damit auch, daß die Geistererscheinung, da sie in der Tat kein vaticinium post eventum, einen bedeutenden Inhalt habe, weil nachher alles nach ihrer Vorhersage eingetroffen sei. Die Geschichte ist also so fest in der Wirklichkeit verankert, daß ein Zweifler sich, wie es der Eingang betont, den Vorwurf unkritischen Unglaubens zuziehen muß.

Eins nur ist merkwürdig: die wissenschaftliche Geschichte Schwedens schweigt über das Ereignis, und man sollte doch annehmen, daß etwas so Singuläres nicht übergangen werden dürfe, wo so viel gleichgültigere Dinge in einer Landesgeschichte Platz finden. Die Historiker Schwedens mußten so viel Dokumente lesen, haben so manche über kleine Rang- und Besitzfragen ausführlich behandelt, und dies eine, mit der Unterschrift des Königs selbst, dies sollten sie ganz ausgelassen haben? Warum nur? Oder sollte am Ende doch ..... Wir werfen einen scharfen, schnellen Blick auf Mérimée.

Er ist einer der interessantesten Charakterköpfe der französischen Literatur. 1803 als Sohn hochbegabter Eltern geboren (Vater und Mutter hatten in der Malerwelt einen geachteten Namen als originale Künstler, daher die Anschaulichkeit des Sohnes), ist er mit 22 Jahren berühmter Dichter, mit 27 Inspektor der historischen Monumente Frankreichs, also Inhaber einer hohen, weithin sichtbaren Staatsstellung. Auch von Charakter eigenartig. Als Knabe, gezüchtigt, hörte er im Nebenzimmer seine Eltern sich über seine kindliche Reue lustig machen; da faßte er den Entschluß, nie mehr um Verzeihung zu bitten. Er hat den Schwur seiner Knabenzeit gehalten. Konsequent und zuge-

knöpft, wie er war und wurde, bildete er auch seinen Stil. Nur kein Gefühl äußern! So wurde er zugleich immer starrer, immer unerbittlicher in der Führung seiner Fabel. Mit der Zeit entstand daraus die Sucht, seinem Publikum direkt in die Augen zu brennen. Das törichte mit seinem Überschwang an Worten und Gefühl hinters Licht zu führen, war ihm stets ein Genuß. Er gab eine Anzahl romantischer Dramen heraus, die von einer spanischen Schauspielerin, Klara Gazul, gedichtet sein sollten, nach der ganz Frankreich herumspürte; sie hat nie existiert. Er gab zwei Jahre später eine Sammlung illyrischer Volkslieder heraus, La Guzla nach einer Art illyrischer Guitarre genannt; alle Welt war entzückt über diese neue Offenbarung eines Volksgenius voller Melancholie und Wildheit und Ursprünglichkeit (auch Goethe wurde zuerst davon getäuscht, bis die Ähnlichkeit von Gazul und Guzla auffiel), schade nur, daß der Dichter in dem ganz unursprünglichen Paris saß.

Das also ist unser Gewährsmann. Der hat das Dokument gesehen, so scheint es wenigstens; er sagt allerdings nur, daß es noch heute existiert. Dann fällt uns noch etwas ein: die Geschichte steht nicht unter den historischen Schriften, sondern den Novellen des Dichters. Was wir anfangs kaum beachtet, bei ihm wird's bedenklich. — Kurz und gut, der Verfasser dieses Buches hat das Dokument nicht gesehen, von seinen Freunden und Bekannten auch keiner, in den schwedischen Geschichten, soweit er deren auf der großen Hamburger Bibliothek habhaft werden konnte, stand nichts davon, in der „Sphinx" hat einmal Kiesewetter einen Essay darüber gebracht, aber Hübbe-Schleiden, der langjährige Herausgeber dieser Zeitschrift, an den der Verfasser darum schrieb, erklärte jenen Aufsatz als eine bloße Anregung und die Geschichte selbst für erfunden. Mérimée jedenfalls ist uns nicht mehr ein zureichender Gewährsmann und damit fällt das Ganze als historisches Dokument zusammen. Es hat für uns nur das Verdienst einer

spannenden Novelle, die uns die Bekanntschaft mit dem interessanten Autor vermittelt hat, dessen Stil noch heute als Muster für den feingebildeten, französischen Weltmann gilt.

Interessieren würde es uns indessen, eine Gespenstergeschichte zu sehen, die nicht dichterischen Wert beansprucht, sondern nur Wahrheit geben will, eine von den Geschichten, wie sie in den spiritistischen und ähnlichen Fachzeitschriften vorkommen und die dem Unbeteiligten selten in die Hände fallen. Da hat zum Beispiel Franz Potočnik in der Sphinx vom Oktober 1890 ein eignes Erlebnis, wie er versichert, mitgeteilt unter dem Titel „Spuk".

Spuk.

Ein eigenes Erlebnis, mitgeteilt von Franz Potočnik.

Es war an einem nebligen Herbsttage des Jahres 1858, als ich sehr früh am Morgen von einem kleinen Landstädtchen Galiziens aufbrach, und nach einer ermüdenden Fahrt spät am Abend in Oświçym (sprich Oświentschim, deutsch Auschwitz) eintraf. Ich war damals k. k. Oberingenieur der Statthalterei in Lemberg. Wer vor dreißig und mehr Jahren in jener Gegend gereist ist, wird zugeben, daß damals eine solche Fahrt in vielfacher Beziehung anstrengend, mit mannigfachen Entbehrungen verbunden war, und tatsächlich kam ich in die gedachte Nachtstation um so ermüdeter, als ich den ganzen Tag nichts Warmes genossen hatte.

Der dortige Pächter des Stadthotels, Herr Löw, galt weit und breit als einer der besten Wirte und war gleichzeitig Pächter der dortigen Bahnrestauration, die mir von früheren Reisen in bestem Andenken stand. Nachdem ich nun im Stadthotel mein Nachtmahl genossen und nach polnischer Sitte den Tee genommen hatte, verlangte ich mein Nachtlager. Ein junger Bursche führte mich in den ersten Stock des ehemaligen Klosters, welches unsere profane Zeit infolge vorangehender Josephinischer Anordnungen in ein Hotel verwandelte. Am Ende einer weiten Halle, welche in früheren Zeiten fröhlichen Libationen der Mönche gedient haben mag, gegenwärtig aber von der Oświçymer jeunesse dorée als Tanzsaal benutzt wurde, erreichten wir einen Klosterkorridor, an dem entlang sich die früheren Klosterzellen und gegenwärtigen

Gastzimmer befinden. Ich wurde in die letzte Zelle am Ende des Korridors einquartiert. Außer mir befand sich im ganzen Hotel kein Fremder. Nachdem ich noch die Zimmertür mit Schloß und Riegel abgesperrt, begab ich mich zur Ruhe und löschte das Licht aus.

Ich mag vielleicht eine halbe Stunde gelegen haben, als ich beim hellesten Mondenscheine, der licht und voll in mein Zimmer leuchtete, klar und deutlich sah, wie sich die früher von mir sorgfältig geschlossene, meinem Bette gerade gegenüber befindliche Zimmertüre langsam und vorsichtig öffnete und sich in derselben ein Gendarm in voller Rüstung zeigte, welcher sich, ohne in das Innere zu treten, forschend im Zimmer umsah. Ich weiß es nicht, wie es kam, daß ich, überrascht durch den wunderbaren Besuch, nicht sogleich zum Sprechen kam, sondern daß sich der Gendarm, bevor ich ihn noch um die Ursache seines befremdenden Kommens fragte, zurückzog; unwillig über die unangenehme Störung und über mich, daß ich dennoch die Zimmertüre nicht geschlossen haben dürfte, sprang ich aus dem Bette, um solches nachträglich zu tun, und — siehe da — die Türe war mit Schloß und Riegel fest abgesperrt.

Nach der ersten Überraschung, wieso der Gendarm bei geschlossener Türe eintreten konnte, lachte ich laut auf und dachte, dies alles sei nichts als die Wirkung eines lukrativen Nachtmahls — Alpdrücken.

Ich legte mich wieder zu Bette und versuchte zu schlafen; ich mag wohl wieder eine halbe Stunde gelegen haben, als ich abermals ganz deutlich die Türe öffnen hörte und sah, wie sich durch dieselbe eine hohe, hagere Männergestalt vorsichtig und auffallend lauernd in das Zimmer schlich und mit seinen kleinen stechenden Augen forschend nach meinem Bette sah. Noch heute, nach mehr als dreißig Jahren, sehe ich die Mephistopheles-Physiognomie, in der Gestalt eines entsprungenen Galeeren-Sträflings, welcher direkt von einem Morde zu kommen schien. Starr vor Entsetzen, griff ich mechanisch nach dem auf dem Nachtkästchen liegenden Revolver. Zu gleicher Zeit jedoch sprang auch der Mordgeselle von der Bank, auf die er sich bei der Türe hingesetzt, auf, und machte katzenartig anfangs ein paar Schritte langsam, stand dann aber mit einem Satze, mich scharf fixierend, einen Dolch

in der erhobenen Hand vor meinem Bette, in welchem ich mich halb erhoben hatte. Mein ganzes Leben wird mir der grauenvolle Blick dieses hageren, spitzigen Teufelantlitzes, welches er jetzt, mich anstarrend, zu mir herunterneigte, unvergeßlich bleiben; und nun holte er zum Stoße aus, aber zu gleicher Zeit drückte ich los. Schuß und Stoß erfolgten zu gleicher Zeit. Ich schrie auf und sprang aus dem Bette; allein in demselben Augenblicke wurde die Türe so scharf in die Klinke geworfen, daß es im ganzen Hause dröhnte, und ich hörte deutlich Schritte, welche sich von meinem Zimmer entfernten. Dann war ein Moment Ruhe.

Bald darauf stürmte der Hotelpächter mit seinem Jungen erschreckt und mit dem Ausrufe in das Zimmer: „Was ist geschehen? Wer hat geschossen?"

„Ich," war die Antwort in meiner höchsten Aufregung. „Haben Sie ihn nicht gesehen?"

„Wen?" fragte der Wirt.

„Nun ihn, dem der Schuß galt. Wer war es? Ich glaube der lebendige Teufel."

Als ich aber nun in kurzem den Vorfall erzählte, fragte mich Herr Löw, warum ich denn abends nicht die Türe schloß? — „Aber Herr," gab ich zur Antwort, „fester schließen, als ich solches tat, konnte ich nicht; wenn aber diese Türe trotzdem offen war, so mag das begreifen, wer es kann, ich vermag es nicht."

Der Hotelier und sein Zimmerkellner blickten sich verständnisvoll an, Herr Löw aber warf rasch ein: „Kommen Sie, Herr, ich gebe Ihnen ein anderes Zimmer; hier dürfen Sie nicht bleiben."

Der Junge nahm mein Gepäck und wir verließen das Zimmer, in dessen Seitenwand wir vorher noch die Revolverkugel, welche ich abschoß, fanden.

Ich war viel zu aufgeregt, um schlafen zu können, und wir begaben uns dann zurück in das ebenerdige Gastzimmer, welches, da Mitternacht schon vorüber war, leer stand. Auf meinen Wunsch ließ der Wirt einen Punsch bereiten, und als wir uns nun gegenüber saßen, erzählte mir Herr Löw folgendes:

„Sehen Sie, Herr, mit dem Zimmer, welches Ihnen heute in meinem ausdrücklichen Auftrage als Schlafgemach zugewiesen wurde, hat es eine ganz eigentümliche Bewandtnis. Seit der ganzen Zeit, daß ich dies Hotel in Pacht habe, ist noch niemand,

welchen ich in das Zimmer einquartierte, aus demselben ohne Schrecken geschieden; der letzte, welcher vor Ihnen dort schlief, war ein Tourist aus dem Harzgebirge. Wir fanden ihn am Morgen vom Schlage gerührt tot am Boden des Zimmers. Seit der Zeit — es sind seitdem wohl zwei Jahre verstrichen — hielt ich dies verhängnisvolle Zimmer verschlossen. Als Sie nun gestern abends ankamen, glaubte ich, Sie wären bei Ihrem mir bekannten, so entschlossenen Charakter der rechte Mann, um dem Spuk dieses Zimmers auf den Grund zu kommen. Das aber nun, was Sie erfahren haben, ist hinreichend, um mir die Pflicht aufzuerlegen, jenes Gemach für immer zu schließen."

*

Wir kennen Herrn Potočnik nicht, aber die „Sphinx" schreibt über seine, wie über ähnliche Geschichten als redaktionelle Bemerkung: Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Tatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und Mitteilungen haben das von ihnen vorgebrachte selbst zu vertreten. Diese Bemerkung ist verständig, und Herrn Potočniks Geschichte von dem Gasthaus im alten Kloster, in dem die Türen von selbst aufspringen, von dem gespenstigen Polizisten, der unzweckmäßigerweise vorher nach dem Verbrecher sucht, von dem spukenden Bösewicht, der auch als Geist das Morden nicht lassen kann, die glauben wir ihm einfach nicht.

Die Sphinx hat auch offenbar keine weiteren Nachforschungen angestellt, weder über den gemütvollen Herrn Löw, noch über seinen Zimmerkellner, noch über sein Hotel, für das dieses „eigene Erlebnis" eine recht negative Propaganda macht, noch über den Verfasser selbst. — Daß in anderem Falle ernsthafte Berichte ganz anders nachgeprüft und durch Zeugenaussagen möglichst sicher gelegt werden,

mag aus derselben Zeitschrift (Juni 1889) ein anderes Dokument lehren, mit dem wir unsern Ausflug in das Gebiet der außerliterarischen Gespensterfrage abschließen wollen.

Eine gut bezeugte Gespenstergeschichte.

Mitgeteilt von Dr. jur. Hermann Eichborn.

Den meisten Menschen fehlt das Vermögen objektiver oder annähernd objektiver Auffassung, welches notwendig ist, um mit einiger Sicherheit Tatsachen aus dem Reiche des Übersinnlichen festzustellen. Rechnen wir zu diesem Fehlen die allgemein verbreitete ethische Unzulänglichkeit, nämlich die Sucht: zu lügen, zu übertreiben, zu entstellen aus irgend welchen egoistischen Beweggründen, ferner die Scheu, mit nach allgemeiner Anschauung dem gemeinen Menschenverstand (sensus communis) widerstreitenden Dingen vorzutreten und endlich die schon von der Wiege anerzogene materielle, dem Geistigen abgewandte Betrachtung alles Geschehenden, so erscheint es natürlich, daß verhältnismäßig so wenig sichere Fälle von übersinnlichen Phänomenen aufgezeichnet sind. Angesichts dieser Tatsache nehme ich keinen Anstand, einen Fall aus meinem in dieser Hinsicht dürftigen Leben zu veröffentlichen, welcher dem so überaus dunklen Gebiete der objektiv wahrnehmbaren Materialisation angehört, und der nach meiner persönlichen Überzeugung in Anbetracht der beteiligten, mir sehr genau bekannten Personen vorzüglich gut beglaubigt ist.

Im Jahre 1875 wurde in Breslau ein schlesisches Sängerfest gehalten, an dem sich viele Männergesangvereine der Provinz beteiligten. Der Lehrer Tilgner aus Neu-Stradam hatte sich als Mitglied des Vereins in Polnisch-Wartenberg an den auf das Fest hin abgehaltenen Proben zu beteiligen. Eines Abends zwischen 9 und 10 Uhr kehrte er von einer Probe nach seinem Dorfe zurück, in Begleitung seiner Dienstmagd, welche Einkäufe in einem Korbe tragen mußte. Nachdem die beiden die Chaussee verlassen hatten und auf dem Landwege schritten, bemerkten sie zur Seite der Straße, mit ihnen zugleich über Felder, Wiesen und Gräben wandelnd, eine schattenhafte Figur in halber Manneshöhe, grau an Farbe, kompakt und mehr eckig als rund von Gestalt, ohne Gliedmaßen. Diese Figur kam auch auf die Straße herüber, ging

bald eine Strecke vor, bald eine Strecke hinter dem Lehrer und ſeiner Magd, entfernte ſich dann wieder nach dem Felde hinüber, verſchwand einigemal gänzlich und tauchte dann plötzlich vor oder hinter den Gehenden wieder auf. Lehrer Tilgner gehörte jener Klaſſe „aufgeklärter" Schullehrer an, die, auf dem ſeinerzeit wegen „demagogiſcher Umtriebe" aufgelöſten Lehrerſeminar in Breslau gebildet, nach Kräften die auf der Schulbank empfangene naturwiſſenſchaftliche „Aufklärung" zeitlebens weiter zu verbreiten beſtrebt waren. Er hatte ſtets fleißig in ſeiner Gemeinde gegen allen und jeden Aberglauben gekämpft, den zu ihm in die Schule kommenden Bauernbuben allen Glauben an Geſpenſter u. dgl. zu nehmen ſich bemüht, alle unheimlichen Erſcheinungen, wie Irrlichte u. ſ. w. in der Naturlehre aufs beſte zu erklären geſucht. Er ſelbſt hatte niemals etwas „erlebt", war nun hoher Sechziger — und da mußte ihm etwas ſo Tolles und Ungereimtes begegnen. Vergebens ſuchte er alle ſeine Naturlehre zuſammen, um für den rätſelhaften begleitenden Popanz eine Erklärung zu finden und ſeine Autorität der vor Angſt ſchier vergehenden Magd gegenüber zu wahren. Das Ding konnte kein Schatten, keine Spiegelung ſein, und ein reelles, menſchliches oder tieriſches Gebilde konnte es ebenſowenig ſein. Er redete, er ſchrie es an, faßte ſich ein Herz, ſprang auf dasſelbe zu und ſchlug mit dem Regenſchirm nach ihm. Doch gefehlt — in dem Augenblicke, wo er ausholte, war der Kobold zwanzig Schritte entfernt und im nächſten Augenblicke wiederum ganz nahe dem armen Schulmeiſter, dem die Sache immer unheimlicher wurde und der Gott dankte, als ſich an einer über einen kleinen Waſſerlauf führenden Brücke der Unhold empfahl, um nicht mehr zum Vorſchein zu kommen. — Lehrer Tilgner kam einige Tage ſpäter zu dem erwähnten Feſte nach Breslau, und da ſein Sohn, der Stadthauptkaſſen-Rendant Tilgner, damals mein nächſter Freund war, ſo erfuhr ich alsbald jene Spukgeſchichte mit allen Nebenumſtänden, an deren Realität der Lehrer trotz ſeiner Aufklärung ehrlich und charaktervoll genug war, ohne Scheu feſtzuhalten, obwohl er ſie ebenſowenig wie mein eben erwähnter Freund mit ſeiner Philoſophie in Einklang zu ſetzen wußte. Einige Wochen ſpäter habe ich von meinem Freunde, dem Sohne des Lehrers, noch erfahren, daß dieſelbe Geſtalt und in ganz derſelben Weiſe bald, nachdem

sie der Lehrer gesehen, von einer ganzen Anzahl von Leuten um dieselbe Zeit, zwischen 9 und 10 Uhr abends und auf der nämlichen Wegstrecke, zwischen der Kreis-Chaussee und der erwähnten Brücke, beobachtet worden sei. Mehrere ängstliche Frauen waren, im Wagen sitzend, durch das auf dem Wege sein Spiel treibende Phänomen so sehr geschreckt worden, daß sie in Ohnmacht gefallen waren. Ob der Spuk später noch wahrgenommen ist, kann ich nicht berichten, weil mein Verkehr mit Tilgner jun. bald nachher unterbrochen wurde; auch ist der Lehrer Tilgner nicht gar lange nachher schwer erkrankt und gestorben.

Nachschrift der Redaktion.

Auf unsere Anfrage erhielten wir hierzu folgendes Schreiben des Herrn Rendanten Tilgner, dem wir übrigens die Einzelheiten des Dr. Eichbornschen Berichtes nicht mitgeteilt hatten:

Breslau, den 13. März 1889.

Mein Freund Eichborn wird Ihnen das Erlebnis meines Vaters, das sich wohl Anfang der 1870er Jahre zugetragen hat, ziemlich genau erzählt haben, denn ich teilte es ihm damals bald genau mit und sein gutes Gedächtnis läßt ihn nicht im Stich. Ich war von jeher eine reale Natur, die nie an Gespenster glaubte und bis heute auch keine Erscheinung gehabt hat, meinem Vater aber muß ich unbedingt Glauben schenken.

Derselbe hatte in eisernem Fleiß es als armer Arbeitersohn doch dahin gebracht, daß er mit wenig Talern in der Tasche das Breslauer Seminar beziehen konnte, durch Stundengeben sich nicht nur das Leben fristete, sondern bald in guten Kaufmannsfamilien Eingang fand und als bester Zögling und gebildeter Mann das Seminar absolvierte. Den kernigen, urdeutschen Mann sandte die Regierung dann in das starkpolnische Land bei Polnisch- (jetzt „Groß"-) Wartenberg, um zu lehren und zu germanisieren. Beides ist ihm wohlgelungen; Regierung und Leute schätzten ihn ob seiner Kenntnisse, seiner Offenheit und Vorurteilslosigkeit hoch. Als Mitglied vieler Vereine — Lehrervereine, Liedertafeln, landwirtschaftlicher Genossenschaften —, als Kreistaxator der schlesischen Landschaft hatte er sehr oft meilenweite Wege zu machen, die er immer zu Fuß, meist allein zurücklegte, und von denen er stets erst

spät in der Nacht heimkehrte. Vor 10—12 Uhr abends endeten doch selten solche Zusammenkünfte, nach denen es ein paar Stunden nach Hause zu marschieren galt, immer dabei in meiner polnischen Heimat, wo die Dörfer meilenweit voneinander liegen, durch ödes Land und finsteren Wald. Um den Weg zu kürzen, ging er quer durch die einsamen Fluren, auch über Kirchhöfe, zum Beispiel zwischen Bischdorf und Wartenberg über den Markusberg, der eine einsame Kapelle und einen Kirchhof auf seinem verlassenen Gipfel hat, zu dem am Markustage die katholischen Polen wallfahren kommen. Auf all diesen tausend einsamen nächtlichen Gängen ist meinem Vater nie das Geringste zugestoßen, er fürchtete keine Finsternis, keinen Räuber (die dort sehr heimisch waren und wohl noch sind), keinen bösen Hund noch sonstige Kreatur; und grausigen Unwettern sah er heiter zu, auch wenn flammende Gewitter über das Dorf zogen und alte Bäume in unserer Nähe zerschmetterten. Über Geistergeschichten lachte er natürlich. So war der Mann beschaffen, der nach mehr als dreißigjährigem Aufenthalt in jener öden, polnischen Gegend und nachdem er einige 50 Jahre alt geworden war, ohne das Gruseln zu lernen, folgendes Abenteuer erlebte:

Er war zu einer Lehrerversammlung nach dem eine geographische Meile von Neu-Stradam entlegenen Städtchen Polnisch- (also jetzt Groß-) Wartenberg gegangen und hatte, um Einkäufe nicht selbst tragen zu müssen, sein Dienstmädchen Johanna Troche mitgenommen. Um 10 oder 11 Uhr abends wurde gemeinschaftlich der Heimweg angetreten und zwar, weil sich Johanna auf dem näheren Wege durch den Wald zu sehr fürchtete, auf der breiten, nur durch Felder führenden offen liegenden Poststraße, die von Wartenberg nach Breslau (7 Meilen) führt. Als die Wandrer etwa $^3/_8$ Meile zwischen Stoppelfeldern auf ganz offenem Terrain zurückgelegt und eine wellenförmige Höhe, auf der eine Windmühle stand, hinter sich hatten, bemerkten sie auf einmal einige Schritte neben sich eine kegelförmige dunkle Gestalt in Mannshöhe, ähnlich einer in ein Tuch eingehüllten Menschengestalt, die sich mit ihnen fortbewegte. In heller Mondbeleuchtung erkannte mein Vater bald, daß es weder ein Schatten, noch eine Insektensäule, noch ein vermummter Räuber sei. Lautlos folgte das Ding den beiden Wandrern, war bald vor-, bald rückwärts, bald rechts,

bald links. Mein Vater ging auf dasselbe los und schlug mit dem Stocke nach ihm, da wich es nach irgend einer Seite aus, auch über den tiefen Chausseegraben hinweg, über den es nicht verfolgt wurde. Mein Vater versuchte Beschwörungsformeln, wie: „Alle guten Geister loben Gott," „Hebe dich weg, Satanas" ꝛc., doch die Schattengestalt berührte das alles nicht. Johanna, dem furchtsamen polnischen Landmädchen, schlotterten die Knie und sie war vor Angst mehr tot als lebendig, so daß mein Vater nicht wußte, ob er das Gespenst verjagen oder ihr beistehen sollte. Er selbst hatte keine Furcht, nur suchte er, leider vergebens, das Wesen dieses schwarzen Dinges zu ergründen. Als er seine halbtote Magd endlich den sanften Hügel hinab in die Nähe des von einem kleinen Wäldchen umsäumten Weidafluſſes gebracht hatte, verließ der dunkle Unhold die Landstraße und wanderte, noch lange von den Blicken meines Vaters verfolgt, nicht weit vom Waldrande seitwärts über die stillen, mondbeglänzten Stoppelfelder.

Der Schatten hatte sie etwa $^1/_4$ Meile oder $^1/_2$ Stunde lang begleitet. Jenseits der Weidabrücke mußte mein Vater die Chaussee verlassen und über weit ödere, sumpfige Felder und buschige, sumpfige Wiesen gehen (die Landstraße ging über einen sandigen Hügel), doch hat er da nichts mehr gesehen, auch sonst bis zu seinem Tode 1879 nicht. Er, der sich auf seine Furchtlosigkeit und Vorurteilsfreiheit so viel zu gute tat, schwor bei Stein und Bein für diese Erscheinung, die ja auch das Mädchen Johanna gesehen hat, und machte sich nichts daraus, daß alle seine Kollegen nun endlich eine Achillesferse an ihm fanden und ihn mit dem Namen „der Geisterseher" hänseln konnten. Der Glaube an etwas Unnatürliches wurde in meinem Vater dadurch bestärkt, daß dieser auf der Straße und den Feldern hinwandelnde Schatten nicht dem Luftzuge folgte, sondern sich nach allen Seiten hin mit gleicher Leichtigkeit bewegte und bald vor, bald hinter ihm war. Das Ereignis, das alle seine Erfahrungen eines langen Lebens über den Haufen warf, beschäftigte ihn so sehr, daß er es mir sofort mitteilte (wir schrieben uns sonst nicht so oft) und oft wiederholte. Er glaubte, wie gesagt, an keine Geister und übersinnliche Erscheinungen, fand aber für diese keine natürliche Erklärung.

Es soll an jener Weidabrücke (von den Leuten „Tschelunkebrücke" genannt) öfter gespukt, auch mit Steinen geworfen haben,

doch sind mir die Einzelheiten dieser Berichte nicht mehr gegenwärtig, da ich wenig auf die Aussagen der abergläubischen polnischen Landbevölkerung gab und sie als albern verlachte. Meinem Vater aber, der nie eine Lüge sprach, und in diesem Falle mit einer solchen auch noch seinen ganzen bisherigen Glauben verleugnet hätte, muß ich unbedingt glauben.

Das Dienstmädchen, das ihn auf jenem denkwürdigen Gange begleitete, ist noch jetzt lebendiger Zeuge; ihre Adresse ist: Frau Gastwirtin Johanna Beil, geb. Troche, Neu-Stradam, Kreis Groß-Wartenberg. Auf schriftlichem Wege wird aber wenig mit ihr auszurichten sein, da sie wohl schreiben kann, aber nicht gut und gern schreibt.

So weit meine Erinnerungen reichen, habe ich Ihnen hier alles mitgeteilt. Das Jahr weiß ich genau nicht mehr, vielleicht weiß es Eichborn besser. Machen Sie mit meinem Bericht, was Sie wollen, für den Druck aber wird er wohl sehr Ihrer Feile bedürfen, da ich als vielbeschäftigter trockener Zahlenmensch der Feder als Berichterstatter nicht mehr mächtig bin. (Wir haben diesen Brief hier ganz unverändert abgedruckt. Die Red.)

Soeben war mein jüngster Bruder, jetzt städtischer Lehrer, hier bei mir, der meinem Berichte voll beistimmte. Er meint, es wäre so 1872 oder 73 im September gewesen; er war als 11—12jähriger Junge damals noch im väterlichen Hause und erinnert sich noch genau der Nacht, wo Johanna weinend und zitternd von jenem Erlebnis nach Hause kam.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster

L. Tilgner, Rendant.

*

Von Frau Beil ging uns nachfolgende Auskunft zu, für deren bereitwillige Zusendung wir derselben zu Dank verpflichtet sind:

Neu-Stradam, den 8. April 1889.

In Beantwortung Ihrer w. Anfrage vom 5. dies. Mon. erlaube ich mir, Ihnen hierdurch mitzuteilen, daß ich mich des in dem mir übersandten Berichte geschilderten Vorfalles noch sehr

gut entſinne. Derſelbe hat ſich genau ſo zugetragen, wie der Bericht ausführt. Meines Wiſſens hat derſelbe aber nicht im September, ſondern in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend vor Pfingſten des Jahres 1873 oder 74 ſtattgefunden, ich weiß noch genau, daß ich verſchiedene Einkäufe für die Pfingſtfeiertage zu machen hatte und deshalb den Herrn Lehrer Tilgner begleitete.

Soviel ich weiß, iſt dieſe Geſpenſtererſcheinung auch von andern Leuten beobachtet worden. Doch iſt das auch ſchon eine Reihe von Jahren her. In neuerer Zeit verlautet davon nichts.

Hochachtungsvoll

Johanna Beil.

Die Dichter und die Wahrheit der Gespenstergeschichten.

Das Geisterpack, es fragt nach keiner Regel,
Wir haben aufgeklärt, und dennoch spukt's in Tegel.
Goethe, Proktophantasmist.

Gespenstergeschichten gibt es zahllos, denn ihr Stoff hat zu allen Zeiten Menschen aller Bildung und Geistesrichtung gefesselt; so ist das stoffliche Interesse auch das nächstliegende und größte bei ihnen. Je geschickter eine erzählt ist, um so sicherer werden Hörer und Leser sich der Frage zuwenden: ist sie denn wahr oder möglich? und es wird ihnen von Bedeutung werden, festzustellen, was der Dichter selbst geglaubt hat. Auch für den Literarhistoriker ist das nicht ohne Interesse, sowohl weil Absicht und Ansicht des Autors für die Erkenntnis eines jeden Schriftwerks bedeutsam sind, andrerseits und rein praktisch, weil diese Art der Betrachtung, wenn man in die Fülle der Gespenstergeschichten hineinblickt, einige Durchschläge ergibt, die sie zu einer gewissen Ordnung abteilen.

Zunächst kann man unterscheiden zwischen denen, die sich jeder persönlichen Bemerkung über das unheimliche Ereignis, das sie schildern, enthalten, und jenen, die zu dessen Wahrheit oder Möglichkeit ausdrücklich Stellung nehmen. Solche Räsonnements finden sich auf unserem heiklen Gebiet recht häufig. Der Dichter möchte erklären, wie er dazu kommt, gerade hier seine Kunst zu betätigen, er möchte die

Ernsthaftigkeit auch dieser Dinge betonen, oder seine Stellung dazu erörtern, oder die Wahrheit seiner Geschichte bekräftigen, oder von vornherein den Vorwurf der Lächerlichkeit abwehren. Dies Bedürfnis führt häufig zur Kettenbildung nach Art des Dekamerone, indem verschiedene Geschichten aneinander gereiht und in den Rahmen einer Unterhaltung gespannt werden. Zwischen den einzelnen Stücken erörtern die Teilnehmer ein Für und Wider, indem sie an das Gehörte anknüpfen und zum folgenden überleiten. So verkettet sind zum Beispiel die Gespensternovellen Paul Heyses in seiner Sammlung „In der Geisterstunde", so auch in den zwei Sammlungen der Nataly von Eschstruth, die übrigens zu den lesbareren Produkten dieser Dame gehören; wer es ganz geschickt macht, wie Goethe in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", läßt auch in die Rahmenerzählung eine unheimliche Geschichte hineinspielen. Anders können die Dichter ihre persönliche Stellung äußern, indem sie zum Beispiel den handelnden Personen selbst Reflexionen in den Mund legen, wie es in englischen Geschichten häufig geschieht, oder sie können durch die ganze Haltung ihres Berichtes ihre Meinung kundgeben, indem sie zum Beispiel mit Überzeugung oder ironisierend erzählen, oder auch dadurch, daß sie ihn von Leuten erstatten lassen, die in dem Leser ein bestimmtes Vorurteil hinsichtlich ihrer Authentizität erwecken.

Tatsächlich variiert nun die Stellung der Dichter zwischen naivem Glauben und apodiktischem Unglauben in den mannigfaltigsten Abschattungen.

Ein naiv Gläubiger war zum Beispiel der alte Ernst Moritz Arndt, der zwar keine Gespenstergeschichten erzählte, aber in seinem Leben mancherlei geheimnisvolle Wirkungen erfahren hatte, die er dann in seinen Schriften „Für und an seine lieben Deutschen" erzählte als ein ehrlicher Mann, der er immer war, unbekümmert, ob man ihn deshalb für einen Phantasten hielt. Bezeichnend für ihn und

seinen Glauben ist eine Anekdote, die Georg von Bunsen berichtet: „Über vergilbten Papieren hatte ich ihn an einem Winternachmittage 1856 angetroffen. Erläuternd bemerkte er, daß ihn der freundliche Verleger aufgefordert, unter seinen Gedichten aus früherer Zeit eine Nachlese zu halten, ob sich für ein Bändchen genug vorfände. Das ist keine geringe Arbeit; sie kann mich noch manches Jahr beschäftigen." Und mit den kindlichen Augen mich fest anblickend fuhr er fort: „Sie wundern sich, daß ein Mann in meinem Alter von der Beschäftigung mehrerer Jahre redet? Das hängt so zusammen: vor einigen zwanzig Jahren träumte mir einmal, daß ich auf unserm Bonner Gottesacker wandelnd einen aufrechten Grabstein erblickte, worauf deutlich mein voller Name nebst Geburtsort, -Jahr und -Tag zu lesen war. Sodann kam nach dem Wort „Gestorben" eine verwischte Zeile. Auf diese aber folgte eine andere: im einundneunzigsten Lebensjahre. Nun habe ich ja ernstlich getrachtet, jeden Tag meines Lebens auf das Abscheiden bereitet zu sein. Allein seit dem Traum meine ich nun doch immer, das neunzigste Jahr überleben zu sollen." — Der alte Arndt ist wirklich im einundneunzigsten Lebensjahre am 29. Januar 1860 gestorben, nachdem er am Weihnachtstage des vorhergehenden Jahres unter der Teilnahme von ganz Deutschland seinen neunzigsten Geburtstag gefeiert hatte.

In Frankreich hat Jules Bois im Pariser Matin vor kurzer Zeit eine Enquete über das Verhältnis allerhand bedeutender Leute zu den „unbekannten Kräften" veranstaltet. Da antwortet ihm von Dichtern zum Beispiel Sully-Prudhomme, der 1902 mit dem Nobelpreis ausgezeichnete: „Vor kurzem gehörte ich zu den Experimentierern von Auteuil; wir waren fünf oder sechs, Gelehrte und Neugierige, wie ich. Wir hatten das Medium Eusapia Paladino kommen lassen. Eusapia saß vor dem Tisch, ungefähr 30 cm entfernt von einem Vorhang, der in einem Winkel des Saales

an einer Stange aufgespannt war; sie zeigte ihm den Rücken. Ihre Hände und ihre Füße wurden im Halbdunkel genau überwacht. Nach sehr langem Warten kam ein schwerer Schemel ganz von selbst zu mir hin. Er erhob sich zuerst in die Luft und setzte sich dann auf den Tisch... Ich hob die Hand, sie wurde festgehalten... Ich bekam einen Schlag, ein Stuhl wurde unter mir umgeworfen, meine Haare wurden gezogen und mein Kopf gestoßen... Vor meinen Augen ging eine Guitarre im Luftraume spazieren, ohne daß sie jemand gehalten hätte. Musikinstrumente erklangen von selbst... Hinter mir, über meinem Kopfe, sahen meine Freunde schwach leuchtende Hände. Sie schienen von dem Vorhang herzukommen, den ein unerklärlicher Windhauch in Bewegung setzte. Eusapia schien bei jeder Produktion der Erscheinung zu leiden... Am meisten setzte es mich aber in Erstaunen, daß gegen Schluß der „Séance" ein Sessel, der hinter dem Vorhang stand, ganz plötzlich hervorkam und auf Eusapia zuschritt... Im Hause noch beschäftigte mich der Gedanke an diesen „Automobilsessel", es war wie ein Alp, wie eine Qual..." Auf die Frage, was er von diesen Erscheinungen halte, antwortet der Dichter: „Die Physik kann sie nicht erklären... an Schwindel glaube ich nicht; wir kannten einander und wußten, daß wir zueinander Vertrauen haben durften; aber ich würde dem Menschen, der meinen Mitteilungen aufs Wort Glauben schenken würde, ohne selbst experimentiert zu haben, jeden wissenschaftlichen Geist absprechen."

Auch Paul Adam hat sich eifrig occultistischen Studien hingegeben und weiß von allerlei Experimenten und persönlichen Dokumenten zu berichten, wie man solche in spiritistischen Zeitschriften findet.

Über ein eigenartiges Phänomen persönlicher Erfahrung berichtet François Coppée: „Ich will Ihnen eine Hallucination beschreiben, die ich vier oder fünfmal in meinem Leben erfahren habe. Immer wenn ich zu Bett

gegangen war und kurze Zeit nachdem ich das Licht ausgelöscht hatte, hörte ich deutlich — oder glaubte wenigstens zu hören — eine Stimme, die mich mit meinem Familiennamen rief: Coppée. Sicher schlief ich in diesem Augenblick nicht; trotz der großen Erregung und des Herzklopfens antwortete ich immer sofort: Wer ist da? wer spricht zu mir? Aber niemals hat die Stimme einem einfachen Anruf etwas hinzugefügt. Ich kenne diese Stimme nicht. Sie erinnert mich weder an die meines Vaters, noch die meiner Mutter, noch überhaupt irgend einer mir nahestehenden Person, die nicht mehr lebt. Aber sie ist klar und deutlich, und, was sehr bemerkenswert und, ich versichere Sie, erschreckend ist, sie scheint durch den Accent, den sie meinem Namen gibt, immer dem Gefühl zu entsprechen, von dem ich gerade beseelt bin. Ich habe diese Stimme nur in schweren Lagen meines moralischen Lebens gehört, wenn ich Kummer hatte oder unzufrieden mit mir war. Und immer hat die Stimme den Ton der Klage oder des Vorwurfes angenommen. Ich habe darin eine Gewißheit, daß ich diese Stimme nicht im Traume höre, daß sie immer nur gerade dann gesprochen hat, wenn ich durch meine Gedanken wach gehalten wurde. Sinnestäuschung, reine Einbildung, werden die starken Geister sagen. Das ist möglich, alles dies ist vielleicht nur in meinem Gehirn passiert. Diese unbekannte Stimme, an die ich niemals ohne einen Schauder denke, hat deshalb nicht weniger in meinem Ohr geklungen und in meinem Gewissen Widerhall gefunden. Sie hat mir mehreremal durch ihren Ton des Mitleides oder durch ihr Schelten Gutes getan, indem sie mich tröstete oder mich beschämte." Merkwürdig ist, daß Coppée seine Stimme hörte, als er ein Skeptiker, jedem Mystizismus abgeneigt war. Heute ist er ein strenger Katholik geworden, und jetzt, wo er an das Wunder glaubt, hat sie aufgehört, ihn zu trösten oder zu belehren.

Frédéric Mistral, der berühmteste Provençale des heu-

tigen Frankreich, wohl der einzige Dichter von ganz-französischem Ruf außerhalb Paris', ist durch einen Hund zum Glauben an allerhand übernatürliche Dinge bekehrt worden. Er schreibt darüber: „Mein lieber Freund, folgendes ist die Anekdote, die ich Ihnen über meinen Hund „Pan-Perdu" einmal erzählte. Dieses arme Tier (es ist vor zwei Jahren gestorben) war mir auf den Feldern begegnet, war mir hartnäckig gefolgt und hatte mich zum Herrn erwählt. Ich will Ihnen nicht von den Zügen erzählen, die seine außerordentliche Intelligenz bewiesen und ihn in der ganzen Gegend berühmt machten. Aber die folgende Tatsache wird Sie für Ihre Enquete interessieren. Kurze Zeit nachdem „Pan-Perdu" in mein Haus gekommen war, ging meine Frau mit dem Kindermädchen, am Totentage einen Kranz auf unser Familiengrab zu legen. Der Friedhof ist von Mauern eingeschlossen, und der Hund hatte niemals die Gelegenheit oder die Möglichkeit gehabt, dort hinein zu gelangen; aber sobald das Tor geöffnet wurde, läuft mein „Pan-Perdu" voraus und verschwindet zwischen den Bäumen, und meine Frau und das Mädchen finden ihn auf unserm Grabe ruhend wieder, wo er auf sie wartet und sie schlau ansieht. Wie hatte dieser fremde Hund, der eben erst in das Land gekommen war, mitten unter hundert andern Gräbern das unserer Familie erkennen können? Meine Frau und das Mädchen erzählten mir den Vorfall, beide noch ganz erregt und bleich, und durch diese Tatsache und einige andere sehr erstaunliche wurde ich überzeugt (man denke davon, was man wolle), daß der Hund „Pan-Perdu" das Organ oder die Verkörperung irgend eines wohlwollenden Geistes, eines toten Freundes oder eines Vorfahren war, der zu mir gekommen war, um mich gegen irgend eine geheimnisvolle Gefahr — wer weiß es? — zu schützen. Empfangen Sie, ꝛc. Maillane, den 12. September 1901. Mistral."

Von Schriftwerken gibt sich durchaus gläubig eine

Sammlung Geistergeschichten, die „aus dem Englischen" ohne Verfassernamen in Leipzig bei Weber 1851 erschienen ist, mit vier altmodischen, schaudervollen Illustrationen von Phiz. Hier zeigt sich das Gefährliche, das diese Sinnesart dem Dichter bringen kann, denn das Unheimliche ist so grausig und das Grausige so hahnebüchen, daß das Ganze grotesk bis zur Albernheit wirken würde, wenn es nicht durch die schleppenden Falten einer ermüdenden Weitschweifigkeit an jeder Bewegung gehemmt wäre. —

Nun die Autoren, welche zwar von der Existenz und dem Wesen unheimlicher Dinge keine feste Meinung haben, aber die ganze Frage ernsthaft ansehen. Zu den so gestimmten gehörte, allerdings nicht als Schriftsteller, Friedrich der Große, der einer Spukgeschichte in einem schlesischen Dorfe ernsthaft nachforschen ließ und praktische Maßnahmen zur Unterdrückung des unheimlichen Wesens traf, sowie Lessing, dem, wie er erklärte, bei einer ähnlichen Affäre sein „ganzes Latein" ausging. Unter den Dichtern steht hier Goethe an der Spitze.

Der hatte schon in seiner Jugend, besonders durch den Einfluß des bekannten Fräuleins von Klettenberg, eine starke Neigung für allerhand Geheimwissenschaft, und als ihn Schiller 1794 zum Mitarbeiter für die neu gegründeten Horen warb, steuerte er die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" bei, die im ganzen drei Spukgeschichten enthalten. Die erste schildert die spukhaften Verfolgungen einer Sängerin durch einen gestorbenen Liebhaber, die zweite einen Klopfgeist, welcher ein junges Mädchen hartnäckig beunruhigt, die dritte, dem Rahmen angehörig, das wunderbare Platzen eines Schreibtisches, dessen Zwillingsbruder zu gleicher Zeit bei einem Brande vernichtet wird. Der Dichter interessierte sich sehr für diese Geschichten, sie nehmen in seinem Briefwechsel einen breiten Platz ein, sie waren überdies nicht erfunden, sondern ihm als geschehene Ereignisse zugetragen, und obwohl er brieflich die Geschichte

der Sängerin (es war in Wirklichkeit die berühmte Clairon) eine „gespenstermäßige Mystifikation" nennt, führt er doch die ganze Tendenz der anschließenden Gespräche dahin, daß leichtfertige Einwürfe und grundsätzliche Verneinung zurückgewiesen und genaue Beobachtung als das wünschenswerte hingestellt wird. Bei dem letzten Ereignis kommt als seine Meinung heraus: „Derartige Sympathieen sind sehr möglich und ebensogut Naturphänomene wie andere, die sich öfter wiederholen, die wir mit Händen greifen und doch nicht erklären können. Wenn drüben der Schreibtisch brennt und hier reißt er zu gleicher Zeit, so ist dies für uns eine wahre Begebenheit, sie mag übrigens erklärbar sein oder zusammenhängen, womit sie will. Überhaupt ist jedes Phänomen, sowie jedes Faktum an sich eigentlich das Interessante." — Zu dieser Auffassung paßt es auch, wenn er (an ganz anderer Stelle) im Kinde den Realisten, im Jüngling den Idealisten, im Mann den Skeptiker sieht, vom Greise aber sagt: „er wird sich stets zum Mystizismus bekennen; er sieht, daß so vieles vom Zufall abzuhängen scheint; das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unvermerkt ins gleiche; so ist es, so war es, und das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war, und der da sein wird."

Mit seiner Art des Interesses befand sich Goethe damals mit vielen Zeitgenossen im Einklang. Eine Sammlung von Geistergeschichten aus der Zeit der Romantik ist das „Gespensterbuch" von Apel und Laun. Auch viele Geschichten des bekannten Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, des Klassikers unter den Erzählern von solchen, bewegen sich nach Stil und Tendenz in derselben Richtung. — Die direkt wissenschaftliche Behandlung dieser Phänomene setzt erst später ein. —

In der Mitte zwischen Sein oder Nichtsein stehen jene Autoren, die keine Stellung zur Wahrheit der Gespenster-

geschichten aussprechen, dabei allerdings nach dem Erfahrungssatz: qui tacet assentire videtur leicht den Eindruck der Gläubigen machen. Ihre Zahl ist groß, geringer ihr Gewicht, obgleich auch unter diesen Erzählern sich Künstler ersten Ranges befinden. Unter jene gehört zunächst die große Menge derer, die aus reiner Lust am Fabulieren erzählen, Edmund Höfer zum Beispiel, in den sechziger Jahren ein beliebter Erzähler; der unerschöpfliche, weitgereiste Gerstäcker fällt besonders auf, um ihn, vor und nach ihm die wimmelnde Schar der Kleinen und Namenlosen. In den Feuilletons der Zeitungen, gelegentlich auch in den Spalten der illustrierten Zeitschriften tauchen sie auf, in Zwischenräumen immer, aber dann auch gern gesehene Gäste, bestrebt, sich und das Publikum an den Schauern ihrer unheimlichen Geschichten aufzuregen. Von den berühmten fühlt man besonders bei E. T. A. Hoffmann die Freude des Romantikers heraus, die ihn seine phantastisch-bizarren Gruselgeschichten erzählen läßt, ebenso Kleist wohl mit seinem Bettelweib von Locarno, vielleicht auch Willibald Alexis in seinen Jugendwerken.

Andere verfolgen mit ihren Gespenstergeschichten gewisse außerhalb liegende Zwecke. So berichtet Mérimée seine Vision Karls XI. in der geheimen Freude, seinem aufgeklärten Publikum vor den Kopf zu stoßen. Dickens erzählt seine niedlichen Geistergeschichten, um echte Weihnachts- und Wunderstimmung zu erregen, oder zur Beleuchtung sozialer Zustände. Ebenso benutzen sie Gogol, um kleinrussisches Volk und Land, Jonas Lie, um nordisch-düsteres Milieu zu schildern. Storm in den „Geschichten aus der Tonne" frischt Kindheitserinnerungen daran auf, Fontane benutzt sie in dem ersten Teile von „Vor dem Sturm" als charakteristischen Akkord, Felix Hübel schließlich, si parva licet componere magnis, nennt seine Novelle „In einer Winternacht" eine Gespenstergeschichte, um ihr etwas für das große Publikum „Anziehendes" zu geben;

gespensterhaftes ist sonst wenig drin. Wie er machen es natürlich viele andere.

Am ernsthaftesten und tiefsten gehen von der Mittelpartei die Psychologen. Denen liegt nicht sowohl an der Wahrheit des Gespenstischen, obgleich sie es mit allen Mitteln ihrer feinen Kunst, mit einer gelegentlich raffinierten Technik glaubhaft zu machen suchen, sondern sie wollen schildern, wie zerstörend und lähmend das Grauen vor Spuk auf den Menschen wirkt. Hier zeichnet sich der Franzose Catulle Mendès aus, seinem Charakter als literarischer Sezessionist entsprechend; hier ist ein unbestrittener Meister Guy de Maupassant. In der Novelle „Qui sait?“ bringt er es fertig, ein beinahe komisches Ereignis, daß das gesamte Mobiliar automatisch die Zimmer seiner einsamen Villa verläßt, durch den Reflex auf die Seele des Heimkehrenden in unheimliches Grauen zu hüllen; in dem berühmten „Le Horlà“ nimmt das im Titel genannte Gespenst, Grad um Grad seine Anwesenheit verdeutlichend, Grad um Grad von der Seele des Erzählers Besitz, steigert die anfängliche Beunruhigung zu lähmendem Entsetzen, schließlich zu hellem Wahnsinn. Richard Voß unter den Deutschen, unter den Russen Turgenjew schildern, wie ein vampyrartiges Gespenst Blut und Kraft dem Befallenen aus Leben und Seele saugt, bis er jeden Widerstand verliert und ihm ohnmächtig anheimfällt. In Kiplings Novelle von Imray, dessen Leichnam, ohne daß es jemand weiß, über der Zeltdecke des Wohnraumes der Entdeckung harrt, spiegelt sich die beständige Anwesenheit des Ermordeten in der Seele der Hausbewohner und selbst des Hundes und erfüllt das Haus mit beunruhigendem, vibrierendem, geisterhaftem Leben. —

Jenseits dieser Mittelpartei beginnen die Zweifler. Sie haben es am schwersten, weil bei Gespenstergeschichten Stimmung die Hauptsache ist und Zweifel die Stimmung zersetzt. Sie müssen deshalb im Ausdruck ihres Zweifels sehr

vorsichtig sein. Als Mittel dienen ihnen die Zwischenreden, bei Paul Heyse zum Beispiel, der damit viel von der Wirkung seiner Geschichten vernichtet, oder irgend ein anderer der Wege, durch die, wie wir oben sahen, der Dichter seine Meinung mitteilen kann. —

Den Abschluß machen die Ungläubigen, die wiederum auf recht verschiedene Weise ihren Unglauben kundtun können, und mit denen wir uns wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Ausdrucksmittel und deshalb bei dieser Gelegenheit ausführlicher beschäftigen wollen, weil bei der Besprechung von Gespenstergeschichten gerade für sie sich am wenigsten Platz bietet. Denn ihre Absicht geht natürlich meist dahin, solche zu schreiben, die eigentlich keine sind.

Von den Ungläubigen sind die Frischen am liebenswürdigsten, weil sie sich nicht weiter von des Gedankens Bläße angekränkelt geben, zugleich am feinsten, weil es hier nur auf den poetischen Duft ihrer Geschichten ankommt.

Da ist eine der herrlichsten Blüten deutscher Gespensterliteratur Hauffs „Phantasieen im Bremer Ratskeller". Um die mitternächtige Stunde hat der Dichter sich in das unterirdische Trinkgewölbe einschließen lassen; da kommen die zwölf Apostel, die in den Riesenfässern des benachbarten Kellers schlummern, der rote Judas, der feine, zierliche Andreas, der starke, knochige Petrus, und wie sie alle heißen, dazu der hölzerne Bacchus und die alte Rose von dem ungeheuren Faß im Rosenkeller, und pokulieren, bedient von dem zittrigen Kellermeister Balthasar Ohnegrund, den sie mit lauter Schelle vom Kirchhof Unserer lieben Frauen herbeigeklingelt. Auch das zum Magister und Doktor graduierte Menschenkind wird huldreicher Anrede der Genossen vom Rheinland gewürdigt, ebenso der steinerne Roland vom Marktplatz, der durch den fröhlichen Lärm angelockt die krachenden Stiegen herabkommt. Der arme Magister erschrickt zwar zuerst nicht wenig, als die mächtigen Schritte

in den menschenleeren Hallen dröhnen und die doppelt verschlossene Tür seines Gewölbes aufspringt, aber die mehrhundertjährigen gespenstischen Herrschaften benehmen sich mit so menschlich liebenswürdiger Duldung gegen ihn, daß er bald Mut faßt, und als sie nachher sich den reckenhaften Spaß machen, ihn auf einem großen Tuch zu prellen, daß er auf und niederfliegt, immer höher, bis er schließlich mit einem furchtbaren Krach zu Boden schlägt — da erwacht er inmitten seiner geleerten Rheinweinflaschen und der neue Tag scheint durch die niedrigen Kellerfenster. — Menschlich liebenswürdig macht der Dichter hier seine Gespenster und entkleidet sie dadurch des Schaurigen, in ähnlicher Weise, wie es Dickens nach ihm in seinen Sylvester- und Weihnachtsgeschichten gemacht hat.

Auf einem andern Wege eine ähnliche Stimmung erreichen die Geschichten, die ihre Ungeheuer behandeln wie die gesunde deutsche Sage den Teufel; sie machen sie dumm, so daß sie dem Furchtlosen unterlegen sind.

Ein Muster für diese Art ist das Grimmsche Märchen „Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen". Ach, wenn es mir doch gruselte, ist sein ewiges Lied. Den Küster, der sich ihm als Gespenst in der Kirche entgegenstellt, wirft er die Treppe hinab, unter dem Galgen zündet er sich ein Feuer an und holt die Gehängten herab, um ihnen auch von der Wärme mitzuteilen, endlich schläft er drei Prüfungsnächte im verwunschenen Schloß. Den zwei gespenstischen Katzen stutzt er kaltblütig die Krallen, wohlgemut läßt er sich in dem unheimlichen Bett im ganzen Schloß herumkutschieren, das Gespenst, das sich auf seinen Platz gesetzt, drängt er beiseite, mit andern spielt er munter Kegel, nachdem er auf der Schnitzbank ihre Totenköpfe zu brauchbaren Kugeln abgerundet, dem Poltergeist, der ihn umbringen will, klemmt er den weißen Bart in den zerspaltenen Amboß und bleut ihn wacker durch, bis er ihm die gehüteten Schätze offenbart. — Der Held dieses Märchens

ist ein deutscher Michel, wie ihn die Sage liebt, von Herzen gutmütig gegen Lebende und Tote, schwer aber wuchtig zum Schlagen, von ungestörtem Gleichgewicht der Seele. So stellt er sich mit den Gespenstern von vornherein auf du und du; er und mit ihm der Leser denken wenig an Gefahr, jene verlieren dadurch ihr unheimliches, und je mehr das, um so mehr von ihrem Eigenwesen. Die Gespenster lösen sich hier und bei der vorigen Art gewissermaßen in Harmlosigkeit auf. Das ganze Genre hat etwas Graziöses.

Einen schwereren Schritt gehen diejenigen Gespenstergeschichten, welche der Aufklärung dienen, besonders wenn sie dabei eine gewisse Absichtlichkeit hervorkehren.

In ihrer Anlage erinnern sie an Lessings Epigramm, indem sie Spannung erregen und nachher durch eine schnelle und überraschende Lösung befriedigen. Ihre Höhe haben sie erreicht, wenn sie die Spukerscheinungen mit soviel Schauerlichem umgeben, als sie irgend können, und wenn die Lösung neu und originell ist. Diese Art Spukgeschichten ist die ungefährlichste, insofern sie die Verfasser am wenigsten kompromittiert, ist auch die einfachste; so zählen die meisten Erzählungen zu ihr. Doch wenn man das erste Hundert gelesen hat, übt das zweite und dritte keinen besonderen Reiz mehr, da ihre Technik eine gewisse Gleichförmigkeit bedingt. Die bekannteste „Aufklärungsgeschichte", um einen bequemen Ausdruck zu prägen, ist jene aus Hebels „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes", welche von dem Herrn erzählt, der im Wirtshaus kein Quartier mehr bekommen konnte und deshalb im nahen Spukschlosse übernachtete. Hier trat mit dem üblichen Kettengerassel ein furchtbares Gespenst an sein Bett, machte aber würdevoll kehrt, als der Gast es mit seinen Pistolen bedrohte. Der ging dann dem Geist beherzt nach und fiel durch dieselbe Versenkung, in die jener verschwand, mitten in eine Gesellschaft von Falschmünzern, die ihn wegen seiner hohen Stellung gegen Ehrenwort freiließen und später zwei präch-

tige Pistolen und die goldene Uhr, die er im Schlosse vergessen, nachsandten.

Interessant sind bei diesem Genre die mannigfaltigen Auflösungen:

Da gibt es allerhand spukhafte Geräusche, deren Herkunft man sich durchaus nicht erklären kann, und die schließlich doch einen sehr natürlichen Ursprung haben. Das Tappen auf dem dunkeln Boden erweist sich als ein Fensterflügel, der im Winde klappt, ein Brett der Holzverschalung, das sich gelöst hat, der schwere Fall dicker Regentropfen durch eine schadhafte Stelle im Dach. Das gespenstische Schlürfen im Nebenzimmer entsteht durch eine schwere Damastgardine, die sich im Luftzug an den Tapeten scheuert, durch eine Mäusekolonie, die auf dem ausgespannten Leinenhimmel eines alten Bettes ihr Wesen treibt; das Kettengerassel im Keller durch eine alte Winde, die dort aufs Altenteil gesetzt von mutwilligen Kindern oder Katzen gedreht wird. Steine und Gesimsteile, die sich lösen, große Bilder, deren Nägel durchgerostet sind, fallen herunter und geben plötzliche Schüsse ab, ebenso kracht das trockne Holz, das sich zusammenzieht. Klagende Töne, die das Haus durchzittern, kommen von der Wetterfahne, dem rostigen Gangwerk der alten Turmuhr, einem gelösten Stab, der sich an ihrer Glocke scheuert, von Kaminen, Schornsteinen und Regenröhren, durch die der Wind fährt, von versteckten Äolsharfen. Originell ist der Einfall der Eschstruth, die unerklärlichen Geräusche eines Spukſaales darauf zurückzuführen, daß sich in ihm wie in einem akustischen Brennpunkte, durch die Doppelreihe der alten Bäume der Schloßallee geleitet, die Geräusche von der Landstraße widerhallend vereinigen.

Ebenso große Rolle spielen die optischen Täuschungen. Das wehende Handtuch, Gardinen, Vorhänge, Kleidungsstücke, die sich bauschen, werden als Gespenster angesehen. Die Dunkelheit der Nacht, der bleiche Schein des Mondes lassen die Umrisse der Gegenstände verschwimmen und geben

ihnen ein seltsames und bedrohliches Aussehen. Der Nebelstreif wird zum Erlkönig, die alten Weiden zu seinen Töchtern, die Eiche steht am Bergeshang wie ein aufgetürmter Riese, und aus dem Gesträuche schaut die Finsternis mit hunderttausend Augen. Schimmerndes faules Holz, Leuchtkäfer oder die sogenannten Irrlichter erschrecken den einsamen Wanderer, gespenstische Schriftzüge an dunkler Wand offenbaren sich als von neckischen Jungen mit Phosphor hervorgerufen, die Erscheinung des gespenstischen Pferdes bei Bergsöe entpuppt sich als ein Bild, das durch die Laterna magica von nichtsnutzigen Jungen auf die Kirchhofsmauer projiziert wird; ähnlich in einer kleinen Novelle von Maximilian Böttcher, „Das Spukhaus". Auch Luftspiegelungen sind beliebt. Berühmt ist jene aus der Nacht vom 30./31. Oktober 1793, als Herzog Karl Eugens Leiche vom Neuen Schloß in Stuttgart unter Fackelbegleitung nach Ludwigsburg verbracht wurde. Da sahen viele Bewohner von Stuttgart und Umgebung einen gespenstischen Fackelzug von der Solitude auf Ludwigsburg zu herunterkommen.

Von den anderen Sinnen wird der Geschmack wohl kaum, dafür Geruch und Gefühl angeregt, um gespenstische Wirkungen zu erzeugen, und diese nachher als natürliche Reizungen der betreffenden Nerven erklärt. Es handelt sich da um den Geruch von Moder, Leichen und Verwesung, und bei den Gefühlen hauptsächlich um die Empfindung, als überstriche einen die kalte Hand eines Toten.

Im übrigen sind die Auflösungen unbegrenzt wie die Phantasie des Menschen. Als ziemlich abgebraucht gilt es, Gespenster auf Wahnvorstellungen zurückzuführen. Alpdrücken, Träume und Hallucinationen sind zu häufig in Anspruch genommen; desgleichen anderweitige Einbildungen, hervorgerufen etwa durch ein zu schweres Abendessen (sic!), seelische Aufregung oder eine Kohlengasvergiftung, wie bei Bergsöe in seiner bekannten Kirchhofs- und Leichenschändungsnovelle. Sehr beliebt sind die Lebensäußerungen von

allerhand Getier, wie schon Robinson durch die Augen der Ziege, die aus dem Dunkel der Höhle hervorleuchteten, und durch seinen Papagei, der ihn mit Namen rief, tödlich erschreckt wurde, oder der abergläubische Dörchläuchting Fritz Reuters durch den Ruf der Rohrdommel. So pflegen von den Vierfüßlern Katzen und Hunde, von den Vögeln besonders Käuze und Fledermäuse etwas zu tun, was dem ungenau Wahrnehmenden zunächst den Eindruck des Gespenstischen macht. Prinzipiell ausgeschlossen von dem Reigen dieser „gespenstischen Tiere" ist natürlich nichts, was da kreucht und fleucht. — Von ganz anders gearteten Auflösungen genüge es, auf die Geschichte hinzuweisen, nach welcher den Passanten eines einsamen Feldweges abends immer der Hut vom Kopfe geschlagen wurde, so daß nach und nach die Leute den Durchgang zu meiden begannen. Vielleicht war das die Absicht des Besitzers, denn das Gespenst entpuppte sich als eine ausgespannte Wäscheleine.

Wie gesagt, die Zahl dieser „Auflösungsgeschichten" ist Legion. Das ganze Genre war gelegentlich, wenn eine rationalistische Zeitströmung herrschte, in Kinderschriften recht beliebt, um den lieben Kleinen, die eigentlich verständigerweise überhaupt nichts davon zu wissen brauchten, zu zeigen, daß es keine Gespenster gab. Und wirklich haben diese Geschichten verheerend unter den Gespenstern gewirkt, so sehr, daß ihnen noch heutzutage die meisten Erwachsenen ihre festgegründete Überzeugung verdanken, daß es keine Gespenster gibt.

Auch der Humor kommt unter den Gespenstergeschichten zu seinem Recht.

Natürlich nicht bei den Gläubigen, deren grave furioso sich jede Milderung verbittet, sondern bei den Ungläubigen. Der Humor ist meist harmlos. Es läuft fast immer darauf hinaus, daß jemand für ein Gespenst gehalten wird, der alles andere eher ist. In Zschokkes „Nacht in Brczwezmcisl" zum Beispiel, wo der tote Steuereinnehmer,

welcher aus seinem Sarge aufsteht und sich auf seinen Nachfolger legt, der vor Angst fast vergeht, sich als ein Pole entpuppt, der bei der Leichenwacht sich einen gehörigen Rausch getrunken hat und dann auf das schon besetzte Bett getaumelt ist. Auch humoristisch, nur weniger burlesk ist „Der tote Gast" desselben Verfassers. In das gleiche Kapitel gehören ferner die kleinen Histörchen, die gelegentlich durch das „Vermischte" unserer Zeitungen gehen als drollige Belege für hurtig bereite Gespensterfurcht. So war im Januar 1901 ein spaßhaftes kleines Erlebnis in Umlauf. Es trug die Spitzmarke

Das Gespenst in der Droschke.

Mr. S., der Besitzer einer etwas außerhalb eines Städtchens der englischen Grafschaft Rutland gelegenen Cottage, hatte kürzlich bei einem im nächsten Dorfe wohnenden Freunde einen Besuch abgestattet. Als er gegen Mitternacht heimkehren wollte, bemerkte er zu seinem Verdrusse, daß es stark regnete. Er nahm daher gern das Anerbieten des Dieners an, der ihm seinen hellen Gummimantel zur Verfügung stellte. Das Kleidungsstück war dem Herrn zwar ein wenig zu lang und zu weit, doch schützte es aus diesem Grunde desto besser seinen guten Anzug vor dem Naßwerden. Über den Hut breitete Mr. S. sein Taschentuch, und so ausgerüstet trat er zufrieden den Heimweg an. Der einsame nächtliche Wandrer ging gerade an dem Kirchhofe des Ortes vorüber, als sich auf einer Nebenchaussee ein Wagen näherte. Es war ein geschlossenes Cab, das ohne Zweifel jemanden aus der benachbarten Ortschaft nach Hause gefahren hatte und jetzt leer zur Stadt zurückkehrte. Erfreut über den angenehmen Zufall hob der Gentleman den Arm hoch und rief ein lautes „Stop!" Der Kutscher, der wohl eingenickt sein mochte, fuhr erschrocken in die Höhe, und das langsam daherkommende Gefährt stand einen Augenblick still. Mr. S. hatte aber kaum Zeit, den Schlag zu öffnen und einzusteigen, da jagte das Pferd in so rasendem Tempo den Hügel hinab, daß der Wagen hin und her geschleudert wurde. „Herr des Himmels," murmelte der Fahrgast kopfschüttelnd vor sich hin, „muß der Bursche betrunken sein! Ich habe ihm ja nicht mal

gesagt, wo er mich absetzen soll. Doch vorläufig ist er auf dem richtigen Wege, da mag er fahren." Und im tollsten Tempo ging es weiter, bis man kurz vor der Stadt war, wo das Vehikel einen schmalen Seitenpfad hätte einschlagen müssen, um zu dem Heim des Insassen zu gelangen. Diesem wurde schließlich doch unbehaglich zu Mute, und er wollte die letzte Strecke lieber zu Fuß zurücklegen. Er beugte sich aus dem Fenster und rief dem Kutscher mit seiner ungewöhnlich tiefen Stimme ein energisches Halt zu. Der Fiaker blieb mit einem Ruck stehen und Mr. S. sprang hinaus. Doch ehe er nach dem Fahrpreise fragen konnte, setzte sich der Einspänner wieder in schnellste Bewegung. In wenigen Sekunden war die Droschke außer Hörweite des ihr verwundert nachblickenden Gastes. Am andern Tage fand der in so sonderbarer Weise gratis beförderte Mister in dem abends erscheinenden Lokalblatt folgende Notiz: „Ein unheimliches Abenteuer erlebte gestern nacht der hiesige Fuhrherr Mr. John Brown. Er passierte mit seinem Cab um die zwölfte Stunde den Friedhof von Blackgate, als eine hohe, weißgekleidete Gestalt plötzlich vor seinen Blicken auftauchte und ihm mit einer drohenden Geste zu halten gebot. Die seltsame Erscheinung huschte dann ohne ein Wort in den Wagen, und das offenbar scheu gewordene Pferd raste davon. Vor dem Portal des Friedhofes unserer Stadt steckte das Gespenst seinen weißverhüllten Schädel aus dem Fenster und rief mit hohlem Grabeston „stop!" An allen Gliedern zitternd hielt der schaumbedeckte Gaul ganz von selbst an, der Geist stieg aus und war im nächsten Augenblick verschwunden. Mr. Brown hat sich von dem Shock noch nicht erholen können."

*

Das Geschichtchen ist einfach aber geschickt erzählt. Der Verfasser hat den Humor, der in der Sache lag, herausgebracht, indem er bequem und ruhig erzählte, aber wenig Eigenes hinzutat; nur ein leises behagliches Lächeln glaubt man zu spüren.

Es gibt eine anspruchsvollere Art zu lächeln und humoristisch zu erzählen, indem man das Bewußtsein der eigenen Überlegenheit leise durchschimmern läßt. Eine gewisse Keck-

heit und Frische des Gedankens, dabei eine Vornehmheit des Tons und eine Art Zurückhaltung, welche die Überlegenheit mehr als nur ahnen lassen, verleihen dem Erzähler den Eindruck eines Weltmannes; wenn er sich dabei den Anschein gibt, als nehme er dergleichen Geschichten als Tatsachen hin, und weiß dabei den Hörern zu Gefühl zu bringen, daß es doch eben nur ein Anschein ist, dann entsteht eine reizvolle Ironie, die schulgerecht das Gegenteil von dem sagt, was sie meint. Man denke sich Herrn von Fink aus Freytags Soll und Haben, der würde eine Gespenstergeschichte so erzählt haben. Als ein Meister solcher weltmännischen Ironie zeigt sich der jenem geistesverwandte Rudyard Kipling in seiner „selbsterlebten, wahren Geistergeschichte".*)

Meine selbsterlebte, wahre Geistergeschichte.

Von Rudyard Kipling, übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Diese Geschichte handelt ausschließlich von Geistern. Es gibt in Indien Geister, die die Form von dicken, kalten, klebrigen Leichnamen annehmen und sich in Bäumen nahe der Straße verbergen, bis ein Reisender vorbeikommt. Dann fallen sie ihm auf den Hals und bleiben da. Es gibt auch furchtbare Geister von Frauen, die im Kindbett gestorben sind. Diese streichen in der Abenddämmerung die Wege entlang, oder verbergen sich in den Getreidefeldern nahe den Dörfern und rufen verführerisch. Aber ihrem Ruf zu folgen bringt Tod in dieser Welt und in der nächsten. Ihre Füße sind nach rückwärts gekehrt, so daß alle nüchternen Männer sie erkennen können. Es gibt auch Geister kleiner Kinder, die in Brunnen geworfen worden sind. Diese halten sich an Brunnenmauern und an den Rändern der Dschungel auf und wimmern unter den Sternen oder fassen Weiber am Handgelenk und bitten, daß man sie trage. Diese und die Leichnamgeister sind jedoch nur eingeborene Artikel und greifen Sahibs nicht an. Von

*) Ursprünglich übersetzt in der Zeitschrift „Aus fremden Zungen" Jahrgang 1900 (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Jetzt am bequemsten zu haben in der Sammlung „Heitere Geschichten" von R. K., Deutsches Verlagshaus Vita, Berlin.

keinem eingeborenen Geiſt iſt bisher authentiſche Kunde geworden, der einen Engländer erſchreckt hätte; aber viele engliſche Geiſter haben ſchon Weißen und Schwarzen die Seele herausgeängſtigt.

Faſt jede zweite Station beſitzt ihren Geiſt. Zwei ſollen ſich in Simla befinden, nicht eingerechnet das Weib, das im Dak-Bungalow*) von Syri an der alten Straße den Blaſebalg tritt. Maſſuri hat ein Haus, in welchem ein ſehr unruhiges Ding ſpukt; eine weiße Dame ſoll rings um ein Haus in Lahore den Nachtwächter machen; Dalhouſie behauptet von einem ſeiner Häuſer, daß darin an Herbſtabenden alle Einzelheiten einer ſchrecklichen Pferde- und Abgrundkataſtrophe wiederholt werden; Murri hat einen luſtigen Geiſt, und nun, da es von der Cholera heimgeſucht worden iſt, wird es Raum für einen traurigen haben; es gibt Offizierswohnungen in Mian Mir, deren Türen ſich ohne Urſache öffnen, und deren Möbel knacken, nicht von der Junihitze, ſondern von dem Gewicht Unſichtbarer, die ſich's in den Seſſeln bequem machen; Peſchawur hat Häuſer, die niemand gern mietet; und in einem großen Bungalow zu Allahabad iſt etwas — nicht das Fieber — nicht wie es ſein ſoll. Die alten Provinzen ſtarren förmlich von Häuſern, in denen es ſpukt, und Geſpenſterarmeen marſchieren durch die Hauptſtraßen ihrer Städte.

Einige der Dak-Bungalows an der Grand-Trunk-Straße haben bequeme kleine Friedhöfe innerhalb ihrer Umzäunungen — Zeugen der Vergänglichkeit und der Zufälle dieſes irdiſchen Lebens aus den Tagen, da man von Kalkutta nach dem Nordweſten im Wagen fuhr. Dieſe Bungalows ſind keine einladenden Unterkunftsorte. Sie ſind gewöhnlich ſehr alt, immer ſehr ſchmutzig, und der Khanſamah**) iſt ſo alt wie der Bungalow. Er ergeht ſich entweder in greiſenhaftem Geſchwätz, oder verfällt in die lange Geiſtesabweſenheit des Alters. In beiden Zuſtänden iſt er nutzlos.

---

*) Ein Bungalow iſt im allgemeinen ein einſtöckiges Haus von dem Typ, wie er für den Gebrauch von Europäern in Oſtindien hergeſtellt wird. Dak-Bungalows ſind Unterkunftshäuſer, die an den Straßen in gewiſſen Abſtänden für die in Palankinen oder Wagen Reiſenden von der Regierung angelegt wurden. Anm. d. Überſ.

**) Khanſamah oder Konſumah im allgemeinen ſoviel wie Haushofmeiſter. In den Dak-Bungalows der meiſt einzige Bewirtſchafter. Anm. d. Überſ.

Wenn man zornig auf ihn wird, beruft er sich auf einen Sahib, der seit dreißig Jahren tot und begraben ist, und sagt, daß, als er in den Diensten jenes Sahibs stand, kein Khansamah der ganzen Provinz an ihn heranreichen konnte. Dann murmelt und stammelt er und hantiert zittrig mit den Tellern, und man bereut seine Aufwallung.

Vor nicht langer Zeit war es mein Beruf, in Dak-Bungalows zu wohnen. Ich hielt mich nie drei aufeinander folgende Nächte in demselben Hause auf und wurde mit der Zeit ein guter Kenner der Gattung. Ich wohnte in solchen, die von der Regierung erbaut worden waren, mit roten Ziegelwänden und Pfostendecken, einem Inventar der Einrichtung in jedem Zimmer angeschlagen, und einer aufgeregten Cobraschlange zum Willkomm an der Schwelle. Ich wohnte in „konvertierten" — alten Häusern, die als Dak-Bungalows dienten —, wo nichts sich an seinem richtigen Platze befand und man nicht einmal ein Huhn zum Essen haben konnte. Ich wohnte in baufälligen Palästen, wo der Wind durch offenes Marmormaßwerk ebenso ungemütlich blies, wie durch eine zerbrochene Scheibe. Ich wohnte in Dak-Bungalows, wo die letzte Eintragung im Fremdenbuch fünfzehn Monate alt war, und wo man das Zicklein für das Ragout mit einem Säbel köpfte. Ich hatte das Glück, mit allen Arten von Menschen zusammenzutreffen, von bescheiden reisenden Missionären und Deserteuren aus englischen Regimentern bis zu betrunkenen Landstreichern, die auf alle Vorüberkommenden Branntweinflaschen warfen; und das noch größere Glück, mit knapper Not einem Paternitätsprozeß zu entgehen. In Anbetracht, daß ein beträchtlicher Teil des Dramas meines Lebens sich in Dak-Bungalows abspielte, wunderte ich mich, daß ich noch keinen Geist getroffen hatte. Ein Geist, der sich freiwillig in einem Dak-Bungalow aufhielte, wäre natürlich verrückt; aber es sind so viele Leute verrückt in Dak-Bungalows gestorben, daß es einen ansehnlichen Prozentsatz wahnsinniger Geister geben muß.

Und endlich fand ich meinen Geist, oder eigentlich meine Geister, denn es waren ihrer zwei.

Wir wollen den Bungalow den Katmal-Dak-Bungalow nennen; aber das war das am wenigsten Schreckliche daran. Ein Mensch mit empfindlicher Haut hat kein Recht, in Dak-Bungalows

zu wohnen. Er sollte heiraten. Der Katmal-Dak-Bungalow war alt, verfallen und vernachlässigt. Der Boden war mit ausgetretenen Ziegelsteinen belegt, die Wände waren klebrig, die Fenster nahezu blind vor Schmutz. Er stand an einer Seitenstraße, die stark von eingeborenen Sub-Vize-Assistenten aller Verwaltungszweige von Finanz- bis Forstwirtschaft benutzt wurde, aber wirkliche Sahibs waren selten. Der Khansamah, der infolge hohen Alters fast zur Erde gebeugt war, sagte mir das.

Als ich dort eintraf, fiel ein launenhafter, ungewisser Regen auf das Land herab, begleitet von einem ruhelosen Winde, und jeder Stoß des letzteren brachte in den steifen Toddypalmen draußen ein Geräusch gleich dem Rasseln dürrer Knochen hervor. Der Khansamah verlor über meine Ankunft vollständig den Kopf. Er hatte einmal bei einem Sahib gedient. Kenne ich den Sahib? Er nannte mir den Namen eines wohlbekannten Mannes, der seit mehr als einem Vierteljahrhundert begraben war, und zeigte mir eine uralte Daguerreotypie, die ihn in seiner prähistorischen Jugend darstellte. Ich hatte vor einem Monat ein Stahlstichbild des Mannes vor dem Titelblatte eines dicken Bandes Memoiren gesehen und empfand ein unsagbares Altertumsgefühl.

Der Tag ging zur Neige, und der Khansamah machte sich daran, mir zu essen zu geben. Er ließ sich nicht zu der Verstellung herbei, das Essen „Khana" — menschliche Nahrung — zu nennen. Er sagte „Ratub", was unter anderm Hundefutter bedeutet. Er hatte keine beleidigende Absicht bei der Wahl des Wortes. Er hatte das andere vergessen, wie ich glaube.

Während er einige Tierkadaver klein schnitt, machte ich es mir bequem, nachdem ich den Dak-Bungalow durchforscht hatte. Es gab noch drei Zimmer außer dem meinigen, welches eine Ecke bildete, und sie standen durch schmutzig-weiße, mit großen eisernen Riegeln versehene Türen miteinander in Verbindung. Der Bungalow war sehr solid gebaut, aber die Scheidewände der Zimmer waren dünn wie Papier. Jeder Schritt und jedes Zuklappen des Koffers hallte von meinem Zimmer durch die andern drei, und der Schall jedes Trittes wurde zitternd von den entfernten Wänden zurückgeworfen. Aus diesem Grunde schloß ich die Tür. Es gab keine Lampen, nur Kerzen in langen Glascylindern. Ein Öllämpchen stand im Badezimmer.

In Bezug auf niederdrückende, ungemischte Trübseligkeit war dieser Dak-Bungalow der ärgste der vielen, die ich je betreten hatte. Es war keine Feuerstelle da, und die Fenster waren nicht zu öffnen; daher wäre auch ein Kohlenbecken nicht zu verwenden gewesen. Der Regen und der Wind peitschten und gurgelten und stöhnten um das Haus, und die Toddypalmen raschelten und knarrten. Ein halbes Dutzend Schakale durchzogen singend den Hof, und eine Hyäne stand in der Entfernung und äffte ihnen nach. Eine Hyäne würde einen Sadducäer von der Auferstehung der Toten — der bösesten Art von Toten — überzeugen. Dann kam das Ratub — ein seltsames Gericht, halb eingeborener, halb englischer Zusammensetzung —, und der alte Khansamah lallte hinter meinem Sessel von längstverstorbenen Engländern, und die Schatten der im Winde flackernden Kerzenflammen spielten Versteckens mit dem Bett und dem Moskitonetz. Es war ein Abend und eine Mahlzeit, um einen an jede einzelne seiner vergangenen Sünden und alle, die man noch zu begehen beabsichtigte, zu erinnern.

Zu schlafen war aus mehreren hundert Ursachen nicht leicht. Die Lampe im Badezimmer warf die wunderlichsten Schatten, und der Wind fing an, Unsinn zu reden.

Gerade als die Ursachen, vom Blut saugend, schläfrig wurden, hörte ich das wohlbekannte „Auf-und-fort-damit!"-Grunzen von Sesselträgern draußen auf dem Hofe. Erst kam ein Tragsessel herein, dann ein zweiter, dann ein dritter. Ich hörte den dumpfen Stoß der niedergesetzten Tragsessel, und dann wurde an meiner Tür gerüttelt.

„Da will jemand herein," sagte ich zu mir. Aber keine Stimme wurde hörbar, und ich trachtete mich zu überreden, daß es ein Windstoß gewesen sei. Dann wurde an der Tür zu dem Zimmer nächst dem meinigen gerüttelt und sie ging auf. „Das ist irgend ein Sub-Vize-Assistent," dachte ich, „und er hat seine Freunde mitgebracht. Jetzt werden sie über eine Stunde lang schwätzen und spucken und rauchen."

Aber ich hörte weder Stimmen noch Schritte. Niemandes Gepäck wurde im nächsten Zimmer abgesetzt. Die Tür schloß sich wieder, und ich dankte Gott, daß ich in Ruhe gelassen wurde. Aber ich war neugierig, was mit den Tragsesseln geschehen war.

Ich stand auf und sah in die Finsternis hinaus. Es war keine Spur von Tragsesseln zu sehen. Gerade als ich im Begriffe war, wieder ins Bett zu steigen, hörte ich im nächsten Zimmer den Ton, den kein vernünftiger Mensch verkennen kann — das Rollen eines Billardballes, wenn ein Spieler den ersten Stoß macht. Kein anderer Laut ähnelt ihm. Eine Minute darauf kam ein zweites Rollen, und ich legte' mich ins Bett. Ich hatte keine Angst — wirklich nicht. Ich war sehr neugierig, was aus den Tragsesseln geworden war. Aus diesem Grunde legte ich mich eiligst ins Bett.

In der nächsten Minute hörte ich den Doppelklick eines Karambols, und mein Haar stand zu Berge. Es ist vielleicht eine Hyperbel, zu sagen, daß einem das Haar zu Berge steht. Die Kopfhaut zieht sich zusammen, und man spürt ein prickelndes Stechen in allen Haarwurzeln. Das ist das Zubergstehen des Haares.

Dann kam wieder ein Rollen und ein Klick, und beide Töne konnten nur von einem Ding in der Welt herrühren — einem Billardball. Ich überlegte die Sache des längeren hin und her, und je mehr ich überlegte, desto weniger wahrscheinlich war es, daß ein Bett, ein Tisch und zwei Sessel — das ganze Mobiliar des nächsten Zimmers — so genau die Geräusche eines Billardspieles wiedergeben konnten. Nach einem neuen Karambol — einem Triplet, dem Laufen des Balles nach — überlegte ich nicht mehr. Ich hatte meinen Geist gefunden und hätte Welten darum gegeben, weit weg von dem Dak-Bungalow zu sein. Ich horchte, und mit jedem Mal Horchen wurde das Spiel deutlicher. Es folgte Lauf auf Lauf und Klick auf Klick. Manchmal kam ein Doppelklick und ein Lauf und wieder ein Klick. Es war kein Zweifel möglich, im nächsten Zimmer wurde Billard gespielt. Und das nächste Zimmer hatte nicht Raum genug für einen Billardtisch!

In den Pausen des Windes hörte ich das Spiel weitergehen, Stoß auf Stoß. Ich trachtete mir einzureden, daß ich keine Stimme hörte; aber es gelang mir nicht.

Weiß der Leser, was Furcht ist? Nicht gewöhnliche Furcht vor Beschimpfung, Schlag oder Tod, sondern sinnlose, zitternde Angst vor etwas, was man nicht sieht — eine Furcht, die den Gaumen und die Kehle austrocknet — eine Furcht, die einem

den Schweiß aus den Handflächen treibt und einen zu krampfhaftem Schlucken zwingt?. Das ist eine besondere Art von Furcht — eine große Feigheit, die man gefühlt haben muß, um sie zu verstehen. Gerade die Unwahrscheinlichkeit von Billardtischen in einem Dak-Bungalow bewies die Wirklichkeit der Sache. Kein Mensch, nüchtern oder betrunken, konnte sich ein Billardspiel einbilden oder das unnachahmliche Geräusch eines Tiefstoßkarambols erfinden.

Eine lange Folge von Dak-Bungalows hat den Nachteil, daß sie eine unendliche Gläubigkeit hervorruft. Wenn jemand zu einem altgewohnten Dak-Bungalow-Besucher sagte: „Im nächsten Zimmer liegt ein Leichnam, und ein wahnsinniges Mädchen ist im Zimmer neben diesem, und der Mann und das Weib auf jenem Kamel sind eben erst von einem sechzig Meilen entfernten Orte durchgegangen," so würde der Hörer keinen Zweifel in seine Worte setzen, weil nichts zu wild, grotesk oder grauenhaft ist, um in einem Dak-Bungalow zu geschehen.

Diese Gläubigkeit erstreckt sich unglücklicherweise auf Geister. Ein vernünftiger, eben erst aus seinem Hause gekommener Mensch würde sich auf die Seite gelegt haben und wieder eingeschlafen sein. Ich tat das nicht. So sicher wie ich von den wimmelnden Dingern im Bette als trockener Leichnam aufgegeben wurde, weil die überwiegende Menge meines Blutes in meinem Herzen war, so sicher hörte ich jeden Stoß eines langen Billardspiels, das in dem hallenden Zimmer hinter der verriegelten Tür gespielt wurde. Meine größte Furcht war, daß die Spieler vielleicht eines Marqueurs bedürfen würden. Es war eine dumme Furcht; denn Wesen, die im Finstern spielen konnten, waren wohl über derlei kleine Behelfe erhaben. Ich weiß nur, daß ich davor eine Todesangst hatte, und die war sehr wirklich.

Nach langer, langer Dauer hörte das Spiel auf und die Tür schlug zu. Ich schlief ein, weil ich todmüde war. Sonst hätte ich es vorgezogen, wach zu bleiben. Nicht um ganz Asien hätte ich den Türriegel zurückgeschoben und in die Finsternis des nächsten Zimmers geschaut.

Als der Morgen kam, fand ich, daß ich wohl und weise getan hatte, und erkundigte mich nach Weiterbeförderungsmitteln.

„Nebenbei, Khansamah," sagte ich, „was hatten die drei Tragsessel gestern nacht im Hofe zu tun?"

„Es waren keine Tragsessel da," sagte der Khansamah.

Ich ging ins Nebenzimmer, und das Tageslicht strömte durch die offene Tür herein. Ich war ungemein mutig. Ich hätte um diese Stunde Black Pool*) selbst mit dem Herrn des großen schwarzen Pfuhls da drunten gespielt.

„War dieses Haus immer ein Dak-Bungalow?" fragte ich.

„Nein," sagte der Khansamah. „Vor zehn oder zwanzig Jahren, ich habe vergessen, wie lange es her ist, war es ein Billardzimmer."

„Ein was?"

„Ein Billardzimmer für die Sahibs, die die Eisenbahn bauten. Ich war damals Khansamah in dem großen Hause, wo alle die Eisenbahn-Sahibs wohnten, und ich brachte ihnen immer Brandy-Shrab**) herüber. Diese drei Zimmer waren damals eines, und darin stand ein großer Tisch, auf welchem die Sahibs jeden Abend spielten. Aber die Sahibs sind nun alle tot, und die Eisenbahn geht, wie Sie sagen, fast bis nach Kabul."

„Wissen Sie noch etwas von den Sahibs?"

„Es ist lange her, aber ich erinnere mich, daß ein Sahib, ein dicker Mann und immer zornig, eines Abends hier spielte, und er sagte zu mir: ‚Mangal Khan, brandy pani do', und ich füllte das Glas, und er beugte sich über den Tisch, um zu spielen, und sein Kopf sank tiefer und tiefer, bis er auf den Tisch schlug, und seine Augengläser fielen herunter, und als wir — die Sahibs und ich — herbeisprangen, um ihn aufzuheben, war er tot. Ich half ihn hinaustragen. Ah, er war ein starker Sahib! Aber er ist tot, und ich, der alte Mangal Khan, lebe immer noch, mit Ihrer gnädigen Erlaubnis."

Das war mehr als genug! Ich hatte meinen Geist, einen erstklassigen, beglaubigten Geist! Ich wollte der Gesellschaft für psychologische Forschung schreiben — ich wollte das ganze Reich mit meiner Entdeckung in starres Staunen versetzen! Aber ich wollte vor allem andern achtzig Meilen wohlbesteuerten Ackerlandes zwischen mich und den Dak-Bungalow bringen, ehe die Nacht kam. Die Gesellschaft konnte dann ihren Vertreter hersenden, um weitere Nachforschungen anzustellen.

*) Ein Billardspiel; wörtlich auch: schwarzer Pfuhl.

**) Sorbett. Anm. d. Übers.

Ich ging in mein Zimmer, um zu packen, nachdem ich mir die Einzelheiten des Falles notiert hatte. Während ich rauchend dasaß, hörte ich das Spiel wieder beginnen — mit einem Fehlstoß diesmal, denn das Rollen war nur kurz.

Die Tür war offen, und ich konnte in das Zimmer hineinsehen. Klick, klick! Das war ein Karambol. Ich betrat das Zimmer ohne Furcht, denn es war sonnenhell darinnen und ein frischer Wind draußen. Das unsichtbare Spiel ging mit enormer Schnelligkeit weiter. Und das war kein Wunder, da eine ruheloſe kleine Ratte innerhalb des über die Zimmerdecke gespannten Tuches hin und her rannte und ein lockeres Stück Fensterrahmen vom Winde gegen den Riegel geschlagen wurde!

Unmöglich das Anschlagen der Billardbälle zu verkennen! Unmöglich das Laufen eines Balles über das Tuch zu verkennen! Aber ich war zu entschuldigen. Selbst wenn ich meine nun geöffneten Augen schloß, war das Geräusch erstaunlich gleich dem eines lebhaften Billardspieles.

Herein trat aufgebracht der treue Gefährte meiner Leiden, Kadir Baksch.

„Dieser Bungalow ist sehr schlecht und gemein. Kein Wunder, daß Seine Gnaden gestört wurde und empört ist. Drei Trupps von Sesselträgern kamen diese Nacht zu dem Bungalow, als ich draußen schlief, und sagten, daß es ihre Gewohnheit sei, in den Zimmern zu rasten, die für die Engländer bestimmt sind. Wo ist die Ehre des Khansamah? Sie versuchten hereinzukommen, aber ich sagte ihnen, sie sollten fortgehen. Kein Wunder, wenn diese Uriasse dagewesen sind, daß Seine Gnaden übler Laune sind. Es ist eine Schande und das Tun eines schmutzigen Menschen!"

Kadir Baksch erzählte nicht, daß er sich von jedem Trupp zwei Annas als Miete hatte vorausbezahlen lassen und die Leute dann, außerhalb meiner Hörweite, mit dem großen grünen Schirm geprügelt hatte, dessen Verwendung mir bis dahin ein Rätsel gewesen war. Aber Kadir Baksch hat keine Moralbegriffe.

Der Khansamah wurde zur Rede gestellt, aber da er augenblicklich den Kopf verlor, wich der Zorn dem Mitleid, und das Mitleid führte zu einem längeren Gespräche, im Laufe dessen er des dicken Eisenbahn-Sahibs tragischen Tod nach drei verschiedenen Stationen verlegte — zwei davon fünfzig Meilen entfernt. Die

dritte Verlegung geschah nach Kalkutta, und hier starb der Sahib, während er im Kutschierwagen ausfuhr.

Ich ging nicht so schnell fort, als ich beabsichtigt hatte. Ich blieb noch eine Nacht, während welcher der Wind und die Ratte und der Fensterrahmen und der Riegel eine Hals über Kopfpartie auf Hundertfünfzig spielten. Dann legte sich der Wind, und das Billardspiel hörte auf, und ich fühlte, daß ich meine einzige echte Geistergeschichte ruiniert hatte.

Hätte ich nur zur richtigen Zeit aufgehört nachzuforschen, so hätte ich alles daraus machen können.

Das war der bitterste Gedanke von allen!

*

Der Leser fühlt, daß ein freier und vorurteilsloser Geist diese Geschichte geschrieben hat; ein Hauch des erfrischenden und befreienden weht hindurch und erregt vom Dichter den Eindruck eines Lebenskünstlers, wie sie eben Gustav Freytag liebte. —

Weniger weltmännisch und sympathisch, aber um so geistreicher und schärfer erscheint die Ironie zum Beispiel bei Heinrich Heine; er verstand diese ätzende Redeweise zu handhaben wie selten jemand, der in deutscher Sprache schrieb, und auch wo er sich zu den Gespenstern wendet, was besonders in seinen Gedichten nicht selten geschieht, macht er von ihr gelegentlich schneidenden Gebrauch. So erzählt er zum Beispiel in der Harzreise:

In jener Nacht, die ich in Goslar zubrachte, ist mir etwas höchst Seltsames begegnet. Noch immer kann ich nicht ohne Angst daran zurückdenken. Ich bin von Natur nicht ängstlich, und Gott weiß, daß ich niemals eine sonderliche Beklemmung empfunden habe, wenn zum Beispiel eine blanke Klinge mit meiner Nase Bekanntschaft zu machen suchte, oder wenn ich mich nachts in einem verrufenen Walde verirrte, oder wenn mich im Konzert ein gähnender Leutnant zu verschlingen drohte — aber vor Geistern fürchte ich mich fast ebenso sehr, wie der Östreichische Beobachter. Was ist Furcht? Kommt sie aus dem Verstande oder aus dem Gemüt?

Über diese Frage disputierte ich so oft mit dem Doktor Saul Ascher, wenn wir in Berlin im Café Royal, wo ich lange Zeit meinen Mittagstisch hatte, zufällig zusammentrafen. Er behauptete immer, wir fürchteten Etwas, weil wir es durch Vernunftschlüsse für furchtbar erkennen. Nur die Vernunft sei eine Kraft, nicht das Gemüt. Während ich gut aß und gut trank, demonstrierte er mir fortwährend die Vorzüge der Vernunft. Gegen das Ende seiner Demonstration pflegte er nach seiner Uhr zu sehen, und immer schloß er damit: „Die Vernunft ist das höchste Prinzip!" — Vernunft. Wenn ich jetzt dieses Wort höre, so sehe ich noch immer den Doktor Saul Ascher mit seinen abstrakten Beinen, mit seinem engen, transcendentalgrauen Leibrock, und mit seinem schroffen, frierend kalten Gesichte, das einem Lehrbuche der Geometrie als Kupfertafel dienen konnte. Dieser Mann, tief in den Fünfzigen, war eine personifizierte gerade Linie. In seinem Streben nach dem Positiven hatte der arme Mann sich alles Herrliche aus dem Leben heraus philosophiert, alle Sonnenstrahlen, allen Glauben und alle Blumen, und es blieb ihm nichts übrig, als das kalte positive Grab. Auf den Apoll von Belvedere und auf das Christentum hatte er eine spezielle Malice. Gegen letzteres schrieb er sogar eine Broschüre, worin er dessen Unvernünftigkeit und Unhaltbarkeit bewies. Er hat überhaupt eine ganze Menge Bücher geschrieben, worin immer die Vernunft von ihrer eigenen Vortrefflichkeit renommiert, und wobei es der arme Doktor gewiß ernsthaft genug meinte, und also in dieser Hinsicht alle Achtung verdiente. Darin aber bestand ja eben der Hauptspaß, daß er ein so ernsthaft närrisches Gesicht schnitt, wenn er dasjenige nicht begreifen konnte, was jedes Kind begreift, eben weil es ein Kind ist. . . . . Als ich ihn einst besuchen wollte, sagte mir sein Bedienter: Der Herr Doktor ist eben gestorben. Ich fühlte nicht viel mehr dabei, als wenn er gesagt hätte: Der Herr Doktor ist ausgezogen.

Doch zurück nach Goslar. „Das höchste Prinzip ist die Vernunft!" sagte ich beschwichtigend zu mir selbst, als ich ins Bett stieg. Indessen, es half nicht. Ich hatte eben in Varnhagen von Ense's „Deutsche Erzählungen", die ich von Klausthal mitgenommen hatte, jene entsetzliche Geschichte gelesen, wie der Sohn, den sein eigener Vater ermorden wollte, in der Nacht von dem Geiste seiner toten Mutter gewarnt wird. Die wunderbare Darstellung dieser

Geschichte bewirkte, daß mich während des Lesens ein inneres Grauen durchfröstelte. Auch erregen Gespenstererzählungen ein noch schauerlicheres Gefühl, wenn man sie auf der Reise liest, und zumal des Nachts, in einer Stadt, in einem Hause, in einem Zimmer, wo man noch nie gewesen. Wieviel Gräßliches mag sich schon zugetragen haben auf diesem Flecke, wo du eben liegst? so denkt man unwillkürlich. Überdies schien der Mond so zweideutig ins Zimmer herein, an der Wand bewegten sich allerlei unberufene Schatten, und als ich mich im Bett aufrichtete, um hinzusehen, erblickte ich —

Es gibt nichts Unheimlicheres, als wenn man bei Mondschein das eigene Gesicht zufällig im Spiegel sieht. In demselben Augenblicke schlug eine schwerfällige, gähnende Glocke, und zwar so lang und langsam, daß ich nach dem zwölften Glockenschlage sicher glaubte, es seien unterdessen volle zwölf Stunden verflossen, und es müßte wieder von vorn anfangen, Zwölf zu schlagen. Zwischen dem vorletzten und letzten Glockenschlage schlug noch eine andere Uhr, sehr rasch, fast keifend gell, und vielleicht ärgerlich über die Langsamkeit ihrer Frau Gevatterin. Als beide eiserne Zungen schwiegen und tiefe Totenstille im ganzen Hause herrschte, war es mir plötzlich, als hörte ich auf dem Korridor vor meinem Zimmer etwas schlottern und schlappen, wie der unsichere Gang eines alten Mannes. Endlich öffnete sich meine Tür, und langsam trat herein der verstorbene Doktor Saul Ascher. Ein kaltes Fieber rieselte mir durch Mark und Bein, ich zitterte wie Espenlaub, und kaum wagte ich das Gespenst anzusehen. Er sah aus wie sonst, derselbe transcendentalgraue Leibrock, dieselben abstrakten Beine, und dasselbe mathematische Gesicht; nur war dieses etwas gelblicher als sonst, auch der Mund, der sonst zwei Winkel von 22½ Grad bildete, war zusammengekniffen, und die Augenkreise hatten einen größeren Radius. Schwankend und wie sonst sich auf sein spanisches Röhrchen stützend, näherte er sich mir, und in seinem gewöhnlichen mundfaulen Dialekte sprach er freundlich: „Fürchten Sie sich nicht und glauben Sie nicht, daß ich ein Gespenst sei. Es ist Täuschung Ihrer Phantasie, wenn Sie mich als Gespenst zu sehen glauben. Was ist ein Gespenst? Geben Sie mir eine Definition? Deduzieren Sie mir die Bedingung der Möglichkeit eines Gespenstes? In welchem vernünftigen Zusammenhang stände eine solche Erscheinung mit

der Vernunft? Die Vernunft, ich sage die Vernunft —" Und nun schritt das Gespenst zu einer Analyse der Vernunft, citierte Kants „Kritik der reinen Vernunft", 2. Teil, 1. Abschnitt, 2. Buch, 3. Hauptstück, die Unterscheidung von Phänomena und Noumena, konstruierte alsdann den problematischen Gespensterglauben, setzte einen Syllogismus auf den andern, und schloß mit dem logischen Beweise, daß es durchaus keine Gespenster gibt. Mir unterdessen lief der kalte Schweiß über den Rücken, meine Zähne klapperten wie Kastagnetten, aus Seelenangst nickte ich unbedingte Zustimmung bei jedem Satz, womit der spukende Doktor die Absurdität aller Gespensterfurcht bewies, und derselbe demonstrierte so eifrig, daß er einmal in der Zerstreuung statt seiner goldenen Uhr eine Handvoll Würmer aus der Uhrtasche zog, und, seinen Irrtum bemerkend, mit possierlich ängstlicher Hastigkeit wieder einsteckte. „Die Vernunft ist das höchste —" da schlug die Glocke eins, und das Gespenst verschwand.

*

Das ist konzentrierte Ironie, wenn der Dichter das Gespenst seine eigene Existenz hinwegdisputieren läßt, sie wird beißend bis zum peinlichen, als das Gespenst durch die Würmer, die es statt der Uhr aus der Tasche zieht, sich selbst als einen leibhaftigen Widerspruch zu seinen Behauptungen offenbart. Dies peinliche aber und das gekünstelte der ganzen Situation nimmt ihr den behaglich befreienden Zug der leichteren Ironie Kiplings. —

Neben den humoristischen Geschichten, die mit ihren Pseudogespenstern harmlose Heiterkeit erregen, neben den ironischen, die ihre Anschauung dem Aberglauben überlegen gegenüberstellen, gibt es eine dritte Art, die die Gespenster und die Vertreter des Glaubens an sie lächerlich zu machen sucht. Es ist die Satire, meist hervorgerufen durch einen akuten Fall schweren Gespensterglaubens. Spuren einer solchen Polemik findet man häufig in der Literatur. Für uns Deutsche ist der berühmteste Fall der Streit Immermanns mit dem schwäbischen Dichter Justinus Kerner.

Dieser lebte als Arzt in Weinsberg und hatte als solcher eine Somnambule, Frau Hauffe, bei sich aufgenommen, um sie zu studieren. Die Offenbarungen, die sie ihm über ihren Verkehr mit Geistern und sonst über jene unbekannte Welt machte, und seine eigenen Beobachtungen an ihr legte er in einem Buche nieder: „Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere", dem er nach dem Geburtsort der Frau Hauffe noch den etwas machigen Titel gab: „Die Seherin von Prevorst". — Gegen dieses Werk (es nimmt noch jetzt in der enggedruckten Reclamausgabe gegen 40 Bogen ein) richtete sich der Spott Immermanns, und er nahm es im vierten Buch seines Münchhausen, das er „Poltergeister in und um Weinsberg" betitelte, gefährlich aufs Korn. Kerner heißt ihm hier Kernbeißer, sein Gehülfe, der Doktor Eschemeyer wird zum Eschenmichel, und die Seherin selbst zur engbrüstigen Nähterin Anna Katharina Schnotterbaum.

Münchhausen erzählt, wie er auf Weinsberg zureiste.

Am andern Tage fuhr ich über Mergentheim, Künzelsau, Öhringen nach Heilbronn. Es war bereits etwas dunkel, als ich ankam. Wie weit ist Weinsberg von hier? fragte ich einen Fuhrmann, der auf der Straße seine Karre trieb. Zwei Stunden, war die Antwort. Oho, dachte ich, da wäre es wundersam, wenn mir nicht hier schon etwas begegnen sollte. Die letzten, schwächsten Wirkungen des Weinsberger Pandämoniums müssen mindestens bis hieher sich erstrecken. Also paß auf, Münchhausen. — Münchhausen war damals kein gebildetes Kind gebildeter Eltern mehr, er war Jüngling, schwärmerischer Jüngling voll Ahnung und Sehnsucht nach dem Jenseits.

Ich paßte auf und — erlebte etwas. Neben der Kilianskirche fließt in einer Vertiefung der Brunnen, von welchem Heilbronn den Namen erhalten hat, weil durch sein Wasser einst ein alter Schwabenherzog geheilt worden sein soll. Ich stieg zwischen der steinernen Umfassung die Stufen hinunter und setzte mich den Röhren, aus welchen die Quelle sprudelt, gegenüber auf einen

Stein. Bald fühlte ich in den unteren Teilen des Körpers eine Kälte, und auch oben wehte es mich kühl an. Nun, da haben wir es! sagte ich zu mir. Seid ihr schon da, ihr anhauchenden Geister? Ich blieb noch eine Weile sitzen und merkte, daß Kälte und Wehen immer stärker wurden. Sie machten zuletzt einen förmlichen Wind. Als ich den Stein befühlte, auf dem ich gesessen, fand ich ihn feucht, woraus zu entnehmen ist, daß die abgeschiedenen Seelen sich auch durch Nässe ankündigen. — Ich ging ins Wirtshaus, wo schon die Lichter angezündet waren. Unterwegs hatte das Wehen und Blasen und das Nasse noch stets zugenommen, und ein in der Türe des Ladens stehender, in den Schranken des Cerebralsystems befangener Heilbronner Speditionshändler sagte: 's ist a wüst's Wetter. —

Du armer Blinder.

Im Wirtshause aß ich Feldhuhn und Krautsalat. Die Feldhühner tragen sie dort allerliebst auf mit dem unberupften Kopfe und um den Hals ein papiernes Krägelchen. Den Oberkellner, der mir ein sinniger Mensch zu sein schien, forschte ich nach Weinsberg aus und erfuhr zu meiner Freude, daß es jetzt recht lebhaft dort sei und das Zwischenreich sich im vollen Gange befinde.

Haben Sie nicht hier im Gasthof ein Zimmer, worin etwas erscheint? fragte ich ihn im Vertrauen. Der Oberkellner versetzte, er habe seinem Herrn schon längst geraten, sich für die immer stärker werdende Nachfrage von Liebhabern unter den Reisenden ein Geisterzimmer einzurichten, allein der wolle sich nicht darauf einlassen, weil er die Sache für eine vorübergehende Mode halte, und sage, sein Haus könne durch eine Stube mit Zwischenreich in Verruf kommen.

Ich halte mir aber für meine eigene Rechnung ein Gemach, worin es bei Nacht wenigstens etwas poltert oder schnurrt, und wenn Sie einen Gulden auf die Rechnung zulegen, steht es Ihnen zu Dienst, flüsterte er mir zu. Mit Freuden schlug ich ein, mußte ihm aber das Geheimnis über die Sache versprechen, denn, sagte er, wenn sie auskommt, so bin ich um meinen Posten, oder muß von der Geisterstube Abgaben entrichten, welche sie nicht einbringt. Sonst trieb ich einen kleinen Handel mit Seifenkugeln, Zahnbürsten, wohlriechenden Wassern und Patentrasiermessern, wie das in Wirtshäusern so gebräuchlich ist, aber die Steuern waren zu schwer und

deshalb ließ ich das Geschäft eingehen und etablierte als stillen Nebenverdienst die Stube mit Geistergepolter.

Wir gingen vorsichtig zum Hinterhause hinaus und durch einen finstern Gang, worin allerhand Gerätschaften und Weintonnen standen, nach einem kleinen Seitengebäude, welches vermutlich das Waschgelaß in sich faßte, denn es roch nach Seife aus dessen offenstehenden Fenstern. Darin schloß mir der Oberkellner eine Kammer auf, in der eine herrlich verdorbene Luft brütete. Er wollte diese Atmosphäre entschuldigen, ich aber unterbrach ihn und fragte, ob er sich nicht besser auf das Metier verstehe? Gerade ein solcher müffiger Dunst und Schwaden sei der rechte Geisterbrodem.

Es war ganz darin, wie es da sein muß, wo das Kernbeißer-Eschenmichelsche Wunderwesen sein Quartier aufschlagen soll; die Wände sahen wie verwitterte Dämonen aus, und von der Decke hatten die Poltergeister den Kalk abgetrampelt. Ich ließ den Oberkellner gehen, hing meine Kleidungsstücke an den Nagel, merkte, daß nach der guten Abendmahlzeit, die ich eingenommen hatte, die heilige Tätigkeit meiner Unterleibsnerven beginne, war sonach reif zum höheren Schauen, blies deshalb die Kerze aus und rannte im Dunkel auch gleich gegen einen recht groben Geist an, der sich wie eine Tischecke anfühlte. Danach legte ich mich zu Bette, und es blieb eine Zeitlang still. Nur war mir's sonderbar, daß mein Kopf immer tiefer sank und meine Füße immer höher zu liegen kamen. Aha, dachte ich, ihr zieht die Federn weg, wohin sie gehören, und stopft sie dorten hin, wo sie nicht am Platze sind, ihr unruhiges, sündhaftes Gesindel! Ich konnte über diese Tätigkeit der Dämonen nicht lange nachdenken, denn mit einem Male verbreitete sich durch eine Ritze in der Türe ein Lichtschimmer im Gemache, es war, als ob jemand draußen gehe, die Stiege neben meiner Kammer emporwandle, und sich über mir zur Ruhe begebe. Ich rief mit lauter Stimme: Wenn das da draußen kein Weinsberger Geist, sondern ein Hausknecht ist, so antworte es! Es antwortete aber niemand, und bald darauf hörte ich den Geist fürchterlich schnarchen. Nun trat wieder ein Schweigen von wohl einer Stunde ein, während welcher Zeit ich die Augen und Ohren offen hielt, wie ein Hase. Da auf einmal hörte ich ein bröckelndes Geräusch an der Wand, wo ich meine

Kleider aufgehängt hatte, und ein Fallen. Zugleich spürte ich das Aufsteigen von Staub. Jetzt seid still, Dämonen! rief ich, ich habe nun genug neue Erfahrungen eingesammelt. Ihr könnt euch wie Regentropfen ankündigen, ihr zieht einem die Federn unter dem Kopfe weg, ihr trampt wie ein Hausknecht und rührt Staub auf — ich bitte mir nun Ruhe aus, Kerls, denn ich will schlafen.

Wirklich schlief ich, nachdem die Geister auf diese Anrede muckmausestill geworden waren, ein. Allein noch vor Tagwerden erwachte ich wieder von unendlichen Beklemmungen, welche der dämonische Brodem in der Kammer und dann auch meine unnatürliche Lage mit dem Kopfe unten, mit den Füßen oben, mir verursachte. Das Blut war mir so zu Kopfe gestiegen, daß ich zu ersticken meinte, ich hielt mich aber ganz still und dachte: Stickst du, so stickst du als Opfer für die Ausbreitung höherer Erkenntnis. — Endlich wurde es denn doch Tag, ohne daß ich erstickt wäre, und da sah ich noch ein viel größeres Wunder, als dasjenige gewesen wäre, wenn die Geister mir die Federn unterm Kopfe weggezogen hätten. Ganz umgekehrt hatten sie mich; vermutlich während des Schlafes. Ich lag mit dem Kopfe drunten am Fußende, und die Beine ruhten droben auf dem Kopfkissen; ein in den Schranken des Cerebralsystems Befangener würde gesagt haben, daß ich am Abend zuvor mich verkehrt niedergelegt habe. Ich stand auf und sah, daß das fallende Geräusch von meinen Kleidungsstücken entstanden war, welche die Geister mit dem Nagel von der Wand herabgeworfen hatten. Dessen Ausziehen konnte ihnen freilich keine große Mühe verursacht haben von wegen der bröcklichten Umstände, worin sich, wie schon angeführt worden ist, die Wand befand.

Ich trank meinen Kaffee, dann zum zweiten Frühstück eine Flasche Affentaler, fühlte meine Glaubenskraft hierauf in der gehörigen Verfassung, gab dem Oberkellner seinen Gulden, erklärte mich mit seiner Bedienung vollkommen zufrieden, versprach, die Kammer neben dem Waschgelasse allen Höhererweltherein-ragungsmännern meiner Bekanntschaft bestens zu empfehlen, und rollte dann den blauen Bergen zu, zwischen denen Weinsberg liegt.

Unterwegs findet Münchhausen im Chausseegraben einen total betrunkenen Menschen, den er gutmütig auf

ſeinen Wagen lädt und mit nach Weinsberg nimmt. Es iſt der Dürr, der „magiſche Schneider" genannt, weil er ſeines Zeichens ein Schneider und außerdem ein Geiſterbanner von außerordentlichen Kräften iſt.

Endlich waren wir angelangt, und Doktor Kernbeißer, dem ich ſchon empfohlen worden war, empfing mich recht freundlich. — 's iſt gut, ſagte er, daß Sie kommen. Für zwei Mann wird der Sache zuviel, brauchen junge Kräfte, um die Geiſterwelt gehörig beſtreiten zu können. 's iſt das Zwiſchenreich ganz des Henkers. Das iſt ein Gerutſche, Gebrumme, Gepoltre, Geduſele, Gedudele, Geſchreite, Gewinſele und ein Gerumore durcheinander, daß man nicht weiß, wo man zuerſt anfaſſen ſoll. Ich helf' herzlich gern meinen Nebenmenſchen in der unſichtbaren Welt, aber es kann einem auch zuviel werden. Der eine will erlöſt ſein, der andere hat 'n Schatz vergraben, der ein Geheimbuch über die Seite gebracht, dazwiſchen fallen die Sonnenkreiſe ab wie reife Maulbeeren, dem ſoll man was vorbeten, dem aufm Klavier was vorſpielen, wir wiſſen beide nicht, ich und mein Freund Eſchenmichel, wo uns der Kopf ſteht.

Ich bat ihn, ſich zu beruhigen; was an mir ſei, werde geſchehen, ihnen Aushülfe zu geben. — Wir gingen in das Haus, welches mit ſeinem freundlichen Garten an die Stadtmauer ſtieß. Drinnen rief uns Eſchenmichel, der eben eine Somnambule beſtrich und vor Eifer mich gar nicht begrüßte, an: Kommt der Dürr? — Nein, verſetzte Kernbeißer, vor der Hand bring' ich nur den Münchhauſen. — Wer iſt der Dürr? fragte ich. — Der magiſche Schneider, verſetzte Kernbeißer, den wir uns zum Succurs verſchrieben haben. Ein Satan von Kerl! (O Gott, verzeihe mir meine Sünde und dieſes Fluchwort!) Er hat mehr Gewalt über die Dämonen, als wir beide zuſammengenommen, er ſchnauzt ſie an, daß es nur ſo eine Art hat, und bringt ſie zur Raiſon. Er ſollte uns beiſtehen und hatte auch ſagen laſſen, daß er heute kommen wolle. Gott hat ihm den Sinn wunderbarlich aufgeſchloſſen und mit herrlichen Kräften gerüſtet; er ſteht im Zentro der Dinge und ſieht von da die Radien ausſtrahlen in die Peripherie, wo ſie die Schale und die Kruſte und die Figur der ſogenannten äußeren Welt bilden, über welcher dann die himmliſchen Wolken

wie suchende und liebende Mütter schweben. Diese streben mildregnend bis zum Zentro einzudringen, daß Himmel und Kreatur eins werde in ewiger Lösung und Bindung, und —

Schwätz nit so viel, Kernbeißer! rief hier Eschenmichel dazwischen; ich kann vor deinem Getös' die Strunz hier nicht vernehmen, welche soeben beginnt, mit der innren Sprach' mir das Geheimnis des jüngsten Tages auseinanderzusetzen.

Ich muß doch dem Münchhausen den Dürr beschreiben! rief Kernbeißer zugleich zornig und ermattet. Immer störst du mich im Aufschwung. Nun ist meine Anschauung zerbrochen, meine Kraft dahin, und ich bin für den Rest des Tages nur noch ein Lump. — Haben Sie den Dürr nicht unterwegs erschaut?

Ich wollte eben verneinend antworten, als der Fuhrmann eintrat und fragte, was denn mit dem toten Menschen auf dem Wagen werden solle. Ich bat Kernbeißer um einen Aufbewahrungsort für meinen Schützling. Er sagte ihn gern zu, ging mit hinaus, um den Menschen vom Wagen heben zu lassen, schlug aber wie außer sich die Hände über dem Kopfe zusammen, als er ihn, der wirklich wie tot auf dem Grunde des Fahrzeuges lag, ansichtig wurde, und rief: Das ist ja der Dürr, das ist ja der Dürr! Das ist ja der magische Schneider! O Himmel, muß ich dich wieder in diesem Zustande sehen, Dürr? — Schauen Sie, sagte er zu mir, dieses ist die einzige Schwäche des außerordentlichen Menschen, er besäuft sich einen um den andern Tag, woran aber freilich sein reizbares Nervensystem schuld ist. In dieser Verfassung kann er nun von allen seinen schönen magischen Gaben keinen Gebrauch machen, und so geht die Hälfte seines Lebens für die höhere Welt verloren. O Dürr! Dürr! Dürr! — Aber was kann's helfen? Nehmt ihn säuberlich herunter und legt ihn auf Stroh, daß er ausschlafe.

Der magische Schneider, den ich so unwissend aus dem Straßengraben in das Hauptquartier des Geisterreiches befördert hatte, wurde in einen Stall getan, ich aber zog nunmehr bei den Thaumaturgen ein. Bald nachher setzten wir uns ohne vorgängiges Wunder zu Tisch.

An dieser ersten Mittagstafel nahm außer den Hausgenossen ein Mensch mit wilden Blicken teil, von dem ich schon gehört hatte, daß er seines Zeichens ein Besessener sei und hin und wieder

grunze. Dieses war natürlich, denn es saß in ihm der Teufel einer, welche einstmals in die Gergesener Säue gefahren waren. Auf dem kurzen Wege, welchen er in einer solchen Behausung bis zum Teiche machte, wohinein sich die Herde damals stürzte, hatte er das schweinische Leben so lieb gewonnen, daß er noch immer von Zeit zu Zeit jene Töne hören ließ. Überdies verlangte er mitunter nach Schweinefutter, insbesondere nach Gerstenschrot. Wir geben's ihm aber nicht, er muß Hausmannskost essen, wobei er oft jämmerlich brüllt und zuckt, sagte Kernbeißer. — Ich habe von ihm die wunderbarsten Aufschlüsse erhalten, sprach Eschenmichel im Seherton. Die Zeit ist aber für solche Mitteilungen noch nicht reif.

Wie steht's heut, Pochhammer? fragte er den Besessenen. — Bis jetzt noch so ziemlich, Herr Doktor, versetzte dieser sehr höflich und in der Sprache eines gewöhnlichen Menschen, aber es wird leider nicht lange dauern, es kullert schon etwas unterm Zwerchfell, es ist ihm wieder eine Ratz' durch den Kopf gelaufen, o weh — da steigt er auf — da sitzt er in der Kehle schon — da — da — oih! oih! oih! — So fing er an zu grunzen, und dazwischen schrie er unaufhörlich mit rauher Stimme: Kleien! Schrot! Kleien! Schrot! Eschenmichel betete, Kernbeißer sagte tolle Knittelreime auf den Gergesener her, und die übrigen Tischgenossen aßen ruhig fort, denn dergleichen gehörte hier zu den alltäglichen Dingen, aus welchen niemand mehr ein Aufhebens machte.

Währenddem trat der Knecht, den ich im Hofe gesehen hatte, ein und sagte: Der Dürr ist erwacht und begehrt zu trinken. — Ei, was hat der Schliffel ein Gefäll, rief Kernbeißer. Er soll sich hereinscheren und hier erst seine Arbeit verrichten, und dann wollen wir weitersehen. — Ja, schicke den Magischen zu uns, sage ihm, der Gergesener grunze heute ausnehmend, fügte Eschenmichel hinzu. — O ihr himmlischen Mächte, welche Finsternis muß doch da drunten in der Hölle sein! Gott bewahre uns alle vor dem Abgrunde, darin Astaroth heult, und Beelzebub einen feurigen Reif schlägt.

Der magische Schneider trat ein, noch unsicheren Ganges, mit roten Augen, die Zunge zwischen den trockenen Lippen hin und her bewegend. Kernbeißer und Eschenmichel gaben ihm zum Willkomm die Hand und forderten ihn auf, den Gergesener zu

beschwören. Den wollen wir bald zahm kriegen, sagte der Schneider und trank ein großes Glas Neuen aus. Er krempelte die Rockärmel auf, reckte seine spindeldürren Glieder, vor den Besessenen tretend, aus, hielt ihm die geballte Faust vor den grunzenden Mund und rief: Bist gleich ruhig! Ich, der Dürr, befehl's dir, kraft meiner magischen Gewalt. Was für Sitten sind das, du Schweinteufel? Kannst du nicht sprechen, wie die andern, oder hast auf dem Weg nach dem Wasser deinen teuflischen Dialekt vergessen? Ich an deiner Stelle würde mich doch schämen, den Schweinen nachzuahmen. Bist gleich ruhig, ich befehl's dir! Hast du keine Dankbarkeit nicht, daß dir einstmals vergönnt ward, dein Logis nach deinem Gefallen zu wählen? Kreuch 'nunter auf der Stell', oder ich haue den Pochhammer so lang', bis daß du's fühlen sollst.

Auf diese Anrede und besonders auf die letzte Drohung wurde der Gergesener Teufel stiller, das Grunzen ging in ein Gequiek, wie das eines Ferkels, über, und verlor sich hierauf nebst dem Geschrei um Kleien und Schrot allmählich ganz. Pochhammer wischte sich den Schweiß von der Stirn, gab dem magischen Schneider die Hand und sagte: Ich danke Ihnen gehorsamst, Herr Dürr; er sitzt nun ganz verzagt unten und schluchzt wie ein Kind. — So sind sie all', sprach der Magische, hochmütig und obenaus, aber wenn man sie brav kuranzt, fallen sie zusammen, wie eine aufgestochene Fischblas'. Gebt mir zu trinken.

*

So geht das Ganze voll lustiger Satire einige sechzig Seiten weit, allerliebst zu lesen und wohl imstande, noch heute manchem eine lustige Stunde zu bereiten. Du lieber Gott, wer kennt noch Immermanns Münchhausen? Den Oberhof präpariert man heraus und schenkt ihn zur Konfirmation, aber all das andere, so voller Geist und Laune, voller Phantasie und Gescheitheit — es ist schade darum.

Als Kuriosum sei noch eine Satire des Philosophen Lotze erwähnt, die sich in der Sammlung seiner kleineren Schriften abgedruckt findet unter dem Titel: „Anfänge spiritistischer Konjekturalkritik". Da ist ein Tisch, wie er zum

-rücken und -klopfen gebraucht wird, mit drei Beinen A, B und C. Jedes Bein enthält einen Spirit, und die drei unterhalten ſich über Goethes Erlkönig. Am meiſten orientiert iſt B; er weiß, daß der Ort der Handlung die Kunitzwieſen ſind und der Kleine mit Vornamen Leberecht hieß, denn er ſelbſt war der Erlkönig, der ihm den Hals umdrehte. Nachher ſaß er zur Zeit, da Goethe ſein Gedicht ſchrieb, in dem einen Beine ſeines Bettgeſtelles und blies ihm im Schlafe die Verſe ein. Was die Menſchen nämlich Genius nennen, iſt weiter nichts, als das Wirken von Spirits. Die Schlußſtrophe hieß eigentlich:

Doch als ſie endlich im Hauſe gar
Nachſah'n, was dem Kinde begegnet war,
Da fand es ſich, doch allzuſpät,
Daß ihm der Hals war umgedreht.

Goethe war ſchon halb wach; deshalb verſtand er dieſe Zeilen nicht mehr recht, und hat ſo aus eigenem den Schluß gedichtet, wie er ſich jetzt in den Ausgaben findet.

* * *

Groß iſt die Zahl der Geſpenſtergeſchichten, ihre Menge ſcheint unüberſehbar. Denn die großen, anſpruchsvollen Kunſtwerke, die Epen, Romane, Dramen kann man zählen, ſie haben von vornherein ihre Gruppen, in die das Neue eingefügt wird, anerkannte Muſter, denen ſie ſich angleichen. Aber wer hat bislang auf Geſpenſtergeſchichten geachtet? Sie wuchſen wild, wie das Unkraut, viel unſcheinbares Zeug; was durch ſtarken Duft, prächtige Farben auffiel, ſchien ſich nur unangenehm bemerkbar zu machen oder wurde ſchnell zu den Zierkräutern gerechnet. Doch iſt nicht alles Unkraut, was dafür gehalten wird. Jedenfalls findet man, wenn man ſeine Augen erſt einmal auf dieſe bislang als wertlos vernachläſſigte Species eingeſtellt hat, manches

Intereſſante, und wir haben die Genugtuung, in die regelloſe Menge eine gewiſſe Ordnung und Überſicht gebracht zu haben. An den Anfang ſtellten wir die Gläubigen und die, welche ernſthaft zu den Geſpenſtern Stellung nehmen; in die Mitte die, welche die Frage der Wahrheit nicht berührt, zu ihnen gehörten die Pſychologen, diejenigen, welche lediglich das Gruſeln lernen oder lehren wollen, die Schriftſteller mit außerhalb liegenden Zwecken; jenſeits dieſer Mittelpartei begannen die Zweifler, und den Abſchluß machten die Ungläubigen, wo wir wiederum die friſchen, die ruhig aufklärenden und die humoriſtiſchen reſpektive ironiſchen und ſatiriſchen unterſchieden.

Zum Schluß noch ein Wort der Aufklärung oder Einſchränkung. Wenn wir von Gläubigen und Ungläubigen geſprochen haben, ſo haben wir mehr die Geſchichten gemeint als ihre Dichter. Beides iſt in vielen, vielleicht in den meiſten Fällen, ſoweit es hier für uns in Betracht kommt, dasſelbe; aber es braucht es nicht zu ſein. Von Goethe zum Beiſpiel, von Arndt, von Immermann wiſſen wir, daß ſie innerlich zu der Materie der Geſpenſtergeſchichten ſo ſtanden, wie ſie ſich in ihnen geben; bei andern wiederum haben wir keinen Grund anzunehmen, daß ſie anders geſchrieben haben, als ſie dachten; aber es gibt doch welche, bei denen man über ihr eigenes Denken aus den Geſpenſtergeſchichten nicht ſchließen kann. Mérimée zum Beiſpiel ſtellt ſeine Geſchichte als abſolut wahr hin und ſteht im größten Verdacht, ſelbſt das Gegenteil zu glauben; Heine und Kipling machen ſich das eine Mal über Geſpenſter luſtig und an andern Stellen erzählen ſie Gedichte und Geſchichten voll tiefen Ernſtes. Das ſind immerhin Ausnahmen, aber darauf aufmerkſam ſein müſſen wir. Auch das gedruckte Wort dient nicht durchaus, was man denkt, zu offenbaren, ſondern gelegentlich auch zu verhüllen, und der Glaube iſt wandelbar nach Stimmungen, bei Geſpenſtern ſogar nach Tageszeiten.

Weſen und Ziel der Geſpenſtergeſchichten.

Das Schaudern iſt der Menſchheit beſtes Teil;
Wie auch die Welt ihm das Gefühl verteure,
Ergriffen fühlt er tief das Ungeheure.

Goethe, Fauſt II.

Die Geſpenſtergeſchichte kann ein doppeltes Ziel haben, je nachdem ſie der Unterhaltung oder Belehrung dienen will. Im letzteren Falle will ſie als Dokument für die Exiſtenz überſinnlicher Weſen gelten oder deren Nichtſein befürworten. Für uns handelt es ſich jetzt um das andere, wo die Geſchichte ſich ſelbſt Zweck iſt und ihr höchſtes Ziel die eigene Vollendung, d. h. um die Geſpenſtergeſchichte als Kunſtwerk.

Jedes Kunſtwerk hat ſeine beſtimmten Geſetze.

Die einen betreffen ſein Weſen und ſind unveränderlich, mit ihnen ſteht und fällt es; die andern gehen die Technik oder die Methode an, ſie wechſeln nach Zeit, Ort und Material, mit Einſicht und Anſichten, nach Einrichtungen, Sitte, Mode und Brauch. Jene Geſetze ſind einfach, wie alles Unveränderliche und Durchgehende, dieſe ſind mannigfaltig. So iſt das Weſen der Tragödie das gleiche bei Sophokles, Shakeſpeare, Schiller. In gleicher Weiſe wird das Herz erſchüttert, wenn der raſende Ajax ſich in ſein Schwert ſtürzt, der unſelige alte König Lear im Wahnſinn gegen ſich ſelbſt wütet, der verblendete Wallenſtein das Netz des Verderbens mit eigener Hand über ſich zuſammenzieht; in gleicher Weiſe ſtimmen zu bewundernder

Andacht der säulengetragene Tempel auf der Akropolis von Athen, die gewaltige Peterskirche in Rom, das steinerne Kunstwerk des gotischen Domes zu Straßburg; manchem Sekundaner werden noch heute die Augen feucht, wenn er im Homer von dem alten Hund Argos liest, der seinen heimgekehrten Herrn mit dem letzten Atemzuge begrüßt, und ebenso ging eine tiefe Rührung durch die vielhundertköpfige Versammlung, als der Rezitator Emil Milan die Geschichte der Ebner-Eschenbach von dem Hunde Krambambuli mit seiner großen und eindringlichen Kunst vortrug. Die Technik ist verschieden bei jenen drei Tragikern, anders bauten die Griechen, das katholische Rom und Erwin von Steinbach ihre heiligen Paläste, anders erzählt Homer als die Österreicherin des neunzehnten Jahrhunderts. Da ist lauter Verschiedenheit, denn viele Wege führen nach Rom, viele auch zu den Herzen der Menschen, verschiedene Zeiten und Nationen pflegen die einen oder die andern vorzuziehen. Die Einheit aber liegt darin, daß es wirklich hineindringt. Die Erschütterung, welche das Kunstwerk erregt, ist das Gleichbleibende im Wechsel, sie ist zugleich Zweck und Ziel des echten Kunstwerks.

Wenn nun das Ziel eines Kunstwerks ist, ein bestimmtes Gefühl möglichst rein und voll schwingen zu lassen, welche Empfindung muß dann eine Gespenstergeschichte erregen, wenn sie den Zweck ihrer Gattung erfüllen soll?

Wir fragen deshalb zunächst: Was ist eine Gespenstergeschichte?

Nun, im engeren Sinne eine Geschichte, deren Haupthandlung und Interesse sich mit Gespenstern beschäftigt, wo wir bei Gespenstern zunächst an auferstandene Tote denken. Das Wort „Geistergeschichte" bezeichnet ungefähr dasselbe, hat vielleicht einen etwas weiteren Umfang, Erzählungen von Doppelgängern, telepathischen Materialisationen (um spiritistisch zu reden) und ähnlichem würden dazu gehören. Der weiteste Ausdruck, der auch jene beiden umfaßt, ist

Spukgeschichte; unter diesen Titel fallen gespenstische Menschen, gespenstische Tiere, die mannigfaltigen Vorbedeutungen, Bilder, Kränze, die von der Wand fallen, kalte Hände, die den Einschlafenden über die Wange streichen, kurz alles, was die Phantasie sich Übernatürliches und Unheimliches ausdenken kann. Bedingung ist bei allem nur, daß das Spukhafte die Hauptrolle spiele. Doch können wir die Grenzen auch dieses Kreises noch etwas erweitern und dazu die einzelnen Bilder oder Scenen größerer Schöpfungen einbeziehen, von Romanen und Dramen, wo das Ganze mit gespenstischem Wesen nichts zu tun hat, wie wir zum Beispiel Richard III. kein „Gespensterdrama" nennen, sondern nur von einer Geisterscene darin sprechen. — Wenn wir nun all das Spukhafte und Unheimliche zusammennehmen, was in all diesen verschiedenen Geschichten sich findet, und wenn wir dann das Gemeinsame in dieser bunten Mannigfaltigkeit suchen, dann müssen wir ja in diesem das Wesentliche der Gespenstergeschichten gefunden haben.

Das würde nun ein umständliches Herumsuchen und Vergleichen sein.

Deshalb machen wir uns die Untersuchung bequemer, indem wir, nur scheinbar einen andern Weg einschlagend (denn wir tun schließlich weiter nichts, als daß wir, statt den Vergleich bewußt zu reproduzieren, das Resultat des unbewußt angestellten als gegeben annehmen), indem wir also aus uns selbst das Gemeinsame suchen. Wir stellen deshalb die Überlegung an:

Was erwarten wir, wenn wir, etwa beim Durchblättern der wöchentlichen Journalmappe, den Titel sehen: „Das einsame Haus, eine Gespenstergeschichte?" Denken wir da zunächst an eigentliche Gespenster, die aus den schmalen Särgen kommen, weiß das Gewand und weiß das Angesicht? — Wenn wir reflektieren, ja; ursprünglich wohl nicht, weil Gespenster- und Spukgeschichten in unserer Erinnerung zusammenfließen und die letzteren, wie sie denn das allge-

meinere sind, bei weitem überwiegen. Doch das eine oder das andere, jedenfalls setzen wir unsere Seele in eine gewisse Bereitschaft, wir erwarten etwas Bestimmteres als zum Beispiel bei der Etikette „Roman" oder „Drama", etwas in demselben Grade Bestimmtes wie etwa bei einem Untertitel „Idyll" oder „Erzählung aus dem Seemannsleben".

Diese Bereitschaft ist ein wichtiger seelischer Zustand: Der Schüler, der für die nächste Stunde Latein auf seinem Lektionsplan sieht, jeder, der ein Examen macht, der Theaterbesucher, der „Trauerspiel" auf dem Zettel, der Leser, der „Humoreske" auf dem Titelblatt liest, alle machen sich in einer psychologisch-bestimmten Weise bereit auf das, was sie zu erwarten haben. Wie wichtig dieser Zustand ist, erkennt man aus dem Unbehagen, der momentanen Trübung oder Störung der geistigen Fähigkeiten, wenn ihr nicht entsprochen wird. Die Klasse, welcher der Lehrer beim Eintreten sagt, sie solle jetzt Geographie statt Latein haben, wird bei den ersten Fragen versagen, jeder einzelne muß erst gewissermaßen „umschalten", was denn bei dem einen schneller, bei dem andern langsamer geht. Der Theatergänger, welcher auf ein Lustspiel gestimmt ist, wird, plötzlich vor eine Tragödie gestellt, zunächst Mühe haben, sich zurecht zu finden. — Auch ist diese Bereitschaft nicht bloß ein Zustand, sondern eine Tätigkeit der Seele, nicht nur ein „an sich herankommen lassen", sondern ein „Entgegengehen"; wenn sie gestört, gehindert, vereitelt wird, so kann das, besonders bei zarteren Dingen wie einem Kunstwerk, nachteilig bis zu einem augenblicklichen Mißerfolg wirken.

In welche Art Bereitschaft setzen wir nun unsere Seele, d. h. was erwarten wir von einer Gespenster- oder Spukgeschichte?

Zunächst keine spezielle Art von Gespenstern, nicht einmal von Spuk, denn das soll eben das Neue und Über-

raschende sein, welches die neue Geschichte uns bringt, vielmehr nur eine solche ganz allgemeine und gar nicht näher bestimmte Beschaffenheit, daß sie imstande sei, eine genau bestimmte und eigenartige Empfindung zu erregen.

Diese Empfindung läßt sich genauer präzisieren durch folgende Angaben:

Sie bietet der Seele weniger eine Anregung als eine Aufregung; sie ist eine Spannung, die, von vornherein bereit, stark und stärker angestrafft wird; die Spannung ist nicht die der Freude, etwa daß A den B einholt, sondern der Furcht, daß B von seinem Verfolger eingeholt wird.

Also jene Empfindung ist eine Furcht.

Diese Furcht erstreckt sich nicht auf das Reale, sondern das Unbekannte, dessen Fähigkeit oder Willen zu schaden tausenderlei Möglichkeiten bietet, gegen die man sich nur ungenügend schützen kann. Die Furcht kann schwächer sein oder stärker, so stark, daß sie über das Grauen sich bis zum Entsetzen steigert, aber ihr Spezifikum, die Richtung auf das Unnennbare und Unbekannte, muß sie behalten, wir bezeichnen sie am besten eben mit dem Wort „Gespensterfurcht". Sie in uns erregt zu sehen erwarten wir von einer Gespenster- oder Spukgeschichte, sie ist ihr Allgemeines, das wir suchten, in ihr besteht also deren Ziel und Wesen.

Wodurch wird nun Gespensterfurcht erregt?

Der alte Mannhardt sagt in seinen Wald- und Feldkulten (II. 114): „Im stillen Urwald, zumal zwischen Bergen schallt jeder Laut, sei es das Geräusch eines brechenden oder sich reibenden Astes oder Stammes, die Stimme eines Tieres oder Windespfeifen im hohlen Baum doppelt, ja vielfach verstärkt, und oft vernimmt man sporadische, unerklärliche, durch das Greuliche der Einsamkeit schreckhaft gemachte Töne, durchdringende Schreie, welche die Phantasie des Wanderers bei den verschiedensten Völkern als einen Ruf oder als höhnisches Lachen des Waldgeistes aufzufassen pflegt." Entsprechend schreibt Maxim Gorki in der No-

velle „Die Jugendfreunde“: „Sie näherten sich dem Waldessaum. Der Wald stand leblos, wie eine dunkle Wand, kein Laut tönte den Wanderern entgegen. Die Sonne war schon im Sinken begriffen und ihre schrägen Strahlen kleideten die Gipfel der Bäume in Purpur und Gold. Die Bäume strömten eine duftende Feuchtigkeit aus, und das düstere und ernste Schweigen, welches den Wald erfüllte, erzeugte ein banges Gefühl. Wenn der Wald vor den Augen steht, dunkel und regungslos, wenn er ganz in geheimnisvolles Schweigen gehüllt ist und es dann ist, als ob jeder Baum nach etwas hinhorche, dann scheint es, als sei der ganze Wald von etwas Lebendigem erfüllt, das nur einen Moment den Atem anhält, und dann will es scheinen, als werde im nächsten Augenblick etwas Riesenhaftes und dem menschlichen Verstand Unbegreifliches aus dem Walde heraustreten . . . .“

Das allgemein Unheimliche ist also für die Menschen ursprünglich die Ursache von Gespensterglauben und -furcht, das bezeugt der Gelehrte wie der Dichter. Welcher Dichter demnach die allgemein unheimliche Stimmung in uns erregen kann, die in den obigen zwei Beispielen der schweigende Wald erregte, der bereitet in uns den Boden für seine Gespenster, er macht sie uns künstlerisch glaubhaft, d. h. wahrscheinlich für die Zeit, wo wir unter seinem Bann stehen. Je stimmungsvoller er schreibt, ein desto besserer Erzähler von Gespenstergeschichten ist er.

Daraus folgt, daß die Stimmung wichtiger ist, als die Gespenster selbst.

Zum Beweise dieses Satzes mag eine Novelle Maupassants dienen, die wir in der deutschen Übertragung von Anna Hoffmann-Diederich geben:

Auf dem Wasser.

Von Guy de Maupassant.

Letzten Sommer hatte ich am Ufer der Seine, einige Meilen von Paris, ein kleines Landhaus gemietet. Jeden Abend ging

ich hinaus, um über Nacht dort zu bleiben. Nach einigen Tagen machte ich die Bekanntschaft eines meiner Nachbarn, eines Mannes von dreißig bis vierzig Jahren, von einem so ausgeprägten Typus, wie er mir selten vorgekommen. Es war eine richtige, enragierte Wasserratte, immer am Wasser, auf dem Wasser oder im Wasser. Nach meiner Schätzung war er im Boot geboren und würde sicher eines Tages auf oder im Wasser sein Ende finden.

Eines Abends, als wir am Ufer der Seine auf und ab gingen, bat ich ihn, mir ein Erlebnis aus seinem Schifferleben zu erzählen. Da wurde mein guter Freund aber lebendig! Er verwandelte sich förmlich, ward beredt, fast poetisch; hatte er doch im Herzen seine große, glühende, unwiderstehliche Leidenschaft, das Wasser, den Fluß.

Ach, sagte er, wenn Sie wüßten, wieviel Erinnerungen mich mit diesem Flusse verbinden, den Sie dahingleiten sehen! Sie in der Stadt haben keine Vorstellung, was unser Fluß eigentlich ist. Aber hören Sie einmal einen alten Fischer reden. Ihm ist sein Wasser etwas Geheimnisvolles, Tiefes, Unergründliches, ein Gebiet voller Wunder und phantastischer Wahngebilde, wo man in tiefer Nacht Sachen sieht, die nicht sind, Geräusche hört, die man nicht kennt, wo man zittert, ohne zu wissen warum, etwa wie beim Überschreiten eines Kirchhofs. Und wirklich, ist es nicht der schaurigste Kirchhof, wo man nicht einmal ein Grab hat?

Dem Fischer, dem das Land eng ist, erscheint der Fluß im Schatten mondloser Nächte unbegrenzt. Dabei empfindet er ganz anders, als der Seemann für das Meer. Auch das ist hart und böse, aber es wütet, es heult und brüllt, das gewaltige Meer. Der Fluß aber, der ist lautlos und tückisch. Der erhebt nicht grollend seine Stimme, der eilt leise dahin, aber gerade diese ewig gleichmäßige Bewegung des dahinfließenden Wassers ist ihm unheimlicher als alle Wellenberge des Ozeans.

Träumer behaupten, in seinem Innern berge das Meer ungeheure blauschillernde Fernen, wo zwischen großen Fischen inmitten phantastischer Wälder und kristallener Grotten die Ertrunkenen schwanken. Der Fluß hat nur schwarze Tiefen, in denen man im Schlamme erstickt. Aber schön ist er trotzdem, wenn er frühmorgens in der Sonne leuchtet, wenn er leise dahingleitet zwischen seinen stillen Ufern, die das murmelnde Ried bedeckt. Und

ich glaube, daß die Geschichten, welche die schlanken Schilfhalme mit ihren dünnen, zarten Stimmen einander zuliſpeln, viel düſterer ſein können, als die finſteren Dramen, von denen das Heulen der Wogen erzählt.

Aber da Sie etwas aus meinen Erinnerungen hören wollen, werde ich Ihnen ein eigentümliches Abenteuer erzählen, das mir vor ungefähr einem Dutzend Jahre paſſierte.

Damals wie heute bewohnte ich das Haus der alten Laton, und einer meiner beſten Kameraden, Louis Bernet, welcher jetzt die Bootfahrerei mit ihrem Pumpen und ihrem nachläſſigen Anzug aufgegeben hat, nachdem er in den Staatsrat getreten iſt, hatte ſich zwei Meilen ſtromab im Dorfe Coucy eingerichtet. Wir ſpeiſten täglich zuſammen, bald bei ihm, bald bei mir.

Eines Abends, als ich ganz allein und ziemlich müde heimkehrte, indem ich mein großes Boot, deſſen ich mich nachts immer bediente, förmlich vorwärts ſchleppte, hielt ich einen Augenblick an, um wieder zu Atem zu kommen, dort unten an der Spitze des Röhrichts, circa zweihundert Meter vor der Eiſenbahnbrücke. Es war ein wunderbares Wetter, der Mond glänzte, der Fluß ſchimmerte, die Luft war mild und ruhig. Dieſe Ruhe war verlockend, ich ſagte mir, hier müſſe ſich gut eine Pfeife rauchen laſſen. Gedacht, getan; ich nahm meinen Anker und warf ihn in den Fluß.

Das Boot trieb mit dem Strom ab und ging bis ans Ende der Kette — dann lag es ſtill, ich ſetzte mich hinten beim Steuer auf mein Schaffell und machte es mir ſo bequem wie möglich. Nichts war zu hören, kein Laut, nur manchmal meinte ich ein kleines, kaum merkbares Klatſchen des Waſſers gegen das Ufer zu vernehmen, und Schilfgruppen nahm ich wahr, ein wenig höher als das übrige, die überraſchende Formen annahmen und einen Augenblick ſich zu bewegen ſchienen.

Ruhig, ganz ruhig lag der Fluß da; ich aber fühlte mich erregt durch das außerordentliche Schweigen, das mich umgab. Alle Tiere, ſelbſt die Fröſche und Kröten, die nächtlichen Sänger der Moore, ſchwiegen. Da plötzlich quakt ein Froſch zu meiner Rechten; ich fahre zuſammen; ſchon iſt er verſtummt und ich höre nichts mehr. Um mich abzulenken, beſchloß ich, mit dem Rauchen anzufangen. Ich erfreute mich eines gewiſſen Rufes im Pfeifenrauchen, indeſſen es ging nicht; ſchon nach einem Zug drehte ſich

mir das Herz im Leibe um, und ich gab es auf. Ich fing an zu ſingen, aber der Ton meiner Stimme ward mir peinlich. Schließlich ſtreckte ich mich auf dem Boden des Bootes aus und ſah in den Himmel. Einige Zeit ward mir ruhiger, aber bald ſtörte mich das leiſe Schwanken des Fahrzeugs; es war mir, als mache es rieſenhafte Zickzackbewegungen, bei denen es bald das eine, bald das andere Ufer berührte, dann glaubte ich, irgend etwas Unſichtbares, ein Weſen oder eine Kraft, zöge es leiſe in die Tiefe, höbe es empor, um es gleich darauf zurückſinken zu laſſen. Wie im Sturm wurde ich hin und her geſchüttelt, um mich hörte ich Geräuſche, mit einem Sprunge richtete ich mich auf — das Waſſer ſchimmerte, Ruhe allüberall.

Ich ſah ein, daß meine Nerven überreizt waren, und beſchloß davonzufahren.

Ich zog an meiner Kette, das Boot ſetzte ſich in Bewegung, da fühlte ich einen Widerſtand. Ich zog ſtärker, der Anker kam nicht; irgend etwas mußte ſich am Grunde daran feſtgehakt haben, es war unmöglich, ihn zu heben. Ich zog mit aller Anſtrengung, aber vergebens. Ich drehte mein Boot mit Hülfe der Ruder und ſuchte es gegen den Strom zu wenden, um die Lage des Ankers zu verändern. Wiederum vergeblich, er rührte ſich nicht. Zorn erfaßte mich, und wütend riß ich an der Kette, gleichviel, er rührte ſich nicht. Entmutigt ſetzte ich mich nieder und begann, meine Lage zu überlegen. Es war weder denkbar, die Kette zu zerreißen, noch ſie vom Boot zu löſen, denn ſie war ſtark und obendrein in ein Stück Holz von mehr als Armesdicke vernietet. Außerdem blieb das Wetter unverändert ſchön, und ich glaubte, daß es nicht lange dauern könne, bis irgend ein Schiffer vorbei und mir zu Hülfe käme. Mein Mißgeſchick hatte mich beruhigt; ich ſetzte mich und konnte nun endlich meine Pfeife rauchen. Ich hatte eine Flaſche Rum an Bord, davon nahm ich zwei oder drei Glas, und meine Situation machte mich lachen. Es war ſehr warm, ſo daß ich, ohne weiter Schaden zu nehmen, die Nacht unter freiem Himmel verbringen konnte.

Plötzlich klang ein leichter Stoß gegen meine Schiffsplanken. Ein heftiger Schrecken durchzuckte mich, und kalter Schweiß überrann mich von Kopf bis zu Fuß. Ohne Zweifel kam das Geräuſch von einem Stück Holz, das im Strome trieb, aber dies genügte,

um mich von neuem in eine unbegreifliche Aufregung zu versetzen. Ich griff nach meiner Kette und riß mit der Kraft der Verzweiflung. Der Anker hielt gut. Erschöpft setzte ich mich wieder nieder.

Inzwischen hatte sich der Fluß allmählich mit einem dichten, weißen Nebel bedeckt, der niedrig über dem Wasser dahinkroch, so daß ich, wenn ich mich aufrichtete, weder den Fluß noch meine Füße oder mein Boot sah, sondern ich erblickte nur die Spitzen des Schilfes und dann, etwas weiter, die bleiche Bahn des Mondlichtes mit großen schwarzen Flecken, die in die Luft zu steigen schienen. Das war eine Gruppe italienischer Pappeln.

Bis zum Gürtel war ich in ein Leintuch von eigenartiger Weiße gehüllt, und mir kamen phantastische Einbildungen. Ich konnte mein Boot nicht mehr übersehen und stellte mir vor, daß man hineinzusteigen versuche; ich hatte das Gefühl, daß der im dichten Nebel verborgene Fluß erfüllt sei von fremdartigen Wesen, die um mich herumschwammen. Ich empfand ein ungeheuerliches Unbehagen, meine Schläfen schienen sich zusammenzupressen, und mein Herz klopfte zum Ersticken. Ich verlor den Kopf und dachte schon daran, mich durch Schwimmen zu retten, aber gleich darauf machte mich diese Idee vor Entsetzen schaudern. Ich sah mich verloren, wenn ich in diesen dichten Nebel hineintauchte, zwischen Schilf und Pflanzen herumzappelnd, die ich nicht vermeiden konnte, röchelnd vor Angst, wenn ich weder das Ufer sah, noch mich zu meinem Boote zurückfand, und dann war mir's, als fühlte ich mich an den Füßen bis auf den Grund dieser schwarzen Fluten hinabgezogen.

Da ich tatsächlich wenigstens fünfhundert Meter gegen den Strom hätte schwimmen müssen, ehe ich ein von Binsen und Wasserpflanzen freies Plätzchen gefunden hätte, an dem ich Fuß fassen konnte, war zehn gegen eins zu wetten, daß ich in dem Nebel die Richtung verloren hätte und ertrunken wäre, trotzdem ich ein guter Schwimmer bin.

Ich versuchte, mir Vernunft einzureden, ich faßte den Entschluß, keine Furcht mehr zu haben, aber ein Etwas war in mir, das außer dem Bereich meines Willens lag, und dieses Etwas hatte Furcht. Ich fragte mich, was ich eigentlich zu fürchten hätte, mein tapferes Ich spottete über mein hasenfüßiges Ich, und nie

fühlte ich so deutlich wie in jener Nacht die Gegnerschaft des Doppelwesens in uns, von denen das eine wollend, das andere widerstrebend uns abwechselnd auf die eine oder andere Seite zieht.

Fortgesetzt wuchs indessen diese dumme und unerklärliche Angst und wurde zum Entsetzen. So verhielt ich mich regungslos, die Augen offen, das Ohr horchend und wartend. Auf was? Das wußte ich nicht, aber es mußte etwas Schreckliches sein. Ich glaube, wenn ein Fisch, wie das doch häufig vorkommt, im Wasser einen Sprung gemacht hätte, so hätte das genügt, mich besinnungslos hintenüberschlagen zu lassen.

Jedoch gelang es mir nach und nach, meine Vernunft, die mir unter den Händen zu entschlüpfen drohte, festzuhalten. Von neuem nahm ich meine Rumflasche und trank in langen Zügen. Da kam mir ein Gedanke. Ich begann aus aller Kraft zu schreien, indem ich mich langsam nach den verschiedensten Himmelsrichtungen drehte. Erst als meine Kehle vollständig versagte, hörte ich auf. Ein Hund heulte in weiter Ferne.

Wieder trank ich, und dann streckte ich mich auf den Boden meines Fahrzeugs. So blieb ich vielleicht eine Stunde, vielleicht auch zwei, ohne zu schlafen, die Augen offen, Schreckbilder rings umher. Ich wagte nicht, mich aufzurichten, und doch wünschte ich es lebhaft. Ich sagte zu mir: geh doch, steh auf! und doch fürchtete ich, die leiseste Bewegung zu machen. Endlich richtete ich mich auf, mit unendlicher Vorsicht, als hinge mein Leben von einem Geräusch ab, das ich machen könnte, und blickte über den Rand.

Ich war geblendet, denn ein wunderbares, erstaunliches Schauspiel breitete sich vor meinen Augen aus, eine Phantasmagorie aus dem Lande der Feen, eine der Visionen, wie sie Reisende erzählen, die aus weiter Ferne zurückkommen, denen wir zuhören, ohne ihnen glauben zu können.

Der Nebel, welcher vor zwei Stunden dicht über dem Flusse lag, war zurückgewichen und hatte sich an den Ufern aufgetürmt. Während er den Fluß vollständig frei ließ, bildete er zu beiden Seiten eine Reihe kompakter Hügel von sechs oder sieben Meter Höhe, die im Mondschein mit dem prächtigen Glanze frischen Schnees leuchteten. Man sah nichts, als den mit Silberlicht durchwirkten Fluß inmitten der weißen Berge, und hoch über meinem

Haupte blickte voll und groß die strahlende Vollmondscheibe vom bläulich milchigen Himmel hernieder.

Die gesamte Tierwelt des Wassers war erwacht. Hitzig quakten die Frösche, während von einem Augenblick zum andern, bald rechts, bald links, der kurze, monotone und traurige Ton an mein Ohr klang, den die kupfrige Stimme der Kröten zu den Sternen emporschickt. Wunderbarerweise hatte ich keine Furcht mehr; ich war inmitten einer so außergewöhnlichen Landschaft, daß ihre Seltsamkeiten mich nicht mehr überraschen konnten.

Wie lange Zeit dies gedauert haben mag, weiß ich nicht, denn ich war eingeschlummert. Als ich die Augen wieder öffnete, war der Mond untergegangen, der Himmel voller Wolken. Finster gluckste das Wasser, der Wind blies; es war kalt geworden, tiefes Dunkel rings umher.

Ich trank, was mir noch an Rum geblieben war, zähneklappernd vernahm ich das Rascheln des Schilfs, das finstere Rauschen des Wassers. Ich versuchte, die Dunkelheit mit den Augen zu durchdringen, aber ich konnte nicht mehr mein Boot unterscheiden, nicht einmal meine Hände, wenn ich sie dicht vor die Augen hielt.

Nach und nach verminderte sich indessen die schwarze Finsternis um mich her. Plötzlich glaubte ich zu merken, wie ein Schatten nahe an mir vorüberglitt, ich stieß einen Ruf aus, eine Stimme antwortete; es war ein Fischer. Ich rief ihn, er kam heran, und ich erzählte ihm mein Mißgeschick. Er legte sein Boot längsseit an meines, und wir zogen beide an der Kette. Der Anker rührte sich nicht. Der Tag kam, finster, grau, regnerisch und eisig, einer von den Tagen, die uns Unheil und Trauer bringen. Ich sah noch ein Fahrzeug; wir riefen es heran. Der Mann, der es führte, vereinte seine Anstrengungen mit den unseren — da endlich gab der Anker nach. Er kam herauf, aber langsam, ganz langsam, mit beträchtlichem Gewicht belastet. Endlich sahen wir eine schwarze Masse und zogen sie in mein Boot.

Es war der Leichnam einer alten Frau, mit einem großen Stein um den Hals.

*

Diese Geschichte mit der einfachen Handlung und dem echt französischen Schluß, wo die Überraschung kurz und scharf wie die abgeschossene Kugel in das Ziel schlägt, zeigt den Erzähler, der in der Kunst der kurzen Geschichten bis heute nicht bloß in Frankreich unübertroffen steht, als einen Meister der Naturschilderung. Auf ihr und der Wirkung der seltsamen Umgebung beruht das Unheimliche und Ahnungsschwere, das die Atmosphäre des Ganzen ausmacht. Durch das einleitende Gespräch wird die Seele des Lesers für das Wunderbare, das er hören soll, empfänglich gemacht, der Schluß wirft ein blitzhelles Licht über alle Vorgänge bis an den Anfang zurück, und läßt sie und ihr unheimlich fremdartiges Wesen noch mehr als finstere Zeugen eines fürchterlichen Dramas erscheinen. So herrscht hier wirkliche Gespensterstimmung, trotzdem von keinem Gespenst die Rede ist, und wenn wir darum die Erzählung auch nicht direkt als Gespenstergeschichte bezeichnen würden, in eine Sammlung von solchen könnten wir sie immerhin aufnehmen.

In einer Geschichte wie dieser liegt somit der beste Beweis, daß für eine Gespenstergeschichte die Hauptsache Stimmung ist. Aus demselben Grundsatz folgt aber andererseits, daß man geneigt sein kann, Geschichten, in denen Gespenster- oder Spukhaftes den Kern bildet, gar nicht zu den Gespenster- oder Spukgeschichten zu rechnen. Logisch begeht man dabei denselben Fehler und hat gefühlmäßig das gleiche Recht dazu, wie wenn man die Novelle Maupassants zu ihnen zählt. So bilden zum Beispiel die dokumentarischen Spukgeschichten (vergleiche dafür etwa die Sammlung von Puls im Anschluß an den seinerzeit berühmten Spuk von Resau) eine ebenso „trockene" Lektüre, wie jedes andere wissenschaftliche Werk, d. h. sie wenden sich durchaus an den Verstand und haben so manchen (mit Recht) enttäuscht, der für sein Gefühl daraus Anregung schöpfen wollte. Darum ist auch Goethe hier kein guter Erzähler. Ihm lag ja an der Stimmung viel weniger als

an dem naturwissenschaftlichen Phänomen. So erzählt er zum Beispiel in den „Unterhaltungen":

Bei einem wackern Edelmann, meinem Freunde, der ein altes Schloß mit einer starken Familie bewohnte, war eine Waise erzogen worden, die, als sie herangewachsen und vierzehn Jahre alt war, meist um die Dame vom Hause sich beschäftigte und die nächsten Dienste ihrer Person verrichtete. Man war mit ihr wohl zufrieden, und sie schien nichts weiter zu wünschen, als durch Aufmerksamkeit und Treue ihren Wohltätern dankbar zu sein. Sie war wohlgebildet, und es fanden sich einige Freier um sie ein. Man glaubte nicht, daß eine dieser Verbindungen zu ihrem Glück gereichen würde, und sie zeigte auch nicht das mindeste Verlangen, ihren Zustand zu ändern.

Auf einmal begab sich's, daß man, wenn das Mädchen in dem Hause Geschäfte halber herumging, unter ihr hie und da pochen hörte. Anfangs schien es zufällig; aber da das Klopfen nicht aufhörte und beinahe jeden ihrer Schritte bezeichnete, ward sie ängstlich und traute sich kaum aus dem Zimmer der gnädigen Frau herauszugehen, als in welchem sie allein Ruhe hatte.

Dieses Pochen ward von jedermann vernommen, der mit ihr ging oder nicht weit von ihr stand. Anfangs scherzte man darüber; endlich aber fing die Sache an unangenehm zu werden. Der Herr vom Hause, der von einem lebhaften Geist war, untersuchte nun selbst die Umstände. Man hörte das Pochen nicht eher, als bis das Mädchen ging, und nicht sowohl indem sie den Fuß aufsetzte, als indem sie ihn zum Weiterschreiten aufhob. Doch fielen die Schläge manchmal unregelmäßig, und besonders waren sie sehr stark, wenn sie quer über einen großen Saal den Weg nahm.

Der Hausvater hatte eines Tages Handwerksleute in der Nähe und ließ, da das Pochen am heftigsten war, gleich hinter ihr einige Dielen aufreißen; es fand sich nichts, außer daß bei dieser Gelegenheit ein paar große Ratten zum Vorschein kamen, deren Jagd viel Lärm im Hause verursachte.

Entrüstet über diese Begebenheit und Verwirrung, griff der Hausherr zu einem strengen Mittel, nahm seine größte Hetzpeitsche von der Wand und schwur, daß er das Mädchen bis auf den Tod prügeln wolle, wenn sich noch ein einzig Mal das Pochen hören

ließe. Von der Zeit an ging sie ohne Anfechtung im ganzen Hause herum, und man vernahm von dem Pochen nichts weiter.

*

Trockner und für eine Wirkung aufs Gemüt weniger zweckentsprechend kann man eine solche Begebenheit nicht erzählen; der Dichter hat so gar nichts an Stimmung hineingelegt, daß es ausgeschlossen erscheint, er könne damit welche erwecken. Seine Erzählung erinnert in ihrer Beschränkung auf das Tatsächliche an die Novellen des Boccaccio. Als ein Muster für diese nüchterne Art der Spukgeschichten in der Novellistik früherer Jahrhunderte mag die Erzählung des Spaniers Juan Perez de Montalvan, eines Schülers von Lope de Vega, gelten, die jüngst in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte übersetzt und herausgegeben ist, weil Gryphius aus ihr den Stoff zu seinem Cardenio und Celinde nahm.

Auch die Romantiker, wie man aus Apel-Launs Sammlung erkennt, sind keine besonderen Erzähler. Aus einem anderen Grunde; sie erregen wohl Stimmung, aber sie zerstören sie immer selbst durch Phantastik und eine Unruhe, die den Leser nicht warm werden läßt. Außerdem hat man zu oft den Eindruck, als steckten sie selbst den Kopf durch den Vorhang: habe ich das nicht recht grausig gemacht? „Was mußt du stets dein Ich dazwischen schieben und deines Helden Mentor sein", sagt Paul Heyse, und so ist auch der berühmte Ernst Theodor Amadeus Hoffmann für unsern Geschmack viel weniger graulich als sein Ruf. Es gibt allerdings bei ihm eine Menge Geschichten von einer großen Intensität der Stimmung, aber sie werden meist durch seine Art des Erzählens beeinträchtigt. Überhaupt macht man die Erfahrung, daß es gar nicht so leicht sein muß, eine gute Gespenstergeschichte zu schreiben, wie man nach der üblichen niederen Einschätzung des ganzen Genres annehmen könnte, denn unter der großen Fülle, die man um sich aus-

gebreitet und man möchte sagen täglich zuwachsen sieht, ist die Zahl derer, die wirklich einen starken Eindruck machen, unverhältnismäßig gering. Andrerseits findet man dagegen in Büchern, die mit Geisterspuk nichts zu tun haben, gelegentlich und unvermutet Seiten voll des unheimlich-geheimnisvollen Schauers der Gespensterstimmung. So, um eins herauszugreifen, in Dickens' „Zwischen zwei Städten" die Nacht, in welcher der Marquis ermordet wird; auch in Frenssens Jörn Uhl wird das tückische Ausbrechen des Brandes etwas nach dieser Richtung geschildert.

Weil Stimmung bei den Gespenstergeschichten die Hauptsache ist, wirken sie am Abend oder in der Nacht besser als am Tage, auf den einsamen Leser stärker, als wenn er sich in Gemeinschaft anderer befindet; all die verschiedenen Geräusche, die das Leben des Tages verschlingt, werden hörbar, wenn jenes schläft, in der Stille der Nacht. Eigenartiger heult der Wind, knistert das Holz, klappt ein Fenster, knarrt eine Tür, alles scheint eine ahnungsvolle Bedeutung gewinnen zu wollen für die gespannt nachlauschende Phantasie und gibt so das stimmungsvolle Milieu zu der Stimmung dieser Geschichten. Erzählt, womöglich am Orte, wo sie geschehen sein sollen, oder vorgelesen wirken sie ferner besser als gelesen. Blick, Miene, Stimme, eine leise Bewegung des Vortragenden kommen dem Dichter, wenn überall, so besonders hier zu Hülfe, um, wie die Dunkelheit der Nacht dem Einsamen, etwas Alltägliches sonderbar, etwas Natürliches seltsam, etwas sonst kaum Beachtetes unheimlich erscheinen zu lassen. So haben gute Vorleser ihre Kunst allzeit gern an diese Stoffe gewandt. Marcell Salzer rezitierte Gespenstergeschichten mit faszinierender Kraft, Frau Adele Doré gab „C'est la Russie" von Anna Hoffmann-Diederich und erregte mit dem stimmungsvollen kleinen Kunstwerk die tiefste Wirkung, ein anderer las „Das klagende Lied" von Bechstein und machte damit auf einen Märchendichter aufmerksam, der eine starke

Neigung zum Spukhaften häufig und eindringlich betätigt. Der Verfasser dieses Buches selbst hat die in ihm mitgeteilten Geschichten und Gedichte in öffentlichen Vorträgen mit starker Wirkung vorgelesen und erinnert sich noch immer voller Vergnügen einer Dame auf der fünften oder sechsten Reihe, die bei dem Fontaneschen Gedicht „Silvesternacht" bei den Worten „Herrgott, da sitzt er neben ihr" so erschrak, daß sie mit einem Aufschrei vom Stuhle fiel.

Wie Theodor Storm, ebenfalls kein berufsmäßiger Rezitator, Unheimliches vorzulesen pflegte, berichtet Fontane in seinen Erinnerungen an den „Tunnel über der Spree", einen Berliner literarischen Klub der vierziger und fünfziger Jahre. Ich entsinne mich, schreibt Fontane, eines Abends, wo Storm das Gedicht „In Bulemanns Haus" vorlas. Eine zierliche Kleine, die gern tanzt, geht bei Mondschein in ein verfallenes Haus, darin nur die Mäuse heimisch sind. Und auch ein hoher Spiegel ist da zurückgeblieben. Vor den tritt sie hin, grüßt in ihm ihr Bild und das Bild grüßt wieder, und nun beginnen beide zu tanzen, sie und ihr Bild, bis der Tag anbricht und die „zierliche Kleine" niedersinkt und einschläft. Dieser phantastische Tanz im Mondenschein bildet den Hauptinhalt und ist ein Meisterstück in Form und Klang. Ich sehe noch, wie wir um den großen runden Tisch herum saßen, die Damen bei ihrer Handarbeit, wir „vom Fach" die Blicke erwartungsvoll auf Storm selbst gerichtet. Aber statt anzufangen erhob er sich erst, machte eine entschuldigende Verbeugung gegen Frau Kugler, und ging dann auf die Tür zu, um diese zuzuriegeln. Der Gedanke, daß der Diener mit den Teetassen kommen könne, war ihm unerträglich. Dann schraubte er die Lampe, die schon einen für Halbdunkel sorgenden grünen Schirm hatte, ganz erheblich herunter, und nun erst fing er an: „Es klippt auf den Gassen im Mondenschein, das ist die zierliche Kleine . . . ." Er war ganz bei der Sache, sang es mehr als er es las, und während seine Augen

wie die eines kleinen Hexenmeisters leuchteten, verfolgten sie uns doch zugleich, um in jedem Augenblicke das Maß und auch die Art der Wirkung bemessen zu können. Wir sollten von dem Halbgespenstischen gebannt, von dem Humoristischen erheitert, von dem Melodischen lächelnd eingewiegt werden — das alles wollte er auf unsern Gesichtern lesen, und ich glaube fast, daß ihm diese Genugtuung auch zuteil wurde.

Denselben Abend erzählte er auch Spukgeschichten, was er ganz vorzüglich verstand, weil es immer klang, als würde das, was er vortrug, aus der Ferne von einer leisen Violine begleitet. Die Geschichten an und für sich waren meist unbedeutend und unfertig, und wenn wir ihm das sagten, so wurde sein Gesicht nur noch spitzer, und mit schlauem Lächeln erwiderte er: „Ja, das ist das Wahre; daran können Sie die Echtheit erkennen; solche Geschichte muß immer ganz wenig sein und unbefriedigt lassen, aus dem Unbefriedigten ergibt sich zuletzt die höchste künstlerische Befriedigung.“ Er hatte uns nämlich gerade von einem unbewohnten Spukhause erzählt, drin die Nachbarsleute nachts ein Tanzen gehört und durch das Schlüsselloch geguckt hatten. Und da hätten sie vier Paar zierliche Füße gesehen mit Schnürstiefelchen und nur gerade die Knöchel darüber, und die vier Paar Füße hätten getanzt und mit den Hacken zusammengeschlagen. Einige Damen lachten, aber er sah sie so an, daß sie zuletzt doch in einen Gruſel kamen — — — —

Im einzelnen den Gesetzen dieser Stimmung nachzugehen, behalten wir uns für die folgenden und besonders jene Kapitel vor, wo wir über die Gespensternovelle sprechen. Nur eins mag, weil durchgehend, gleich ausgesprochen und an einem Beispiele kurz erläutert werden: die Stärke der Stimmung ist abhängig von der Ruhe der Schilderung.

Stig Stigson (Alfhild Agrell) erzählt in ihren Erlebnissen „Aus dem Norden“ (Leipzig, Hermann See-

mann Nachfolger) von einem verkommenen Menschen namens Micco Pajko, einem Betrüger und Schmuggler, falsch gegen alle Welt, bösartig und roh besonders gegen sein armes Weib, der durch die spukhaften Erfahrungen einer Nacht, waren sie nun bloß eingebildet oder wahr, in seinem Innern so umgewandelt wurde, daß er sich zur Frömmigkeit bekehrte, am folgenden Sonntag eine zündende Wanderpredigt hielt, mit Tränen, Hysterien, Jammern und Schluchzen rings um ihn, und nun im Spiel um die Seelen endlich „des Lebens allerfeinsten Tabak" gefunden hatte.

Von jener Nacht, in der alle seine Sünden über ihn stürzten wie fleckige Wölfe, heißt es:

Der Wald, den Micco Pajko zu durchwandern hatte, lag wie in einer Bergschüssel, über deren Ränder die Sonne nie völlig gelangte, nicht einmal zur Mittsommerzeit.

Nicht etwa, daß Micco Pajko sich fürchtete, — das tat er nie — aber daß der Bergwald nächtens um diese Jahreszeit herum so-so war, das wußte alle Welt. Und wenn auch Micco Pajko durchaus nicht an Gespenster glaubte, so ....

Widerwillig begann er seine kleinen Vorbereitungen für die Promenade. Mit einem Kreidestück zeichnete er ein ansehnliches Kreuz unter jede Sohle, dann wandte er den Rock auf die Kehrseite, und dann spuckte er dreimal über die linke Achsel.

Sollte jetzt irgend ein „Spuk" an ihn herankommen, so ...

Hierauf lugte er in die Türe und fragte gefällig, ob sein Weib etwas wolle, ehe er ginge.

„Wie gut du bist, Micco Pajko," kam es keuchend vom Bette her. „Ich bin so schrecklich durstig."

Micco Pajko stellte den halbleeren Wasserkrug neben die Frau hin — um frisches Wasser zum Brunnen zu gehen, fiel ihm nicht einmal ein — und dann ließ er die Türe halb offen stehen, auf daß ihre Segenssprüche, die, wie er aus Erfahrung wußte, nicht ausbleiben würden, ihm ein Stück Weges folgten. Nicht etwa, daß Micco Pajko an dergleichen glaubte, aber schaden konnte ein bißchen Gotteswort doch nicht gegen den Spuk.

Micco Pajko hatte sich nicht verrechnet, die Segenssprüche

ſpritzten ihm aus der Türe nach, wie Tropfen aus einem Weihwaſſerwedel.

Er lachte — aber unangenehm war's ihm nicht.

Der Weg ging über das Kartoffelfeld — dann über die Wieſe, wo das Winterfutter bereits abgeweidet war. — Dann blieb nur noch eine zerbrochene Brücke.

Micco Pajko drückte die Mütze beſſer auf den Kopf, befühlte ſeine Taſche, ob er das ſchützende Kreideſtück noch habe, und bog dann entſchloſſen in die Dämmerung des Bergwaldes ab.

Kühl und ſchön war's hier drinnen — aber ſo merkwürdig blau! Ein helles Dunkel! Man ſah alles, aber nichts ſah aus wie gewöhnlich.

Die Baumwipfel wiegten ſich und wogten in der toten Ruhe, und wie Micco Pajko tiefer hineinkam, merkte er, daß einige von ihnen herabſtiegen und ein paar wacklige, magere Baumkinder ſtatt ihrer hinaufklettern ließen, um droben in der Höhe Kraft und Geſundheit zu trinken. Nun verſtand Micco Pajko, wie der Wald wirtſchaftete, um ſeine ganze große Schar am Leben zu erhalten trotz Gedränge und erſtickender Dickichte. Aber ſchauerlich war's für einen Sterblichen, das zu beobachten.

Gerade vor ſich hin ging er, die Augen ſtetig auf den Pfad geheftet. Es war ihm nicht wohl bei allem dieſem; es gruſelte ihn nicht, aber er fror — fror, daß ihm die Zähne klapperten.

Welches Raſcheln, Flüſtern, Tuſcheln!

Micco Pajko blieb ſtehen, als hätte er eine Schlange berührt.

Vor ihm auf dem Wege ringelte ſich ein langer, zollhoher Zug von „Haubenpilzen" mit Kiefernadeln in den Händen als Stäbe.

Die „Haubenkobolde" kannte Micco Pajko zur Genüge.

Wo die weilten, war nichts Gutes zu erwarten, denn ſie gehörten zu den Böſen . . .

Mitten im Wald war ein Teich, an dem die Teichfrau, Kränze von Steckroſen und Binſen flechtend, zu ſitzen und ſingen pflegte.

Himmel, wenn er die zu Geſicht bekam! Dann wurde er entweder blind oder taub.

Ihm war's, als preſſe ihn das blaue Dunkel, daß der Bruſtkorb krachte. Und immer heller wurde das Dunkel, und immer deutlicher ſah er alles das, was er nicht ſehen ſollte.

Wenn doch seine Frau mitgewesen wäre, oder wenigstens ihre Gebete!

Nein, diesen Weg durfte er nicht nehmen — besser noch den Steig beim Moorrande.

Hurtig wich Micco Pajko zum Moore ab, das weiß in der totenstillen Luft schaukelte. Da beugten die stattlichen Schwarzhalme sich herab, umfaßten die weichen Flaumrispen, und dann drehte sich das ganze Moor in schwindelndem Ringeltanz umher, während aus der Tiefe ein Gelächter erscholl, ein leises, surrendes, entsetzliches Gelächter.

Mit wankenden Beinen und von kaltem Schweiße an der Stirne klebendem Haar bog Micco Pajko seitwärts, kam aber dabei mitten in das Frostvolk hinein, das mit wehenden Nebelschleiern und Bändern in weichen Wellen auf dem Lande tanzte.

Wo sollte er hin?

Micco Pajko machte das Kreuzzeichen und floh.

Die Bäume lösten sich von ihren Wurzeln, wechselten die Plätze, neigten und beugten sich. Ein formloser blauer Bär tanzte mit einem goldgelben Elch — der ganze Wald war am Ball.

Da rief eine Stimme:

„Micco Pajko!"

Da riefen tausende spöttischer, lachender Stimmen, klar wie Glöckchen:

„Micco Pajko, Micco Pajko!"

Nein, zur Rodung mußte er, denn auf der Erde, über die das Feuer geschritten, ist die Macht des Spukes gebrochen.

Schweißtriefend und fast tot vor Schrecken wandte Micco Pajko den Schritt zur Rodung. Aber er kam nicht über die Wiese, die unterhalb der Böschung lag. Auch die Wiese war auf den Füßen.

Die blaue Tag- und Nachtblume tanzte mit den blutroten Pechnelken; goldstarrende Butterblumen wirbelten mit zarten Vergißmeinnicht einher, die stolzen Mittsommerblüten tanzten allein. Die Käfer servierten in den Näpfen der Marienwürmchen den Tau, und Schmetterlinge flatterten zu Tausenden.

„Micco Pajko, Micco Pajko," riefen die glockengleichen Stimmen. Die Ameisenhaufen öffneten sich und leuchteten von

Millionen Lichtern; aus den Bergen kamen lange Züge von Erdmännchen mit Goldmänteln und Silberhämmern.

„Micco Pajko, Micco Pajko," riefen die Stimmen.

Micco Pajkos Mütze ward ihm vom Kopfe geſchleudert, das ſchützende Kreideſtück war aus ſeiner Taſche geflogen, und immer blauer wurde das Dunkel, immer heller die Finſternis auf der Rodung, der rettenden Rodung! Er eilte dahin. Aber . . .

Was war das, was dahergeflogen kam, lautlos und ſtumm unter den braunen Baumſtrünken, zwiſchen deren Armen Erdbeerblüten weiß erglänzten?

Pferde waren es, magere, nebelumhüllte Pferde mit blutenden Mäulern, zerpeitſchten Flanken und aufgeſchwollenen Bäuchen — ſeine, Micco Pajkos Pferde.

Micco Pajko ſank aufs Knie, das kalte Fieber warf ihn zu Boden —. O, hätt' er nur ein einzig Gebet können, aber er kannte keines!

Das Blau ward immer tiefer, die Pferde immer weißer und wilder. Nun ſtürzten ſie ihm alle entgegen — alle biſſen, ſchlugen aus, traten ihn, riſſen ihm den Mund mit Stachelzäumen blutig, ſpannten ihn ein, er wußte nicht, auf welche Art, und jagten ihn in weiten Kreiſen um die braunen Strünke und hinab gegen den Waſſerfall — den ſchwellenden, todbringenden Waſſerfall.

Nun wußte Micco Pajko nur mehr einen Rettungsweg: den Steg, der über den Waſſerfall ging. Jenſeits des Waſſers ging die Landſtraße, die ruhige, ſichere Landſtraße.

Micco Pajko wandte ſich, ſtürzte querfeldein und kam glücklich zum Steige, während die Pferde wiehernd und getäuſcht zurückgaloppierten.

Aus dem Waſſerfall aber ſtieg ein dumpfes, zürnendes Murmeln, und rings um ihn riefen drohende Stimmen:

„Micco Pajko! Micco Pajko!"

Hinauf auf den Steig! Auf den Steig!

Der Steig aber war nicht frei.

Dort ſaß ſein zitterndes, fieberkrankes Weib, in bloßem Hemde, mit der leeren Waſſerſchale neben ſich und ihren kleinen, erbärmlichen Zwillingsmädchen im Schoße — den Kindern, um derer willen er ſie ehedem ſo gehöhnt und gequält, und die er ihr

befohlen, „den Schweinen" vorzuwerfen, wiewohl sie statt dessen trotz aller Schläge mit Tränen und Liebe sie gehegt und gepflegt, solange sie den Lebensfunken erhielten.

Aber diesen Gestalten gegenüber fühlte Micco Pajko sich plötzlich sicher. Mit denen würde er wohl fertig werden!

Er nahm einen Stein und warf ihn gegen die Gebilde am Steg.

Da war's, als hätte der Stein den ganzen Wald getroffen, ein solches Tosen, Schreien, Donnern und Toben hub jetzt an. Die Pferde kamen zurück, das Frostvolk kam, die Blumen, die Erdmännchen — alles kam herbei.

Und was trugen die Blumen zwischen sich?

Ein Kind — ein buckliges Kind — krank und elend!

„Fort, fort mit dir!" schrie Micco Pajko außer sich. „Ich hab' dich mit Fleiß vom Baum gestoßen — mit Fleiß, hörst du! Was brauchtest du schöner zu sein, als ich, dein Bruder! Fort, sag' ich, fort mit dir!"

Ein einziger Schrei des Hasses — und der ganze Wald stürzte über ihn her. „Das Blaue" voran!

Die Erdmännchen schlugen ihn mit ihren Hämmern, die Föhren mit ihren schärfsten Zweigen, die Pferde mit ihren beschlagenen Hufen. Die Ameisen, die Haubenkobolde, alle, alle halfen dabei. Und sein Weib lachte, sein buckliger Bruder lachte, seine kleinen Zwillingsmädchen lachten am allerlautesten.

Dann entsann er sich nichts mehr. — —

Tags darauf saß Micco Pajko wiederum mit der Stummelpfeife im Munde vor der Hütte.

Er sah grau und unlustig aus, — — — — — — —

*

Der Leser erkennt sofort, daß Stig Stigson ein großes Talent ist; die Erlebnisse jener Nacht sind mit der Sauberkeit eines vornehmen Schriftstellers gezeichnet, originell gesehen, künstlerisch lebendig geschildert und glaubhaft gemacht. Der Leser erkennt aber auch, wenn er die Stelle mit Maupassants „Auf dem Wasser" vergleicht, wie viel reiner und einheitlicher die Stimmung bei dem letzteren ist. Der

Grund liegt klar: der Franzoſe malt bei aller Feinheit mit breitem, ruhigem Pinſel, die Nordländerin ſetzt, der Klexmanier gewiſſer Maler vergleichbar, ein Ding neben das andere, ſodaß wir eine große Zahl charakteriſtiſcher, farbegebender Momente haben, das Gedränge der Bäume, die verſchiedenartigen Töne, die Haubenpilze, die Teichfrau, das blaue Dunkel, das Moor mit ſeinem Gelächter, das Froſtvolk mit ſeinen Nebelſchleiern und ſo weiter in reichſter, farbigſter Fülle, wohlüberlegt und abgetönt. Aber das, was der Verſtand von der Kunſt ſieht, wird dem Gefühl von der Stimmung entzogen, die vielen Einzelheiten erregen in dem Grade die Aufmerkſamkeit, daß die Empfindung für die Geſamtheit darunter leidet.

Der einfache Vergleich beweiſt, was wir oben behaupteten, daß eine unruhige Schilderung die Stimmung ſtört, oder, poſitiv ausgedrückt, daß das Erfordernis der Stimmung Ruhe iſt.

Die Geſpenſter im Drama.

Wir mögen im gemeinen Leben glauben,
was wir wollen, im Theater müſſen wir
glauben, was der dramatiſche Dichter will.
Aus Leſſing, Hamburgiſche Dramaturgie.

Wenn man von Geiſtererſcheinungen der Bühne ſpricht, denkt man zunächſt an Shakeſpeare und ſeinen Hamlet; und wenn man weiter überlegt, ob vielleicht irgend ein bedeutender Kunſtrichter ſich mit dem Problem beſchäftigt haben könne, fallen einem Goethe und Leſſing ein. Im Wilhelm Meiſter finden wir allerdings wenig über unſere Geiſtererſcheinungen; deſto mehr in der hamburgiſchen Dramaturgie. Leſſing vergleicht da im XI. Stück die Semiramis ſeines alten Feindes Voltaire, der darin den Geiſt eines alten Königs aufſteigen läßt, mit den Geiſtern Shakeſpeares und macht dabei einige grundlegende Bemerkungen über Geiſtererſcheinungen auf der Bühne:

Der Same an Geſpenſter zu glauben, ſagt er, liegt in uns allen und in denen am häufigſten, für die ein dramatiſcher Dichter vornehmlich dichtet. Es kommt nur auf ſeine Kunſt an, dieſen Samen zum Keimen zu bringen, nur auf gewiſſe Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geſchwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er dieſe in ſeiner Gewalt, ſo mögen wir im gemeinen Leben glauben, was wir wollen, im Theater müſſen wir glauben, was er will.

So ein Dichter ist Shakespeare und Shakespeare fast einzig und allein. Vor seinem Gespenste im Hamlet richten sich die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. Shakespeares Gespenst kommt wirklich aus jener Welt, so dünkt uns. Denn es kommt zu der feierlichen Stunde, in der schaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düstern Nebenbegriffe, wenn und mit welchen wir von der Amme an Gespenster zu erwarten und zu denken gewohnt sind. Aber Voltaires Geist ist nicht einmal zum Popanz gut, Kinder damit zu schrecken. Am hellen Tage, mitten in der Versammlung der Stände des Reichs, von einem Donnerschlage angekündigt, tritt es aus seiner Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört, daß Gespenster so dreist sind? Welche alte Frau hätte ihm nicht sagen können, daß die Gespenster das Sonnenlicht scheuen und große Gesellschaften gar nicht gern besuchten? Das Gespenst, das sich Dinge herausnimmt, die wider alles Herkommen, wider alle gute Sitte unter den Gespenstern sind, dünket mich kein rechtes Gespenst zu sein, es ist das Geschöpf eines kalten Dichters, der uns gern täuschen und schrecken möchte, ohne daß er weiß, wie er es anfangen soll.

Noch eins. Beim Shakespeare ist es der einzige Hamlet, mit dem sich das Gespenst einläßt; in der Scene, wo die Mutter dabei ist, wird es von der Mutter weder gesehen noch gehört. Alle unsere Beobachtung geht also auf ihn und je mehr Merkmale eines von Schauder und Schrecken zerrütteten Gemüts wir an ihm entdecken, desto bereitwilliger sind wir, die Erscheinung, welche diese Zerrüttung in ihm verursacht, für eben das zu halten, wofür er sie hält. Das Gespenst wirkt auf uns mehr durch ihn als durch sich selbst. Der Eindruck, den es auf ihn macht, geht in uns über, und die Wirkung ist zu augenscheinlich und zu stark, als daß wir an ihrer außerordentlichen Ursache zweifeln sollten. Wie wenig hat Voltaire auch diesen Kunstgriff verstanden. Es

erschrecken über seinen Geist viele, aber nicht viel. Semiramis ruft einmal: Himmel! ich sterbe! und die andern machen nicht mehr Umstände mit ihm, als man ungefähr mit einem weit entfernt geglaubten Freunde machen würde, der auf einmal ins Zimmer tritt. — —

Es ist immer ein Genuß, einige Abschnitte Lessing zu lesen, immer ein Vorteil und eine Anregung. Vier Dinge bilden den Kern seiner Bemerkungen. Erstens das Bekenntnis Lessings, wie er sich selbst zu der Existenz von Gespenstern stellt; es ist die Stellung, die wir weiter oben als die auch heutigen Tages noch für einen Laien wünschenswerte bezeichneten. Dann den Grund, warum Gespenstererscheinungen im Drama verhältnismäßig häufig sind: sie geben dem Dichter Gelegenheit, in einem Falle, wo jeder ohne Rücksicht auf Anschauung, Vorbildung, Lebenssphäre beeinflußbar ist, seine Macht auf das Gemüt der Zuschauer zu erproben. Drittens deutet der Dramaturg an, worauf die Wirkung dieser Gespenster beruht, und schließlich zeigt er durch einen Vergleich Voltaires und Shakespeares, wie der Dichter im speziellen Falle seine Wirkung erzielt hat.

Mit den beiden letzten Angaben zeigt er einen Weg.

Wir sind dem Führer dankbar, auch wenn er nur eine Richtung angibt. Denn wenn wir nach den ersten glücklichen Einfällen genauere Umschau halten nach Gespenstererscheinungen im Drama, geht es wie überall bei unserem Thema: in ungedachter Zahl wachsen die Erscheinungen um uns herauf, in den mannigfaltigsten Gestaltungen, jede neue ergibt eine Perspektive von andern, an die wir vorher nicht gedacht, zu den Gespenstern drängt sich allerhand anderes Spukhaftes hervor und stellt sich, den Überblick sperrend, dazwischen, so daß wir schließlich der wirren Zahl der Erscheinungen ratlos gegenüberstehen wie vor einem dichten Walde, durch den wir den Pfad suchen müssen. — Wohl ist ein Weg da, der in fortschreitender Entwicklung vom Drama der Griechen bis auf unsere Tage führt, und der

gerade jetzt bis zu einem Punkte gediehen iſt, wo es, wenn nicht der Spiritismus neue Gebiete erſchließt, kein Weiter gibt, aber wo beginnt der Weg? Der einzige und richtige, den wir um ſo mehr gehen müſſen, als ſeine Lage uns die Richtung der Geſpenſtergeſchichten nicht nur im Drama, ſondern weiter in der Literatur und noch weiter überhaupt in jeder Kunſt angibt?

*

Wir gehen von den alten Griechen aus, weil bei ihnen der Anfang unſerer dramatiſchen Kunſt liegt. Wir finden bei ihnen eine Anzahl Dramen, in denen übernatürliche Weſen auftreten, und zwar verſchiedener Art, deren jede einen Pfad durch die Jahrhunderte eröffnen kann; welcher von dieſen ein Irrweg iſt, welcher zum Ziele führt, muß zunächſt freibleiben.

Die älteſte Geſpenſtererſcheinung findet ſich bei dem älteſten der drei großen griechiſchen Tragiker, in Äſchylos' Perſern. Das Stück ſpielt in der Königſtadt Suſa. Botſchaft iſt gekommen, daß das gewaltige perſiſche Heer in Griechenland zerſchmettert iſt. Die Königin-Mutter Atoſſa bringt dem geſtorbenen Gemahl Darius ein Totenopfer. Sie ruft ſeinen Schatten ans Licht, während der Chor die Beſchwörung durch einen Weihegeſang unterſtützt. Kaum hat er geendet, erſcheint der Geiſt auf der Höhe ſeines Grabes.

O treuergeb'ne Freunde meiner Jugend einſt,
Ehrwürd'ge Perſer, welches Unheil traf die Stadt?
Der Boden dröhnt, man ſtampft ihn, man zerſpaltet ihn,
Mit Schrecken ſeh' ich mein Gemahl am Grabe hier,
Obwohl die Opferſpenden mir willkommen ſind.
Ihr ſelber ſtehet klagend da vor meiner Gruft
Und ruft mich durch der Wehelaute Geiſterbann
Ans Licht — und doch! der Weg hinauf iſt nicht ſo leicht,
Beſonders da zumeiſt die Unterirdiſchen
Zum Faſſen eher als zum Laſſen willig ſind.

*

Doch kam ich, weil ich drunten auch noch Herrscher bin.
Nur schnell — nicht überschreiten möcht' ich meine Frist.
Welch neues Unheil lastet auf dem Perservolk?

Chor.

Mir verbeut Scheu, dich zu schau'n, Herr,
Und zum Worttausch fühl' ich Grau'n, Herr,
Da in Ehrfurcht ich ergraut bin!

Dareios.

Deinem Wehruf folgend stieg ich aus der Unterwelt ans Licht,
Drum berichte mir in Kürze, nicht in langem Redefluß,
Alles was sich zugetragen, und begib dich jeder Scheu.

Chor.

Mir verwehrt Furcht die Gewährung,
Mir verwehrt Furcht die Erklärung
Des so schwer sagbaren Unheils.

Dareios.

Weil denn so die alte Ehrfurcht deinen Sinn gefangen hält,
Frag' ich dich, du edle Greisin, die mein Lager einst geteilt:
Laß dein Jammern und dein Klagen und berichte sachgetreu.

Trost kann der Geist nicht geben, nur warnen kann er vor dem Übermut eines erneuten Kriegszuges gegen Griechenland. Zum Schluß noch rät er:

Such' deinen Sohn mit Trostesworten zu besänftigen.
Von dir allein, ich weiß es, nimmt er Zuspruch an.
Ich kehre zu der Erde dunklem Schoß zurück.
Lebt wohl ihr Greise, und genießt, ob auch im Leid,
Des Lebens Lust, so lang' des Tages Licht euch lacht.
Den Toten schafft der Reichtum kein Vergnügen mehr.

Dann verschwindet der Schatten, und der Chor beklagt das jetzige und künftige Unheil Persiens.

In den Eumeniden desselben Dichters schlafen die Rachegöttinnen im Tempel des Apollo. Da steigt der Geist

der ermordeten Klytämnestra aus der Erde und hetzt sie gegen den Mörder Orestes, ihren Sohn. Der Chor stöhnt und ächzt im Schlaf, von ihren wilden Reden wie von einem fürchterlichen Alp gequält. Wie Peitschenhiebe treffen die Worte des rasend wütenden Gespenstes den unbewußten Sinn der schlangenhaarigen. Im Schlaf schreit die Führerin auf: faß ihn! paß auf! pack an! Noch ein letztes wildes Hetzen, dann verschwindet der Schatten, und die Erinnyen, aus dem Schlafe aufspringend, einander stürmisch weckend, stürzen aus dem Tempel, die Hetze auf den Muttermörder fortzusetzen.

Von anderer Art ist das Übernatürliche im gefesselten Prometheus des Äschylos. Hier fliegt Hermes auf Flügelschuhen durch die Luft, auf einem Wolkenwagen kommen die Okeaniden herab, auf einem wunderbaren Vogel naht sich Okeanos, Jo, durch die Rache der eifersüchtigen Juno in eine Kuh verwandelt, stürmt herbei, und zum Schluß versinkt der Fels, an den der Heros geschmiedet ist, unter Donner und Blitz.

Schließlich noch ein viertes: In der Hekabe des Euripides tritt mit Beginn des Dramas als erster das Gespenst des Polydoros auf und beginnt:

Ich komm', der Toten Pfade und das dunkle Tor
Verlassend, wo finster Hades thront, den Göttern fern.
Polydoros bin ich, Sohn der Hekabe und des Priamos.
Der schickte mich, als Troja die Gefahr umschlang,
Der Griechen Speer als Beute zu verfallen, fern
Von troischer Erde zu dem thrakischen Freunde hin.

Darauf erzählt er, wie er dort zunächst hoch aufgenommen sei, dann aber, als Troja gefallen, von dem verräterischen und habgierigen Gastfreunde ins Meer geworfen. Er habe schon lange Zeit auf den Wellen getrieben, werde aber hier jetzt seiner Mutter Hekuba (nicht als Geist, sondern als Leiche im Wasser) erscheinen; diese sei aus den

und den Gründen mit dem Heere der Griechen anwesend und er werde nun eines ehrlichen Begräbnisses und der Ruhe im Hades teilhaftig werden.

Doch, jetzt hinweg! Denn aus des Agamemnon Zelt
Tritt Hekabe hervor, die Greisin.
Dies Scheinbild meines Schattens möcht' erschrecken sie.
Ach!
O Mutter, die aus königlichem Stamm
Den Tag der Knechtschaft sah, so übel geht dir's
Wie eh'dem gut.
So gleicht ein Gott dein Schicksal aus, der dich verdirbt.

Damit verschwindet der Geist. — — — — — —

Es unterscheiden sich zunächst die übernatürlichen Erscheinungen im Prometheus. Sie fallen mehr in das Gebiet des Wunderbaren als des Spuks, erregen kein Grauen, nur Verwunderung. So hängen sie kaum mit unserm Thema zusammen. Indessen eröffnet der Prometheus mit ihnen einen Weg bis in unsere Zeit, wenig abwechslungsreich allerdings und ziemlich gradlinig, aber darum auch mit einem schnellen Blick weit zu übersehen.

Zunächst war den Griechen dieses Drama typisch für eine ganze Art von Stücken, die sie „Wunderstücke" nannten. Der Geschmack an ihnen wie die Art hat sich erhalten bis auf unsere Zeit, nur gelegentlich und unvollkommen durch irgend eine Manier zum Beispiel der französischen Klassizität unterbrochen; der bewundernde Schreck und Schauer des alten Griechen, wenn der Fels des Prometheus unter Donner und Blitz versank, erfüllt auch den heutigen Theaterbesucher, wenn er in Grillparzers Trilogie den Jason in den flammenden Eingang der Drachenhöhle dringen sieht, oder bei Wotans Flammenzauber. Die Empfindung bleibt, nur ihre Erreger ändern sich. Schiffbruch bei Shakespeare, Donner und Blitz in seinem Wintermärchen, in Schillers Jungfrau und unzählig oft sonst, Eisenbahnunglück, Haus-

und Brückeneinstürze, als etwas Neues einmal ein Bergrutsch in Björnsons „Über unsere Kraft", das alles macht in unserem Betracht wenig Unterschied. Voraussetzung, daß die Kunst des Regisseurs und Maschinenmeisters dem künstlerischen Zwecke des Ganzen untergeordnet dient; andernfalls biegt das alte Wunderdrama ab zum Ausstattungsstück und zur Zauberposse. In der Oper ist es besonders beliebt, man denke an das Zauberschloß in Glucks Armida, an Kreutzers Melusine, Mozarts Zauberflöte, Webers Oberon und besonders an seinen Freischütz. Wie verheerend diese „Wunderoper" in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wirkte, davon geben viele Zeugnisse Kunde. Drollig verspottet es Grillparzer in seinem

Der wilde Jäger.

Romantische Oper.

Waldschlucht. Finsternis, daß man seine Hand nicht sehen kann. Unaufhörlicher Donner. Mißtöne aller Art. Vier Teufel mit feurigen Augen hängen als Laternen in den Kulissen.

(Girocco, der wilde Jäger, tritt unter Donner und Blitz auf; er bleckt die Zähne und brummt gräßlich.)

Girocco.

Uh — Uh — Uh — Uh — Uh.

(Donner.)

Girocco (fährt fort).

Mord, Tod, Gift, Dolch, Hölle, Teufel.

(Verstärkter Donner.)

Girocco.

Abrakadabra. Hokuspokus. Gottseibeiuns, erscheine!

(Vierzig Violons streichen in Unisono unaufhörlich.)

Erscheine!

(Zwanzig Pauken sekundieren.)

Erscheine!

(Entsetzlicher Donnerstreich.)

Er kommt nicht?

(Er erblickt den getreuen Eckart, der auf der Erde liegt.)

Ha, du bist schuld, daß mein Herr und Meister nicht erscheint!

(Er schlägt ihn mit einem Prügel sehr stark auf den Kopf. Eckart schreit entsetzlich.)

Doch ich rieche seine Annäherung.

(Ein unerträglicher Gestank verbreitet sich im Theater.)

Höre mich, Schrecklicher!

(Zehn wilde Stiere laufen übers Theater.)

Entsetzlich! Uh!

(Fünfzig Grenadiere treten auf, laden ihre Gewehre mit Kugeln, zielen damit aufs Publikum und setzen dadurch diejenigen, die sich noch nicht fürchten, in wirkliche Furcht. NB. Vorher werden alle Ausgänge versperrt.)

Hiermit lästere ich Gott, verfluche mich selbst, ermorde mich, verdamme mich, alle, alles.

(Die letzte Gallerie fällt unter schrecklichem Gekrach ein, die Gequetschten schreien entsetzlich.)

Es ist vollbracht.

(Hinter der Kulisse bricht Feuer aus. Donnerschlag. Der Vorhang fällt.)

*

Gerade der Freischütz bietet übrigens ein Beispiel, daß ein Wunderstück auch spukhaft wirken kann. Notwendig ist das natürlich nicht.

Auch mit dem Auftreten des Hermes steht der Prometheus am Anfang einer langen Reihe. Die unsterblichen Götter aller möglichen Religionen haben seit ihm nicht aufgehört, die Bretter zu bevölkern. Bei Äschylos hebt sich die Gestalt des Hermes nicht allzuhoch vor den übrigen heraus; das ganze Drama spielt im Kreise der Überirdischen. Der feinsinnige Sophokles empfand das Auftreten einer Gottheit offenbar als etwas Gewagtes; nur im Ajax tritt Athene auf, eine dämonische Gestalt hier, recht geeignet, Furcht zu erregen. Bei dem künstlerisch rücksichtslosen, temperamentvollen Euripides dagegen gibt es unter den erhaltenen neunzehn Dramen nur vier, in denen keine Götter auftreten. Er brachte den deus ex machina, den Gott

auf der Göttermaschine (wir würden sagen „aus der Versenkung") in Mode, als ein bequemes Mittel, verwickelte Knoten zu lösen. In der Auslese war er nicht wählerisch; Athene, die Lieblingsgöttin, erscheint öfter, im übrigen große und kleine, je nach Gelegenheit; Göttliches besaßen alle nicht viel. In der späteren Komödie war für die Götter kein Platz; daß man sie nicht aus Religiosität beiseite ließ, beweist der verliebte Jupiter des Römers Plautus.

Die Griechengötter sind nie ganz verschwunden. Jedesmal wenn der unversiegbare Strom hellenischer Kultur aus dem Schutt einiger Jahrhunderte wieder kräftig und rein an das Licht quoll, zur Zeit der Renaissance zum Beispiel oder unserer Klassiker, erschienen sie als die ersten Repräsentanten des Griechentums, in Lopes Dramen so gut wie in den Gedichten Goethes und Schillers. Dieser hat auch den vereinzelten Versuch gemacht, einen Griechengott wirklich als Gott auftreten zu lassen in seinem Jugenddrama Semele; erschreckend und furchtbar erscheint Zeus, spukhaft allerdings nicht. Travestiert erscheinen die Götter in den Gesprächen Lucians und ihren gelegentlichen Neu- und Nachbildungen bis zu Goethes „Götter, Helden und Wieland". Bei den Travestieen macht Offenbach den würdigen Schluß. Selbst in den Jahrhunderten, die die Ausschließlichkeit einer künstlerischen Weltanschauung als dunkel bezeichnet, führen unzählige Minerven und Aphroditen ein hölzernes Dasein.

Auch das Christentum brachte seinen Gott, seinen Jesus, selbst seine Dreieinigkeit auf die Bühne. In unbekümmerter Naivetät zunächst in den mittelalterlichen Schauspielen. Später auch im Drama großen Stils, wie Gott Vater im Prolog des Faust, und in neuster Zeit die wunderbare Gestalt Christi in Gerhart Hauptmanns Hannele, wo der Gott nicht wie im Faust unsichtbar bleibt, noch, wie in Sudermanns Johannes, nur einige Sätze seiner Lehre durch Abgesandte auf die Bühne schickt, sondern ausgleichend und

erhebend mit Reden und Handeln auftritt. Als Gegenstück mag die dramatisierte Einleitung zu Strindbergs Inferno genannt werden, wo künstlerische Freigeistigkeit zu abstruser Lästerung ausartet.

Das Gegenstück ist der Teufel, eine sehr interessante Gestalt der christlichen dramatischen Kunst, von den Mysterienspielen an, wo er als zähnefletschender Fürst der Hölle und ihrer Qualen auftrat, oder als geprellter Seelenfänger, Gott und dem Kreuze zitternd unterlegen, bis hinab zur neuen Kunstdichtung; Dante, Milton, Vondel, um von älteren und nicht Dramatikern zu sprechen, haben ihre Teufelsgestalten mit großer künstlerischer Kraft geschaffen. Bei den Dramatikern ist er im Faust als „Geist, der stets verneint", bekannt, in Byrons Kain erscheint er, ein sehr philosophischer Versucher, wie bei Byron natürlich, philosophisch auch in Immermanns Merlin, als Versucher in der Wüste in Ibsens Brand, etwas ihm Ähnliches als „Schwarzer Ritter" in Schillers Jungfrau, grotesk wirkt er in Grabbes Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", grotesk oder graulich, je nach Geschmack, im Freischütz. Jedenfalls erkennt man an dem letzteren wie am schwarzen Ritter, daß der Teufel stark spukhaft wirken kann.

Die Jungfrau Maria wurde im Mittelalter unbedenklich auf die Bühne gebracht, Schiller hat es in der Jungfrau nicht gewagt, ob Massenet in seinem Mirakel „Der Jongleur unserer lieben Frauen", weiß ich nicht. Das Geschlecht der wundertätigen Heiligen, wie sie Calderon und mit Vorliebe Lope in den „Comedias de Santos" bringt, scheint für das konfessionslose Kunstdrama ausgestorben; Tiecks heilige Genoveva ließe sich allenfalls anführen. Die unpersönlichen Engel dagegen finden wir noch immer gelegentlich auf der Bühne. So im modernen Hannele Hauptmanns, in Immermanns „Trauerspiel in Tirol" in Byrons „Kain" und „Himmel und Erde" wie in Lopes „Erster

König von Kastilien", wo ein Engel des Herrn die Fürstin vor den Liebkosungen des aufgedrungenen Gemahls rettet, und zum Schluß der heilige Isidor weissagend erscheint, oder in der „Guten Wache" desselben Dichters, wo ein Engel den Platz einer gelübdebrüchigen Äbtissin versieht, bis diese reumütig zurückkehrt. Beliebt ist besonders der Todesengel, wie wir ihn zum Beispiel im Hannele haben und der oder die Friedensengel, wie in demselben Stück, in Shakespeares Heinrich VIII., in Goethes Egmont der bekannte Salto mortale in die Opernwelt. — Welchen Platz alle diese Engel und Geister in den betreffenden Dramen ausfüllen, kümmert uns hier nicht; wir zeigen nur an gelegentlichen Proben, wo und daß sie vorkommen, jetzt wie früher. Nur das gilt für uns hervorzuheben, daß auch sie keine neue Entdeckung späterer Kunst sind, sondern die Stelle der geringeren Götter im griechischen Drama einnehmen, bei Äschylos des Okeanos etwa und seiner Töchter. Also auch hier wieder eine Perspektive von Anfang her.

Die Okeaniden würden wir heutzutage Nixen nennen. Auch ihr Geschlecht ist auf der Bühne noch nicht ausgestorben, ebensowenig wie das ihrer Verwandten von anderen Fakultäten, der Berg-, Erd-, Wald- ꝛc. -Geister und Kobolde, von denen man in Ibsens Peer Gynt eine ganze Auslese findet. Sie führen besonders in der Oper ein singendes, klingendes Dasein, in der Undine, der Zauberflöte, im Oberon, in Theodor Körners Bergknappen, bei Richard Wagner. Daß das Geschlecht auch im echten Drama Platz hat, beweisen Shakespeares „Sturm" und „Sommernachtstraum", Hauptmanns „Versunkene Glocke" und manche moderne Märchendramen seines Gefolges. Im ganzen sind wir damit glücklicher als unsere Vorfahren von den Zeiten der Pegnitzschäfer und der fruchtbringenden Gesellschaft bis zum jungen Goethe, wo jedes Land (Nymphe Germania!), jede Stadt, jedes Dorf, jedes Örtchen und Fleckchen in jedem Ort und Flecken seine Nymphe hatte, die wie Pilze

aus dem Boden wuchsen und in ständiger Inzucht sich degenerierend weiter verpflanzten. Schattenhaft dies alles und leer, spukhaft nicht.

Bios und Kratos schmieden den Prometheus an den Felsen. Bios ist das griechische Wort für Kraft, und Kratos bedeutet Gewalt, und derjenige, der zuerst auf den Einfall kam, aus diesen beiden Wörtern und Begriffen Namen und Diener des Zeus zu machen, ist vielleicht nicht wenig stolz darauf gewesen. Mit Recht, denn er hat sich etwas dabei vorgestellt. Die nach ihm aber bevölkerten Religion und Poesie mehr und mehr mit solchen Personifikationen, dachten sich weniger und weniger dabei, schon im späteren Altertum nicht, geschweige denn in christlicher Zeit. So stehen bei J. Chr. Günther (er wirkte in der Jünglingszeit Friedrichs des Großen) in dem Stück „Die von Theodosio bereuete Eifersucht" sofort in der ersten Scene duo genii auf der Bühne, Pax et Justitia; in der zweiten erscheint Asmodi, eine Art Höllenfürst und ruft für die dritte seine höllischen Geister. Da brechen hervor: Eris, Odium, Suspicio, Credulitas, Praecipitantia. Gegen diese Häufung erscheint der Chor der Religionen im Carolus Stuardus des Gryphius noch gemäßigt, und sein Einfall geistreich, die Rache in persona am Schluß ihre Flüche schäumen zu lassen. Ähnlich macht es Shakespeare im Heinrich IV., 2, wo das Gerücht, mit lauter Zungen ausstaffiert, den Prolog spricht, im Wintermärchen, wo die Zeit als Chorus erscheint; geistreich sind auch die Personifikationen Hamerlings in dem dramatisierenden Gedicht „Die sieben Todsünden". Gesucht dagegen, wenn in Tiecks Kaiser Octavian unter anderm die Romanze personifiziert auftritt, oder der Genius des Fortschritts sich in dem gestiefelten Kater des gleichnamigen Dramas inkarniert. Interessant wirken diese Art Allegorieen und Personifikationen, wenn sie Träger philosophischer Gedanken sind, wie in den verschiedenen Faust-Dichtungen (Goethe, Lessing, Maler Müller, Chamisso,

Lenau), in Byrons Dramen, Immermanns Merlin. Als Stil erscheinen sie in Schillers Huldigung der Künste, als Stilübung zum Beispiel in Amors Heerscharen des frühreifen jungen Körner. Blutvoller und ursprünglicher erscheinen sie in Raimunds Volksstücken, wie der Genius der Jugend im Bauer als Millionär; poetisch und stimmungsvoll vielleicht in Büssons „Ruhmlose Helden", sicher und mit einem starken Beigeschmack des Gespenstischen in „Mutter Sorge" des Österreichers Hamel, mit der man hinsichtlich des Unheimlichen die düsteren Gestalten der Sorge und ihrer Begleiterinnen im Faust II. vergleichen kann.

Man sieht also, allerlei Geister, Durchblicke kreuz und quer, sowie man den ersten besten Weg einschlägt, um in die Wildnis der übernatürlichen Erscheinungen im Drama einzudringen, man sieht aber auch, wie man sich durchschlagen muß, hin und her irrt und doch keinen Überblick gewinnt, solange man der bestimmten Richtung entbehrt. Greifen wir also, statt noch mit den drei andern angeführten Dramen des Altertums zu experimentieren, auf Lessing zurück, der uns, wie wir sagten, einen Weg durch diese Wirrnis zeigt. Er gibt nämlich folgende Richtung:

Gespenster (und Spukerscheinungen) auf der Bühne sind nur dann echt, wenn sie Grauen und Schrecken erregen.

Weil demnach für unsern Zweck nur die in Betracht kommen, die diese Bedingung erfüllen oder erfüllen wollen, erkennen wir sofort, daß das Gespenst des Polydorus des Euripides für uns wegfällt; es ist dem Dichter nur eine neue und originelle Form des Prologs, die Zuschauer mit den Grundlagen des Dramas bekannt zu machen. Er steht damit nicht allein; noch zweitausend Jahre später eröffnet der Geist eines ermordeten Ritters eins der berühmtesten Stücke des vorshakespearischen England, der „Spanischen Tragödie" des Kyd; es ist der Geist Andreas, der mit der „Rache" auftritt. Letztere schließt den Prolog mit den naiven

Worten: Hier sitzend schaun wir das Mysterium nun und wollen im Stück als Chorus Dienste tun, und pünktlich erheben sie sich jedesmal am Ende der Akte, um ein abschließendes Sprüchlein wie die Nutzanwendung in der Fabel herzusagen. Ähnlich bildet das Gespenst eines Ritters den Chor in Cardenio und Celinde des Gryphius, der ja viel von den Engländern beeinflußt war.

Nur das Unheimliche gibt also den Ausschlag für Spuk und Gespenster auf der Bühne. Für uns ist das nichts Neues, da wir schon vorher es selbst und die Erregung des entsprechenden Gefühls als Zweck und Wesen jeder Gespenstergeschichte erkannt haben. Ferner ergibt sich daraus, daß unser Spezialinteresse nicht erst bei den eigentlichen Gespenstererscheinungen beginnt, sondern schon überall da, wo eine unheimliche Stimmung erregt wird.

So beginnt in weiter Ferne vom Gespenstischen ein leises Gefühl des Unheimlichen schon gelegentlich in solchen Scenen, wo der Dichter den Regisseur zu Hülfe ruft, um durch Verdunkeln des Schauplatzes, eigenartige Lichtreflexe, Donner und Blitz die Wirksamkeit zu verstärken. Solche Stimmungseffekte finden sich häufig im ernsten Schauspiel; nachdrücklich zum Beispiel in der Jungfrau von Orleans oder im Wintermärchen, wo das plötzlich losbrechende Gewitter wie die Stimme des Gerichts in die Handlung hineinschmettert.

Präziser drückt sich das Unheimliche in allerhand Vorzeichen aus, wie sie besonders Shakespeare liebt. So die bekannten im Julius Cäsar:

Eine Straße. Ungewitter.

(Casca, mit gezogenem Schwert, und Cicero kommen von verschiedenen Seiten.)

Cicero.

Guten Abend, Casca! Kommt Ihr her vom Cäsar?
Warum so atemlos und so verstört?

Casca.

Bewegt's Euch nicht, wenn dieſes Erdballs Feſte
Wankt wie ein ſchwaches Rohr? O Cicero!
Ich ſah wohl Stürme, wo der Winde Schelten
Den knot'gen Stamm geſpaltet, und ich ſah
Das ſtolze Meer anſchwellen, wüten, ſchäumen,
Als wollt' es an die droh'nden Wolken reichen;
Doch nie bis heute nacht, noch nie bis jetzt
Ging ich durch einen Feuerregen hin.
Entweder iſt im Himmel innrer Krieg;
Wo nicht, ſo reizt die Welt durch Übermut
Die Götter, uns Zerſtörung herzuſenden.

Cicero.

Ja, ſaht Ihr jemals wundervoll're Dinge?

Casca.

Ein Sklave, den Ihr wohl von Anſehn kennt,
Hob ſeine linke Hand empor; ſie flammte
Wie zwanzig Fackeln auf einmal, und doch,
Die Glut nicht fühlend, blieb ſie unverſengt.
Auch kam (ſeitdem ſteckt' ich mein Schwert nicht ein)
Beim Kapitol ein Löwe mir entgegen;
Er gaffte ſtarr mich an, ging mürriſch weiter
Und tat mir nichts. Auf einen Haufen hatten
Wohl hundert bleiche Weiber ſich gedrängt,
Entſtellt von Furcht; die ſchwuren, daß ſie Männer
Mit feur'gen Leibern wandern auf und ab
Die Straße ſahn. Und geſtern ſaß der Vogel
Der Nacht ſogar am Mittag auf dem Markte
Und kreiſcht' und ſchrie. Wenn dieſer Wunderzeichen
So viel zuſammentreffen, ſage niemand:
„Dies iſt der Grund davon, ſie ſind natürlich";
Denn Dinge ſchlimmer Deutung, glaub' ich, ſind's
Dem Himmelsſtrich, auf welchen ſie ſich richten.

Cicero.

Gewiß, die Zeit iſt wunderbar gelaunt;
Doch Menſchen deuten oft nach ihrer Weiſe
Die Dinge, weit entfernt vom wahren Sinn. —

Oder in der zweiten Scene des zweiten Aktes:

Ein Zimmer in Cäſars Palaſte.
(Donner und Blitz. Cäſar im Nachtkleide.)

Cäſar.

Zu Nacht hat Erd' und Himmel Krieg geführt.
Calpurnia rief im Schlafe dreimal laut:
„O helft! Sie morden Cäſarn!" — Niemand da?
(Ein Diener kommt.)

Diener.

Herr?

Cäſar.

Geh, heiß die Prieſter gleich zum Opfer ſchreiten
Und bring' mir ihre Meinung vom Erfolg.

Diener.

Es ſoll geſchehn. (Ab.)

Calpurnia (tritt auf).

Was meint Ihr, Cäſar? Denkt Ihr auszugehn?
Ihr müßt heut keinen Schritt vom Hauſe weichen.

Cäſar.

Cäſar geht aus. Mir haben ſtets Gefahren
Im Rücken nur gedroht; wenn ſie die Stirn
Des Cäſar werden ſehn, ſind ſie verſchwunden.

Calpurnia.

Cäſar, ich hielt auf Wunderzeichen nie,
Doch ſchrecken ſie mich nun. Im Haus iſt jemand,
Der außer dem, was wir geſehn, gehört,
Von Greueln meldet, ſo die Wach' erblickt,
Es warf auf offner Gaſſe eine Löwin,
Und Grüft' erlöſten gähnend ihre Toten.
Wildglüh'nde Krieger fochten auf den Wolken,
In Reih'n, Geſchwadern und nach Kriegsgebrauch,
Wovon es Blut geſprüht aufs Kapitol.
Das Schlachtgetöſe klirrte in der Luft;

Da wiehern Rosse, Männer röcheln sterbend,
Und Geister wimmerten die Straßen durch.
O Cäsar! unerhört sind diese Dinge;
Ich fürchte sie.

Cäsar.

Was kann vermieden werden,
Das sich zum Ziel die mächt'gen Götter setzten?
Ich gehe dennoch aus, denn diese Zeichen,
So gut wie Cäsarn, gelten sie der Welt.

Calpurnia.

Kometen sieht man nicht, wenn Bettler sterben;
Der Himmel selbst flammt Fürstentod herab.

*

Zu den Vorzeichen gehört auch der gesprochene Fluch (dira der Alten) und seine Erfüllung, wie zum Beispiel im Richard III., zu ihnen besonders die Träume, die sich von denen der Atossa und Klytämnestra des Äschylos an unzählbar durch die dramatische Literatur ziehen. Meist dienen sie der Stimmung und der Fabel zugleich, indem sie voll trüber Ahnung Zukünftiges andeuten, und es wäre eine Aufgabe, wohl der Arbeit und des Interesses wert, sie durch die Literatur zu verfolgen bis zum Jahre 1840, wo Grillparzer als der erste (trotz Calderon) mit kecker Genialität eine ganze Traumhandlung als Schauspiel (der Traum ein Leben) auf die Bühne stellte, und noch über ein halbes Jahrhundert weiter bis an unsere Zeit, wo Hauptmann den Fieberträumen seines Hannele in scharf gestellten Bildern Leben gab. — Träume als Ahnungen künftigen Unheils haben leicht etwas Unheimliches (vergleiche den Traum Calpurnias). Weniger brüsk, aber darum nicht weniger merkbar, wo Ahnung und Unheil unbestimmter auftreten, zum Beispiel in dem Traum der Gräfin Terzky:

Gräfin.

O meine Seele wird
Schon lang von trüben Ahnungen geängſtigt,
Und wenn ich wachend ſie bekämpft, ſie fallen
Mein banges Herz in düſtern Träumen an.
— Ich ſah dich geſtern nacht mit deiner erſten
Gemahlin, reich geputzt, zu Tiſche ſitzen —

Wallenſtein.

Das iſt ein Traum erwünſchter Vorbedeutung,
Denn jene Heirat ſtiftete mein Glück.

Gräfin.

Und heute träumte mir, ich ſuchte dich
In deinem Zimmer auf — Wie ich hineintrat,
So war's dein Zimmer nicht mehr, die Karthauſe
Zu Gitſchin war's, die du geſtiftet haſt,
Und wo du willſt, daß man dich hinbegrabe.

Wallenſtein.

Dein Geiſt iſt nun einmal damit beſchäftigt.

Gräfin.

Wie? Glaubſt du nicht, daß eine Warnungsſtimme
In Träumen vorbedeutend zu uns ſpricht?

Wallenſtein.

Dergleichen Stimmen gibt's — Es iſt kein Zweifel!
Doch Warnungsſtimmen möcht' ich ſie nicht nennen,
Die nur das Unvermeidliche verkünden.
Wie ſich der Sonne Scheinbild in dem Dunſtkreis
Malt, eh' ſie kommt, ſo ſchreiten auch den großen
Geſchicken ihre Geiſter ſchon voran,
Und in dem Heute wandelt ſchon das Morgen.
Es machte mir ſtets eigene Gedanken,
Was man vom Tod des vierten Heinrichs lieſt.
Der König fühlte das Geſpenſt des Meſſers
Lang vorher in der Bruſt, eh' ſich der Mörder
Ravaillac damit waffnete. Ihn floh

Die Ruh', es jagt' ihn auf in seinem Louvre,
Ins Freie trieb es ihn, wie Leichenfeier
Klang ihm der Gattin Krönungsfest, er hörte
Im ahnungsvollen Chor der Füße Tritt,
Die durch die Gassen von Paris ihn suchten.

Gräfin.

Sagt dir die innre Ahnungsstimme nichts?

Wallenstein.

Nichts. Sei ganz ruhig!

Gräfin (in düsteres Nachsinnen verloren).
Und ein andermal,
Als ich dir eilend nachging, liefst du vor mir
Durch einen langen Gang, durch weite Säle,
Es wollte gar nicht enden — Türen schlugen
Zusammen, krachend — keuchend folgt' ich, konnte
Dich nicht erreichen — plötzlich fühlt' ich mich
Von hinten angefaßt mit kalter Hand,
Du warst's und küßtest mich, und über uns
Schien eine rote Decke sich zu legen —

Wallenstein.

Das ist der rote Teppich meines Zimmers.

Gräfin (ihn betrachtend).
Wenn's dahin sollte kommen — Wenn ich dich,
Der jetzt in Lebensfülle vor mir steht —
(Sie sinkt ihm weinend an die Brust.)

Wallenstein.

Des Kaisers Achtbrief ängstigt dich. Buchstaben
Verwunden nicht, er findet keine Hände.

*

Hier haben wir in den Erwägungen der beiden zugleich etwas von dem Grund des Unheimlichen, das von den Träumen ausgeht.

Erheblich näher kommen wir den eigentlichen Ge-

spensterersheinungen mit den Hexen, Hexenmeistern, Wahrsagern und Geisterbeschwörern. Die letzteren scheinen eine Spezialität besonders des englischen Dramas zu Shakespeares Zeit, wo sie mannigfache Verwendung finden. In Cymbeline tritt ein Beschwörer wahrsagend auf und löst nachher einen zweideutigen Schicksalsspruch; in der Komödie der Irrungen heißt er Dr. Zwick und hilft als eine Art Irrenarzt die Komik der Verwechslungen erhöhen; entschieden unheimlich wirkt er im Julius Cäsar. — Nichts gemein mit diesen hat der Beschwörer in Byrons Sardanapal, wo er die ernsthafte Rolle eines Priesters spielt.

Das Hauptkunststück dieser Gilde bilden natürlich ihre Geisterbeschwörungen, die sich von Shakespeares Zeit an, wo in Heinrich VI. 2 der Geist Asmodi beschworen wird, bis herab zu Ibsens Kaiser und Galiläer, wo sie stark philosophisch gehalten ist, gelegentlich im besonders romantischen Schauspiel finden. In welchem Grade sie bei geschickter Anlage einer unheimlichen Stimmung fähig sind, läßt die verspottete Totenbeschwörung in Platens „Romantischem Ödipus" nicht ohne Absicht erkennen. — Eine Spielart dieser Beschwörungen haben wiederum besonders die Engländer kultiviert, indem sie ihre Institution des Dumb-Show, d. h. des stummen Vorspiels, das den Inhalt eines Theaterstücks vorher pantomimisch darstellte, und wie wir das bekannteste im Hamlet haben, in der Art auf das magische Gebiet übertrugen, daß ein stummer Vorgang, vom Beschwörer heraufgezaubert, Verborgenes pantomimisch deutete. So sieht Macbeth in der Hexenhöhle die Reihe der Könige an sich vorüberziehen, in Websters „Weißem Teufel" zeigt eine Dumb-Show zu mitternächtiger Stunde den Mord Isabellas und eine andere den des Camillo. In der deutschen Literatur erinnert das Bild Gretchens daran, das Faust im Hexenspiegel sieht, oder das Bild der Herrlichkeit, das Immermanns Merlin dem Satan aufrollt, im Gegensatz zu dem Bericht des Evangelisten.

Am stärksten ist das Unheimliche und häufig mit einem Beigeschmack des Grotesken bei den weiblichen Beschwörern, den Hexen. Die Medea des Altertums ist ihr klassisches Prototyp, der Volksglaube aller Nationen hat sie selbständig weiter entwickelt. So haben sie, volkstümliche Unholde, wie sie waren, im Drama öfters eine Stelle gefunden, am bekanntesten sind wohl die des Macbeth und Faust.

* * *

Indem wir jetzt zu dem eigentlich Gespenstischen kommen, gehen wir von den vier Gespenstererscheinungen aus, die sich in Shakespeares Hamlet finden.

I. Eine Terrasse vor dem Schlosse zu Helsingör. Es ist Mitternacht und bitter kalt. Das eintönige Anrufen der Wachen läßt die Stille noch stiller erscheinen. Horatio und Marcellus unterhalten sich mit Bernardo von einem seltsamen Ding, das ihnen letzte Nacht erschienen ist. Bernardo berichtet:

> Die allerletzte Nacht,
> Als eben jener Stern, vom Pol gen Westen,
> In seinem Lauf den Teil des Himmels hellte,
> Wo jetzt er glüht: da sahn Marcell und ich,
> Indem die Glocke Eins schlug —

Da, mitten in seine Erzählung bricht es herein. Das Gespenst ist also keine Einbildung: ganz der verstorbene König! Es wird angeredet, da verschwindet es. Noch einmal kehrt es zurück. Horatio beschwört es, das Phantom sieht ihn stolz und ohne Antwort an. Die Wachen schlagen mit der Partisane nach ihm — nutzlos durchhauen sie die leere Luft. Da kräht der Hahn und der Geist verschwindet.

II. Wieder kalte Nacht, wieder zwölf Uhr, wieder einsame Wache, wieder erwartungsvolles Harren, wieder plötzliches Erscheinen des Geistes. Nun spricht ihn Hamlet selbst in furchtbarer Aufregung an.

Horatio.

O ſeht, mein Prinz, es kommt!

Hamlet.

Engel und Boten Gottes, ſteht uns bei!
(Er bleibt eine Weile ſtumm vor Entſetzen.)
Sei du ein Geiſt des Segens, ſei ein Kobold;
Bring Himmelslüfte oder Dampf der Hölle;
Sei dein Beginnen boshaft oder liebreich:
Du kommſt in ſo fragwürdiger Geſtalt,
Ich rede doch dich an; ich nenn' dich, Hamlet,
Fürſt, Vater, Dänenkönig: o gib Antwort!
Laß mich in Blindheit nicht vergehn! Nein, ſag:
Warum dein fromm Gebein, verwahrt im Tode,
Die Leinen hat geſprengt? warum die Gruft,
Worin wir ruhig eingeurnt dich ſahn,
Geöffnet ihre ſchweren Marmorkiefern,
Dich wieder auszuwerfen? Was bedeutet's,
Daß, toter Leichnam, du, in vollem Stahl
Aufs neu des Mondes Dämmerſchein beſuchſt,
Die Nacht entſtellend; daß wir Narren der Natur
So furchtbarlich uns ſchütteln mit Gedanken,
Die unſre Seele nicht erreichen kann?
Warum dies? Sag! Weshalb? Was ſoll'n wir tun?
(Der Geiſt winkt Hamlet.)

Horatio.

Es winket Euch, mit ihm hinwegzugehn,
Als ob es eine Mitteilung verlangte
Mit Euch allein.

Marcellus.

Seht, wie es Euch mit freundlicher Gebärde
Hinweiſt an einen mehr entlegnen Ort.
Geht aber nicht mit ihm!

Horatio.

Nein, keineswegs.

Hamlet.

Es will nicht ſprechen: wohl, ſo folg' ich ihm.

Horatio.

Tut's nicht, mein Prinz!

Hamlet.

Was wäre da zu fürchten?
Mein Leben acht' ich keine Nadel wert,
Und meine Seele, kann es der was tun,
Die ein unſterblich Ding iſt, wie es ſelbſt?
Es winkt mir wieder fort; ich folg' ihm nach.

Horatio.

Wie, wenn es hin zur Flut Euch lockt', mein Prinz,
Vielleicht zum grauſen Gipfel jenes Felſen,
Der in die See nickt über ſeinen Fuß?
Und dort in andre Schreckgeſtalt ſich kleidet,
Die der Vernunft die Herrſchaft rauben könnte
Und Euch zum Wahnſinn treiben? O bedenkt!
Der Ort an ſich bringt Grillen der Verzweiflung
Auch ohne weitern Grund in jedes Hirn,
Das ſo viel Klafter niederſchaut zur See
Und hört ſie unten brüllen.

Hamlet.

Immer winkt es.
(Zu dem Geiſt.)
Geh nur! Ich folge dir.

Marcellus (Hamlet zurückhaltend).

Ihr dürft nicht gehn, mein Prinz!

Hamlet.

Die Hände weg!

Horatio.

Hört uns, Ihr dürft nicht gehn.

Hamlet.

Mein Schickſal ruft
Und macht die kleinſte Ader dieſes Leibes
So feſt, als Sehnen des Nemeer Löwen.
(Der Geiſt winkt.)

Es winkt mir immerfort: laßt los! Beim Himmel!
(Reißt ſich los.)
Den mach' ich zum Geſpenſt, der mich zurückhält!
Ich ſage, fort!
(Zu dem Geiſt.)
Geh nur voran! Ich folge dir.
(Der Geiſt und Hamlet ab.)

III. Der Vorhang geht auf. Ein entlegener Teil der Terraſſe. Da ſchreitet der Geiſt heran, hinter ihm Hamlet, das gezückte Schwert als Kreuz vorgehalten. Wohin willſt du mich führen? Sprich, ich geh' nicht weiter. — Hör mich:

Ich bin deines Vaters Geiſt:
Verdammt auf eine Zeitlang, nachts zu wandern,
Und tags gebannt in ew'gen Feuers Glut,
Bis die Verbrechen meiner Zeitlichkeit
Hinweggeläutert ſind. Wär' mir's nicht unterſagt,
Das Innre meines Kerkers zu enthüllen,
So höb' ich eine Kunde an, von der
Das kleinſte Wort die Seele dir zermalmte,
Dein junges Blut erſtarrte, deine Augen
Wie Stern' aus ihren Kreiſen ſchießen machte,
Dir die verworrnen krauſen Locken trennte
Und ſträubte jedes einzle Haar empor,
Wie Nadeln an dem zorn'gen Stacheltier:
Doch dieſe ew'ge Offenbarung faßt
Kein Ohr von Fleiſch und Blut. — Horch, horch! o horch!
Wenn du je deinen teuren Vater liebteſt —

Hamlet.

O Gott!

Geiſt.

Räch ſeinen ſchnöden unerhörten Mord!

und nun erzählt der verſtorbene König, wie er von ſeinem Bruder ermordet ſei. Doch es gilt Eile. Dem Geiſte dünkt, er wittere Morgenluft; der Glühwurm zeigt, daß ſich der

Morgen naht; er muß von hinnen. Aber unſichtbar iſt er noch zugegen. Als bald darauf die Freunde kommen und den wild aufgeregten Prinzen finden, und als er ſie auffordert, zu ſchwören, daß ſie von den Vorgängen dieſer Nacht nichts verraten wollen, da dröhnt aus dem Boden herauf die Stimme des Geiſtes „Schwört!“ und ſo noch dreimal, langſam verhallend. Hamlet aber, den Geiſt jetzt erkennend, hält aufgeregte Zwieſprache mit dem entfernt unſichtbar anweſenden.

Hamlet.

Macht nie bekannt, was ihr die Nacht geſehen.

Horatio.

Auf Ehre, Prinz, ich nicht!

Marcellus.

Ich gleichfalls nicht, auf Ehre!

Hamlet.

Auf mein Schwert!

Marcellus.

Wir haben ſchon geſchworen, gnäd'ger Herr.

Hamlet.

Im Ernſte, auf mein Schwert, im Ernſte!

Geiſt (unter der Erde).

Schwört!

Hamlet.

Ha, ha, Burſch! ſagſt du das? Biſt du da,
Grundehrlich?
Wohlan — ihr hört im Keller den Geſellen —
Bequemet euch, zu ſchwören!

Horatio.

Sagt den Eid!

Hamlet.

Niemals von dem, was ihr geſehn, zu ſprechen,
Schwört auf mein Schwert!

Es winkt mir immerfort: laßt los! Beim Himmel!
(Reißt ſich los.)
Den mach' ich zum Geſpenſt, der mich zurückhält!
Ich ſage, fort!
(Zu dem Geiſt.)
Geh nur voran! Ich folge dir.
(Der Geiſt und Hamlet ab.)

III. Der Vorhang geht auf. Ein entlegener Teil der Terraſſe. Da ſchreitet der Geiſt heran, hinter ihm Hamlet, das gezückte Schwert als Kreuz vorgehalten. Wohin willſt du mich führen? Sprich, ich geh' nicht weiter. — Hör mich:

Ich bin deines Vaters Geiſt:
Verdammt auf eine Zeitlang, nachts zu wandern,
Und tags gebannt in ew'gen Feuers Glut,
Bis die Verbrechen meiner Zeitlichkeit
Hinweggeläutert ſind. Wär' mir's nicht unterſagt,
Das Innre meines Kerkers zu enthüllen,
So höb' ich eine Kunde an, von der
Das kleinſte Wort die Seele dir zermalmte,
Dein junges Blut erſtarrte, deine Augen
Wie Stern' aus ihren Kreiſen ſchießen machte,
Dir die verworrnen krauſen Locken trennte
Und ſträubte jedes einzle Haar empor,
Wie Nadeln an dem zorn'gen Stacheltier:
Doch dieſe ew'ge Offenbarung faßt
Kein Ohr von Fleiſch und Blut. — Horch, horch! o horch!
Wenn du je deinen teuren Vater liebteſt —

Hamlet.

O Gott!

Geiſt.

Räch ſeinen ſchnöden unerhörten Mord!

und nun erzählt der verſtorbene König, wie er von ſeinem Bruder ermordet ſei. Doch es gilt Eile. Dem Geiſte dünkt, er wittere Morgenluft; der Glühwurm zeigt, daß ſich der

Morgen naht; er muß von hinnen. Aber unſichtbar iſt er noch zugegen. Als bald darauf die Freunde kommen und den wild aufgeregten Prinzen finden, und als er ſie auffordert, zu ſchwören, daß ſie von den Vorgängen dieſer Nacht nichts verraten wollen, da dröhnt aus dem Boden herauf die Stimme des Geiſtes „Schwört!“ und ſo noch dreimal, langſam verhallend. Hamlet aber, den Geiſt jetzt erkennend, hält aufgeregte Zwieſprache mit dem entfernt unſichtbar anweſenden.

Hamlet.

Macht nie bekannt, was ihr die Nacht geſehen.

Horatio.

Auf Ehre, Prinz, ich nicht!

Marcellus.

Ich gleichfalls nicht, auf Ehre!

Hamlet.

Auf mein Schwert!

Marcellus.

Wir haben ſchon geſchworen, gnäd'ger Herr.

Hamlet.

Im Ernſte, auf mein Schwert, im Ernſte!

Geiſt (unter der Erde).

Schwört!

Hamlet.

Ha, ha, Burſch! ſagſt du das? Biſt du da,
Grundehrlich?
Wohlan — ihr hört im Keller den Geſellen —
Bequemet euch, zu ſchwören!

Horatio.

Sagt den Eid!

Hamlet.

Niemals von dem, was ihr geſehn, zu ſprechen,
Schwört auf mein Schwert!

Geiſt (unter der Erde).

Schwört!

Hamlet.

Hic et ubique? Wechſeln wir die Stelle! —
Hieher, ihr Herren, kommt
Und legt die Hände wieder auf mein Schwert:
Niemals von dem, was ihr gehört, zu ſprechen,
Schwört auf mein Schwert!

Geiſt (unter der Erde).

Schwört!

Hamlet.

Brav, alter Maulwurf! Wühlſt ſo hurtig fort?
O trefflicher Minierer! — Nochmals weiter, Freunde!

Horatio.

Beim Sonnenlicht, dies iſt erſtaunlich fremd.

Hamlet.

So heißt als einen Fremden es willkommen!
Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als Eure Schulweisheit ſich träumt, Horatio.

IV. Im Zimmer der Königin; Hamlet „ringt" das Herz ſeiner Mutter, er „kehrt ihr die Augen ins Innere" und zeigt ihr die eigene Schändlichkeit im Vergleich der beiden Brüder, des ermordeten Vaters und des königlichen Mörders. Seine Worte dringen ihr wie Dolche ins Ohr; entſetzt und zermalmt fleht ſie: „Nicht weiter, lieber Hamlet!" Da erſcheint der Geiſt, ohne Rüſtung, im Gewand, ſo wie er lebte.

Nicht weiter, lieber Hamlet!

Hamlet.

Ein Mörder und ein Schalk; ein Knecht, nicht wert
Das Zehntel eines Zwanzigteils von ihm,
Der Eu'r Gemahl war; ein Hanswurſt von König,

Ein Beutelſchneider von Gewalt und Reich,
Der weg vom Sims die reiche Krone ſtahl
Und in die Taſche ſteckte.

Königin.

Halt inne!

(Der Geiſt tritt ein ohne Rüſtung.)

Hamlet.

Ein geflickter Lumpenkönig!

(Er erblickt den Geiſt.)

Schirmt mich und ſchwingt die Flügel über mir,
Ihr Himmelsſcharen! — Was will dein würdig Bild?

Königin.

Weh mir! er iſt verrückt.

Hamlet.

Kommſt du nicht, deinen trägen Sohn zu ſchelten,
Der Zeit und Leidenſchaft verſäumt, zur großen
Vollführung deines furchtbaren Gebots?
O ſag!

Geiſt.

Vergiß nicht! Dieſe Heimſuchung
Soll nur den abgeſtumpften Vorſatz ſchärfen.
Doch ſchau! Entſetzen liegt auf deiner Mutter;
Tritt zwiſchen ſie und ihre Seel' im Kampf;
In Schwachen wirkt die Einbildung am ſtärkſten:
Sprich mit ihr, Hamlet!

Hamlet.

Wie iſt Euch, Mutter?

Königin.

Ach, wie iſt denn dir,
Daß du die Augen heftеſt auf das Leere
Und redeſt mit der körperloſen Luft?
Wild blitzen deine Geiſter aus den Augen,
Und wie ein ſchlafend Heer beim Waffenlärm,
Sträubt ſich dein liegend Haar, als wär's lebendig,

Empor und ſteht zu Berg. O lieber Sohn,
Spreng auf die Hitz' und Flamme deines Übels
Abkühlende Geduld! Wo ſchauſt du hin?

Hamlet (zur Mutter).

Auf ihn! Auf ihn! Seht Ihr, wie blaß er ſtarrt?
Sein Anblick, ſeine Sache würde Steinen
Vernunft einpredigen. (Zum Geiſt.) Sieh nicht auf mich,
Damit nicht deine klägliche Gebärde
Mein ſtrenges Tun erweicht; ſonſt fehlt ihm dann
Die echte Art; vielleicht ſtatt Blutes Tränen.

Königin.

Zu wem denn ſprichſt du dies?

Hamlet.

Seht Ihr dort nichts?

Königin.

Gar nichts; doch ſeh' ich alles, was dort iſt.

Hamlet.

Und hörtet Ihr auch nichts?

Königin.

Nein, nichts als uns.

Hamlet.

Ha, ſeht nur hin! Seht, wie es weg ſich ſtiehlt!
Mein Vater im Gewand, ſo wie er lebte:
Seht, wie er eben jetzt zur Tür hinausgeht!
(Geiſt ab.)

Königin.

Dies iſt bloß deines Hirnes Ausgeburt;

Die entſetzte Mutter ſieht und hört vom Geiſte nichts. Sie hält den Sohn für wahnſinnig, daß er die Augen heftet auf das Leere und redet mit der körperloſen Luft. Jener

aber gleitet wortlos nach der Tür und verschwindet. Es ist seine letzte Erscheinung im Stück.

Wir fragen zunächst: Hat Shakespeare es darauf angelegt, mit diesen vier Erscheinungen eine unheimliche Wirkung zu erzielen? — Das hat er gewiß, wie schon Lessing hervorhebt, und wie sich daraus ergibt, daß er sehr viel Umstände hineinbringt, die eine Erscheinung unheimlich machen, und daß er die Beteiligten Furcht und Grauen empfinden läßt. In anderen seiner Dramen machen wir dieselbe Beobachtung, bei dem Gespenst Banquos an Macbeths Tafel, bei den Geistern der Ermordeten, die die Seele des dritten Richard mit nie gekanntem Entsetzen erfüllen, bei der düsteren Gestalt des toten Cäsar: „Zu Philippi sehen wir uns wieder!"

Das Unheimliche ist eben das Kennzeichen der echten Gespenstererscheinungen.

Ein Gefühl dafür hatte schon der alte Äschylos, und es ist rührend zu sehen, wie er sich müht, auch in dieser Hinsicht einen beseelten Zug in den starren Marmor seiner Kunst zu bringen: die persischen Großen erschrecken vor dem Geist des Darius, dieser selbst erwähnt mit einem kurzen Wort die Lage der Geschiedenen (wo man einen Vergleich mit dem ebenfalls nur andeutenden Bericht von Hamlets Vater anstellen mag). Aber es fehlen die Übergänge; hart unterbricht die Verweisung des Xerxes von dem zitternden Chor auf die resolutere Gattin die unheimliche Stimmung, und als sich der Geist entfernt, da folgt ihm kein Ausschwingen der Empfindung. Jener tritt ab wie ein anderer Schauspieler, und die ganze Geistererscheinung gemahnt an die archaischen Götterstatuen, in deren Gesichtern ein steinernes Grinsen Kunde gibt von dem vergeblichen Bemühen der Künstler, ihr Antlitz voll zu beseelen.

Immerhin, Äschylos ist der erste, der den Gespenstererscheinungen gerecht zu werden versucht hat, und von ihm führt der gerade Weg zu Shakespeare und zu unserer Zeit.

Manchmal allerdings ist er unterbrochen, mancher hat auch von neuem angefangen und es auch nur zu archaischen Gebilden gebracht, wie Andreas Gryphius, aber im ganzen verlieren wir nie die Spur, und seit Shakespeare haben sich die Erscheinungen dieser Art weder ihrem Wesen noch ihrer Stimmung nach verändert. An Stärke und Intensität der Stimmung ist ihm kein anderer gleich, weder von seinen Landsleuten, vergleiche zum Beispiel Webster mit dem „Weißen Teufel", noch von den Deutschen, vergleiche zum Beispiel Grabbe mit der weißen Dame in seinem Heinrich VI. oder Grillparzers Ahnfrau, noch von den Spaniern, vergleiche zum Beispiel Moreto in seinem „Ritterlichen Richter", (du wirst zu Stein werden in Madrid!) oder den großen Lope in seinem Dineros son calidad (Geld ist die Hauptsache), wo der Geist des verstorbenen Königs einen Schatz zeigt, oder in La porfia hasta al temor (Die Gewalttätigkeit bis zur Furcht), wo das Gespenst eines Ermordeten einen Fürsten von weiteren Untaten zurückhält. Sie alle halten den Vergleich mit Shakespeare nicht aus, gelegentlich, weil sie, wie Grabbe, mehr auf den Zweck der Erscheinung als ihre Stimmung achten, meist fehlt ihnen die Kraft.

Bis zu welchem Grade hier Unfähigkeit und Mangel an Verständnis gehen kann, zeigt in ergötzlicher Weise der Eingang von Raupachs „Königinnen":

Ein Kirchhof; im Hintergrunde eine Kirche, an der sich unter mehreren alten ein neues, prächtiges Grabmal befindet, Gräber rings umher, eines zur Seite mit Blumen bepflanzt. Helle Mondennacht. Die Uhr schlägt zwölf; mehrere Gräber tun sich auf, und die Toten gehen daraus hervor.

Erster Toter.

Süßer Bote,
Glockenschlag!
Brüder Tote,
Guten Tag.

Ein anderer.

Guten Morgen!
Auch erwacht
Von den Sorgen
Unſrer Nacht?

Ein dritter.

Ja, wer ſchliefe
Sonder Traum
In der Tiefe
Finſterm Raum.

Ein vierter.

Ach am Leben
Hing das Herz,
Darum geben
Träum' uns Schmerz.
Und wir ſtreben
Erdenwärts.

Eine Tote.

Lieblich heulen
In dem Sturm
Wölf' und Eulen;
Drunten hör' ich nur den Wurm.

Eine andere.

Tote ſchwärmen,
Sich am Mond
Hier zu wärmen.
Kalte Nacht im Grabe wohnt.

Eine dritte.

Halb berauſcht, in frechem Mut
Teilen die verhaßten Erben
Jetzt ſich in mein reiches Gut,
Das ich angſtvoll mußt' erwerben,
Jubeln über den Gewinn;
Sie zu ſchrecken, geh' ich hin.

Ein Toter.

Wie viel weiser war mein Sorgen:
In des Kellers wüste Tiefe
Hab' ich all mein Geld verborgen,
Daß es dorten ruhig schliefe;
Jetzt mit seinem Klang den Sinn
Zu erfreuen, geh' ich hin.

Eine Tote.

Wo ich einstens still gewaltet,
Herrscht jetzt einer Fremden Wut;
Feindlich, unbarmherzig schaltet
Sie mit meinem teuern Blut:
Darum geh' ich, ihr zu wehren,
Sie durch Schrecken zu bekehren.

Ein Toter.

Schon im Leben sich zu binden,
Ist das Grab nicht Band genug?
Frei war mit den freien Winden
Meines Lebens heitrer Flug:
Den, der ihm ein Ziel gesteckt,
Mein Gesicht allnächtlich schreckt.

(Die Toten verschwinden nach und nach, nur auf dem mit Blumen bepflanzten Grabe bleibt eine jugendliche, weibliche Gestalt sitzen. Das neue Grabmal tut sich auf, und die verstorbene Königin Syrith steigt hervor.)

Dann folgt eine Unterredung zwischen den beiden Gespenstern. Im Verlauf des Dramas spielt die Königin Syrith noch eine längere Spukrolle. —

Die ganze Scene erinnert etwas an den Eingang von Schillers Tell: Es lächelt der See, er ladet zum Bade; es ist so etwas Idyllisch-Stimmunghaftes darin, die Geister haben in ihrer Häufung etwas bequem Alltägliches, in ihrer Unterhaltung etwas so Gemütliches; guten Morgen! und guten Tag! geht es, und man würde sich nicht wundern, wenn sie sich eine Tasse Kaffee anböten: Und dann vergleiche man diese Scene mit der Gespensternacht auf Hel-

singör! Wie unvergleichlich tief steht der Mann, der zweihundert Jahre später schrieb, unter dem großen Briten. Nimmt man aber die Mitte zwischen beiden, so hat man ungefähr den Standpunkt der übrigen, kann außerdem durch den Vergleich erkennen, worin und wodurch sie Shakespeare unterlegen sind.

Seine Gespenstererscheinungen sind also, so wie sie sind, vollendet; keiner hat sie an Stimmung und Eindringlichkeit erreicht; das höchste, was wir hier von der Zukunft erwarten können, scheint, daß ein späterer es ebenso gut mache wie jener.

Das scheint, aber scheint auch nur; denn die Gespenstererscheinungen können noch weiter entwickelt, ihre Wirkung noch gesteigert werden. Wie und auf welchem Wege mögen wir aus Shakespeare selbst lernen, zu dessen Hamlet wir darum noch einmal zurückkehren.

Frage: gibt es einen Unterschied in der „Graulichkeit" der vier einzelnen Erscheinungen! — Es scheint, ja. Darum weiter: welche ist am grausigsten? oder bequemer: welche ist am wenigsten gespensterhaft-grausig? — Offenbar die vierte, im Zimmer der Mutter, weil wir einmal an das Auftreten des Gespenstes schon etwas gewöhnt sind, und ferner, weil es vermittelnd auftritt. Die nächste ist dann das Zwiegespräch des Geistes mit Hamlet, wo jener bei weitem mehr Mitleid als Grauen erregt. Am schaurigsten sind die beiden ersten.

Woher kommt das? — In den beiden letzten ist das Gespenst menschlich, in den ersten noch nicht; in den letzten wird es mehr und mehr Hamlets Vater, zwar getrennt von den Lebenden, aber immerhin mit Sinn und Neigungen ihnen nahe. In den ersten sieht es dem alten Könige äußerlich ähnlich, aber was innerlich von dem Gespenst Fürchterliches ausgehen mag, das bleibt der Phantasie schaudernd zu ermessen. Und hier ist der springende Punkt der Frage:

Das Gespenst wirkt um so grausiger, je mehr es der Phantasie noch zu erraten gibt.

Das ist mehr als eine kleine ästhetische Regel für ein bestimmtes Teilgebiet der Kunst, das ist das Fundamentalgesetz für die unheimliche Wirkung sämtlicher Gespenstererscheinungen in jeder Kunst, auch in der Wirklichkeit, mehr noch, es ist ein allgemein psychologisches Gesetz. Denn was ist schöner als das schönste Kunstwerk? Das Idealbild, welches der schaffende Künstler in seiner Seele trug; was ist schlimmer als die Strafe? Die Furcht vor ihr; was schließlich grausiger als das grausigste Gespenst? Die unbestimmt phantastische Vorstellung davon, die dem Menschen die Seele mit Grauen erfüllt.

Wir gehen weiter: der Geist von Hamlets Vater in den ersten Erscheinungen gibt der erschreckten Phantasie viel zu raten, aber immerhin ist er auf mancherlei Weise bestimmt. Wir sehen sein Äußeres, erkennen eine Charaktereigenschaft wie Hochmut, erfahren, wes Art und Geschlecht er ist und daß er einen Wunsch hat. Noch unheimlicher aber würde, nach dem eben Gefundenen, das Gespenst sein, dem auch diese näheren Bestimmungen fehlten. Wir können uns demnach eine Möglichkeit denken, Shakespearische Gespenster noch an Intensität der Wirkung zu übertreffen, und theoretisch ist in Wirklichkeit wie Kunst das grausigste und unheimlichste Gespenst dasjenige, dem jede nähere Bestimmung fehlt, das also weder genau sichtbar, noch fühlbar, noch hörbar, kurz mit keinem Sinne genau wahrnehmbar ist, aber doch den Menschen seine Gegenwart unbestreitbar, unentrinnbar dartut.

Ist es überhaupt möglich, in der Kunst und besonders der dramatischen so ungreifbares darzustellen? — Es ist möglich, es ist sogar geschehen, und derjenige, dem es gelungen ist, so das Gespensterhafte auf den Gipfel des Grausigen zu treiben, ist der Belgier

Maurice Maeterlinck.

Wie er es angefangen, mag die Inhaltsangabe seines Stückes

l'intruse (der Eindringling)

zeigen:

Wenn der Vorhang aufgeht, blicken wir in den düstern Saal eines alten Schlosses. Geradeaus führen zwei mächtige Fenster und eine Glastür auf die Terrasse und den nächtlichen Park. Die altertümliche Einrichtung, unter der eine laut tickende flämische Wanduhr auffällt, wird nur durch eine einfache Tischlampe erhellt. Drei junge Mädchen sitzen am Tische und fordern ihren alten blinden Großvater auf, sich zu ihnen an das freundliche Licht zu setzen. Ihr Vater und dessen Bruder vervollständigen den Familienkreis. Im Zimmer zur Rechten liegt die Mutter, die vor einigen Wochen einem Kinde das Leben gegeben, zu Tode erkrankt. Eine barmherzige Schwester ist bei ihr, und im Zimmer unterhält man sich nur von ihr, deren Schicksal nun schon lange Tage wie ein schweres Gewitter über dem Hause gehangen. Heute ist der erste Tag, wo man aufatmet; die unmittelbare Gefahr ist vorüber. Nur der blinde Großvater fühlt den befreienden Hauch nicht, der das vom Tode bedrohte Haus durchwehen möchte, er ist voll seltsamer Befürchtungen und erwartet noch sehnsüchtiger als die andern die Schwester des Vaters, die mit dem Nachtzuge ankommen und jeden Augenblick eintreffen muß. Die älteste Tochter tritt an das Fenster und sieht in die helle Mondnacht ihr entgegen. Sie kann die Allee bis zu dem Cypressenwald, der sie abschließt, übersehen. Es ist ein wunderschöner Spätabend, die Nachtigallen schlagen. — Plötzlich hören sie auf, als ob jemand in den Garten getreten sei; die Schwäne im Teich werden ängstlich und rudern hastig an das andere Ufer, als ob ein Fremder vorbeigehe. Aber unbegreiflich, die Beobachterin sieht niemanden, der Hund schlägt nicht an, sondern verkriecht sich in seine Hütte, als werde auch er durch ein Fremdes erschreckt. Der Oheim ruft mit lauter Stimme aus dem Fenster; keine Antwort als der Widerhall. Von einer plötzlichen Kälte durchschauert, will man die Glastür schließen. Sie geht nicht zu, als ob sich etwas dazwischen dränge. Mit vereinten Kräften gelingt es schließlich.

Da hört man draußen eine Sense schleifen. Schaudernd fährt

der Großvater bei dem scharfen Klang zusammen. Es muß der Gärtner sein, im Schatten des Hauses, da er vom Fenster aus nicht zu erkennen ist; aber welch seltsame Idee von ihm, jetzt, bei hereinbrechender Nacht mit dem Schneiden des Grases anzufangen.

Der Großvater ist einen Augenblick eingeschlafen. Von dem Klang der Uhr, die Zehn schlägt, schreckt er auf. Er fragt, ob die Glastür ihm gegenüber geschlossen sei, und dann ängstlich, ob draußen einer wäre, ihm sei, als harre da jemand. Während sie noch die Möglichkeit der Ankunft ihrer Schwester erwägen, hört man plötzlich ein Geräusch, als ob jemand ins Haus tritt. Dann ist alles wieder still. Man wartet, es kommt niemand. Der Vater klingelt nach dem Mädchen. Man hört sie sich nähern. Allen kommt es vor, als gehe sie merkwürdig laut, und das scharfe Ohr des Blinden meint einen zweiten Schritt neben dem ihren zu hören. Ungewöhnlicherweise pocht sie an einer selten benutzten Tapetentür, die der Vater, weil sie immer so viel Geräusch macht, behutsam selbst öffnet. Mit einem leisen, klagenden Ton geht sie auf, und die Magd erscheint draußen in der Öffnung. Sie behauptet, es sei niemand ins Haus gekommen, sie habe die Tür selbst wie jeden Abend geschlossen, sie eben allerdings offen gefunden; es müsse jemand später hinausgegangen sein. Der Vater sagt ihr mit unterdrückter Heftigkeit, sie solle nicht so gegen die Tapetentür drücken; sie wisse ja, daß sie Lärm mache. Aber das Mädchen rechtfertigt sich ärgerlich: sie drücke ja gar nicht dagegen, da sie drei Schritt davon abstehe. Dann zieht sie sich wieder zurück.

Ob sie eingetreten sei, fragt der Großvater; er habe die Empfindung, es sei jemand ins Zimmer gekommen und habe sich auf den leerstehenden Stuhl zu seiner Seite gesetzt. Der blinde Alte ist merkwürdig ängstlich und wird immer aufgeregter. Er behauptet, man verheimliche ihm etwas, die Stimmen der Kinder und der beiden Männer klängen anders als sonst, sie fürchteten sich offenbar. Er ruft jeden einzelnen mit Namen, um sich zu vergewissern, daß sie alle daseien, er läßt sich von den jungen Mädchen die Hand geben. Seine erregte Stimmung fängt allgemach an, sich den andern mitzuteilen. Dazu beginnt die Lampe wie von einem kalten Luftzug zu flackern, trotzdem alle Fenster

geschlossen sind. Bald erlischt sie ganz, und alle sitzen im Dunkeln. Ein Unheimliches lastet über dem kleinen Kreise, das bange Schweigen wird nur ab und zu durch ein paar halblaute Bemerkungen unterbrochen. Die Schwestern schmiegen sich aneinander; der Oheim, der einige Male im Zimmer umhergegangen ist, um seine Aufregung niederzukämpfen, setzt sich wieder zu ihnen, angeblich, weil er in der Dunkelheit nicht sieht, wohin er tritt.

Schweigen und Dunkelheit. Da hört man plötzlich, — gerade schlägt die alte Uhr zwölf — das ganz bestimmte Geräusch, als würde der eine Stuhl, der unbesetzt am Tisch steht, von jemand zurückgeschoben, der sich mit einem entschlossenen Ruck erhebt. In demselben Augenblick hört man aus dem Zimmer, in dem das Neugeborene schläft, das bis dahin noch keinen Laut von sich gegeben, einen Angstschrei, der sich in gesteigertem Entsetzen wiederholt. Zu gleicher Zeit schnelle, dumpfe Schritte im Zimmer der Wöchnerin. Dann Todesschweigen. Alle lauschen in stummer, fürchterlicher Angst, bis die Tür sich langsam öffnet und von dort Licht in den Saal dringt. Die barmherzige Schwester erscheint auf der Schwelle und verneigt sich, indem sie das Zeichen des Kreuzes macht. Der Tod ist eingedrungen und hat sein Opfer gefaßt.

Diese Inhaltsangabe zeigt natürlich nur den Weg, den der Dichter gegangen ist; von der grausigen Stimmung, die aus dem Ganzen lähmend und entsetzend herausquillt, kann sie kaum einen Begriff geben. Auch das Original, wie es gedruckt vorliegt, vermag es nicht. Wir setzen eine Partie des Stückes hierher, mehr als eine Probe von Maeterlincks Stil und Dialog:

Der Großvater.

Wer geht so um uns herum?

Der Oheim.

Ich bin es, keine Angst! — Ich muß etwas auf und nieder gehen.

(Schweigen.)

Aber ich werde mich wieder setzen; — ich sehe nicht recht, wohin ich trete.

(Schweigen.)

Der Großvater.

Ich wollte, ich wäre wo anders!

Die Tochter.

Wo möchteſt du hingehen, Großvater?

Der Großvater.

Ich weiß nicht, wohin, — in ein anderes Zimmer, ganz gleich, wo! ganz gleich, wo! . . .

Der Vater.

Wo ſollen wir denn hingehen?

Der Oheim.

Es iſt zu ſpät, um wo anders hinzugehen.

(Schweigen. Alle ſitzen unbeweglich um den Tiſch.)

Der Großvater.

Was höre ich da, Urſula?

Die Tochter.

Nichts, Großvater, die Blätter fallen — ja, es ſind die Blätter, die auf die Terraſſe fallen.

Der Großvater.

Schließe das Fenſter, Urſula.

Die Tochter.

Ja, Großvater.

(Sie ſchließt das Fenſter und ſetzt ſich wieder hin.)

Der Großvater.

Mich friert.

(Schweigen — die drei Schweſtern ſchmiegen ſich aneinander.)

Was höre ich jetzt?

Der Vater.

Die drei Mädchen rücken näher zuſammen.

Der Oheim.

Mir ſcheint, ſie ſind heute abend recht blaß.

(Schweigen.)

Der Großvater.

Was höre ich jetzt, Urſula?

Die Tochter.

Nichts, Großvater; ich habe meine Hände gefaltet.

(Schweigen.)

Der Großvater.

Was höre ich, was höre ich, Urſula?

Die Tochter.

Ich weiß nicht, Großvater, vielleicht zittern meine Schweſtern etwas.

Der Großvater.

Ich fürchte mich auch, meine Kinder.

(In dieſem Augenblick bricht ein Mondſtrahl durch eine Ecke der Fenſterſcheibe, hier und da trübe und ſeltſame Lichter in den Saal ſtreuend. Es ſchlägt Mitternacht, und beim letzten Schlag glaubt man ganz beſtimmt ein Geräuſch zu hören, wie wenn ſich jemand haſtig erhebt.)

Der Großvater (in ſeltſamer Erregung zitternd):

Wer war das, der da aufſtand?

Der Oheim.

Niemand iſt aufgeſtanden.

Der Vater.

Ich bin nicht aufgeſtanden.

Die drei Töchter.

Ich auch nicht! — Ich auch nicht! — Ich auch nicht!

Der Großvater.

Es iſt jemand vom Tiſch aufgeſtanden!

Der Oheim.

Zündet Licht an!

(Plötzlich hört man rechts, im Zimmer des Kindes, einen Angſtſchrei u. ſ. w.)

*

Eine Ahnung von der faszinierenden unheimlichen Gewalt des Stückes können vielleicht einige Beobachtungen geben, die Alfred Freiherr von Berger, der künstlerische Leiter des Hamburger „Deutschen Schauspielhauses", dem Verfasser dieses Buches mitteilte:

Gerade bei Stücken, die ganz auf Stimmung gearbeitet sind, kommt unendlich viel auf die Regie an, und man machte sich im Schauspielhaus die größte Mühe, es stimmungsvoll darzustellen. Das Rauschen der Bäume im Park, das Schlagen der Nachtigallen konnte auf die übliche Weise nachgeahmt werden. Schwieriger ließ sich das Knarren der kleinen Tapetentür herstellen; man probierte hin und her, stellte die drolligsten und abenteuerlichsten Versuche an, bis Berger darauf verfiel, einen Geiger den Bogen hinter dem Steg der Violine durchziehen zu lassen. Da hatte man etwas, das zunächst dem greulichen Knarren, Schrapen und Quietschen eines eingerosteten großen Stadttores entsprechen konnte, und aus seiner ohrzerreißenden Eindringlichkeit in unablässigen Proben auf das gedehnte, beinahe klagende Geräusch einer Zimmertür gemildert wurde. Um das Geräusch des zurückgestoßenen Stuhles hervorzubringen, saß ein Arbeiter während des Spiels in der Versenkung auf einem solchen, den er auf sein Stichwort wirklich hastig aufstehend mit einem kurzen Ruck zurückschieben mußte. Für das Dengeln der Sense ließ sich gar kein Äquivalent finden, und die Direktion mußte eine richtige anschaffen, die dann von einem kundigen Arbeiter während der Aufführung munter gedengelt wurde.

Für all diese Mühen, zu deren Bewältigung mehr Ernst und guter Einfall gehört, als es auf den ersten Blick scheint, erntete der Regisseur den verdienten Beifall. Die Kritik überhäufte ihn gerade wegen der ins Kleinste gehenden Naturtreue mit großen Lobsprüchen. Ausstellungen wurden nur gemacht hinsichtlich — der Sense. Alles andere sei vor-

züglich gewesen, doch das Dengeln einer richtigen Sense, das klänge ganz anders!

Aber es gab auch eine unwillkürliche Anerkennung der faszinierenden Kraft der Aufführung, so eigentümlich, daß sie auf die intensive Wirkung rückschließen läßt. So sagte ein Kritiker, die Tritte des vom Eingang des Parks her unsichtbar Näherkommenden seien mit großer Meisterschaft nachgeahmt worden. Dafür aber hatte der feinsinnige Regisseur gar nichts getan, sondern es mit gutem Recht der Phantasie der Zuschauer überlassen. Einige Damen fragten später den Freiherrn von Berger, wie er es denn fertig gebracht hätte, auf dem leeren Stuhl am Tisch die verschwommenen Umrisse einer schattenhaften Gestalt sitzen zu lassen. Auch das war ihm gar nicht eingefallen — die Bühne war halb verdunkelt und der Stuhl gänzlich unbesetzt. Wie groß aber, wie fürchterlich intensiv muß die Suggestionskraft eines Stückes sein, das die Zuschauer Dinge hören und sehen läßt, die gar nicht da sind. — Und daß das Stück tatsächlich wie ein fürchterlicher Alp auf den Seelen lastete, daß jeder das Gefühl hatte, als käme ihm persönlich der Tod näher und näher gekrochen, davon wußten die Darsteller zu erzählen, von denen sich besonders die Damen schon auf den Proben so fürchteten, daß sie sich selbst erst nach und nach gewöhnen mußten, davon auch die Zuschauer, die eine der paar Aufführungen erlebt hatten. Das Stück hielt sich nicht lange, das Publikum fürchtete sich im wahren Sinne des Wortes hineinzugehen.

Über den literarischen Wert des Dramas haben wir hier nicht zu urteilen; als Darstellung gespenstischen Wesens steht Maeterlincks „Eindringling" einzig in höchster Vollendung da. Hier ist das Ziel des Weges, von dem wir am Eingang dieses Kapitels sprachen, der mit Äschylos' Geist des Darius beginnt und zu und über den Geist im Hamlet hinausführt. Maeterlinck, auch sonst in Philosophie wie im Drama (vergleiche den entsetzlichen, quälenden „Tod

des Tintagiles") unheimlichen und ſpukhaften Stoffen zugetan, hat es durch eine raffinierte Kunſt fertig gebracht, Geſpenſter darzuſtellen, die nicht einmal das Scheinleben der Bühne führen, ſondern nur in der Phantaſie exiſtieren, und dabei doch ſo fürchterlich gewiß da ſind, wie ſie ſich nur das abergläubiſcheſte Gemüt vorſtellen kann. — Über dieſen Punkt hinaus iſt auf dieſem Wege ein weiteres Fortſchreiten nicht mehr denkbar.

* * *

Es mag zum Abſchluß noch einiger Dramen gedacht werden, die wenn auch nicht mit Geſpenſterſpuk, ſo doch mit unbekannten Kräften und ähnlichem zu tun haben. Ein Spezialiſt iſt hier Heinrich von Kleiſt, deſſen Kätchen unter dem Zwange einer unbewußten myſtiſchen Liebe ihrem Grafen vom Strahl folgt, deſſen Prinz von Homburg ſchlafwandelt. Von den neueren gehört zum Beiſpiel die wunderbare Gebetsheilung hierher in Björnſons „Über unſere Kraft" und das Meiſterſtück Schnitzlers „Paracelſus", wo der berühmte mittelalterliche Zauberer durch Hypnoſe halb unbewußte, nie ausgeſprochene Gefühle und Gedanken heraufbeſchwört.

Gelegentlich ſpielt auch der Spiritismus als Erſcheinung des modernen Lebens eine Rolle. Meiſt in Luſtſpiel und Poſſe. So in Moſers „Bibliothekar" aus der Zeit, da Tiſchrücken und hypnotiſche Experimente epidemiſch in Europa graſſierten, in neueſter Zeit „Der ungläubige Thomas" von Laufs und Jacoby, deshalb ſo genannt, weil er an Spiritismus nicht glauben will . . . . . .

Die Gespenster im Roman.

Ein Fräulein hinter Schloß und Gitter,
Ein junger, vielliebender Ritter,
Ein Lied, ein Mond, eine Zither,
Begleitet von einem Gewitter,
Ein Held, der nicht ruht,
Viel Mut,
Viel Blut,
Viel Schlachten,
Zwei Augen, die schmachten,
Ein treuer, derber Rittersmann,
Der liebt und ficht und nicht lesen und schreiben kann,
Bemalte gotische Fenster,
Ein finstrer Gang voll Gespenster,
Ein Kloster, Angst und Nonnengeschrei,
Ein Teig von gesammelten Tränen dabei:
Das alles, wohl zusammengetan,
So gibt es ein Ritterschauspiel oder Ritterroman.

Altes Rezept.

Zuerst ein paar Belege:

Hebbel sagt in einer seiner Rezensionen: „Das Hexen- (und das Gespenster-)wesen ist an sich so häßlich im weitesten Sinne des Wortes, daß das menschliche Gemüt kaum eine lange anhaltende Beschäftigung mit demselben verträgt". — Und etwas weiterhin: „Ein Kunstwerk, das des Übernatürlichen bedürftig ist, steht nie so hoch wie eines, das sich ganz auf die reale Welt stützt".

Julian Schmidt sagt in seiner Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod: „Daß die Nachtseite der Natur

ein Recht auf poetische Darstellung hat, ist unzweifelhaft, sie muß nur so mit der Stimmung des ganzen Kunstwerks zusammenhängen, daß man ein psychologisches Interesse nehmen kann, daß der Eindruck über das bloß Materielle hinausgeht, und sie muß sich einzuschränken wissen; sonst ergeht es uns wie Macbeth, der, nachdem er „mit dem Grauen zu Nacht gespeist, sich von Schaudern so übersättigt fühlte, daß er den Sinn der Furcht verlor". — Und etwas weiterhin: „Geistergeschichten in einem modernen Roman sind um nichts besser als das Treiben der Somnambulen und Magnetiseurs in der wirklichen Gesellschaft."

Da haben wir einen berühmten Dichter und einen berühmten Gelehrten, die zunächst darin übereinstimmen, daß sie das Hineinragen der Geisterwelt in einen Roman oder überhaupt eine größere Dichtung als wertmindernd verurteilen. Das ist Ansichtssache, zum wenigsten nicht bewiesen; jedenfalls bleibt Julian Schmidt den Beweis schuldig, und Hebbel sieht sich sofort genötigt, in eine Kontroverse über Shakespeares Hamlet einzutreten, ob der mit oder ohne Geist ein größeres Kunstwerk sei. Die ganze Frage bleibt natürlich praktisch so lange unentschieden, bis ein wirklich Großer auftritt, der, wie Shakespeare es für das Drama getan, ein κτῆμα ἐς ἀεί schafft, vor dem die Lanzen der Kritik splittern. Ihm muß man auch theoretisch das Recht lassen, zu versuchen, was noch nicht gültig erprobt ist. Warum soll schließlich für den Helden eines Romans die Erfahrung eines Geistes weniger ausschlaggebend sein, als sie es dem Hamlet noch heute unter dem elektrischen Licht unserer Rampe ist?

Dagegen haben unsere beiden Gewährsmänner mit dem zweiten Punkt recht, in dem sie übereinstimmen, sofern sie nämlich auf die Beschränkung hinweisen, welche sich ein Dichter bei diesen Stoffen auferlegen muß. Die Empfindung des Grauens läßt sich nur bis zu einem gewissen Grade und eine bestimmte Zeit erregen und festhalten. Der größere

Künstler wird beides steigern können, aber auch er muß sich hüten, daß ihm der allzustraff gespannte Bogen nicht springt. Das ist kein Gesetz der Kunst, sondern der Psychologie und darum a priori für die Ästhetik gültig. Der Schriftsteller, der dagegen verstößt, darf sich nicht wundern, wenn der über Gebühr geängstigte Leser notgedrungen den befreienden Sprung von den verstiegenen Höhen macht und das Erhabene ins Lächerliche zieht, oder wenn seine über Vermögen gesteigerte Empfindung ihre Elastizität verliert und die schlaffen Saiten überhaupt nicht mehr widerklingen.

Für beides haben wir Beispiele, eigentlich sogar für ein drittes, daß nämlich ein wirklicher Künstler, der sich angeschickt hat, eine längere Erzählung zu schreiben, deren Kern allerhand übernatürlich-unheimliches Wesen bildete, auf halbem Wege stehen blieb. Der Dichter ist Schiller und seine Erzählung der Geisterseher, der bekanntlich nie vollendet wurde, in der Hauptsache aus keinem andern Grunde, als weil dem Verfasser das Interesse erlahmte.

Allzuhäufig sind natürlich die Fälle nicht, in denen Gespenstisches den Stoff zu einem ganzen Roman bildet, doch kommt es vor und pflegt dann, wie gesagt, zum komischen oder langweiligen umzuschlagen.

Ersteres findet sich zum Beispiel in dem Roman „Vollmondzauber" von Ossip Schubin. Die Kenner von Sagen wissen bei dem Titel, daß es sich um eine Vampyrerzählung handelt, denn diese Ungetüme pflegen durch den Vollmond zu ihrem Scheinleben wachgeküßt zu werden; der Name der Verfasserin bürgt dafür, daß in dem Buche in mäßigem, stellenweise kurzgehacktem Deutsch dem Leser mancherlei vorrenommiert wird. Der Roman ist natürlich literarisch ein Outsider; sein Inhalt folge als Kuriosum: Gina Ginori, die Tochter einer irrsinnigen Mutter, mit dem Gespenst ihres eben ertrunkenen Gatten erzeugt (die Mutter stirbt bei der Geburt), hat jedesmal bei Vollmond um Mitternacht ihre Zustände, in denen ihr Antlitz das Aussehen eines

Totenkopfes bekommt, und sie wie eine Leiche riecht. Durch ihre Liebe zu dem Grafen Zdenko Swoyschin wird sie zusehends gesünder, er kränker. Doch stirbt sie schließlich und holt als Gespenst ihn geraume Zeit später nach. Diese Handlung füllt einen ganzen Roman; sie ist inkonsequent und ohne Stimmung erzählt.

Von der andern, langweiligen Art hat ein wirklicher Dichter Proben gegeben, Bulwer nämlich, in „Eine seltsame Geschichte". Es ist den Kennern der englischen Literatur bekannt, und die Leser dieses Buches werden es durch eine später abgedruckte Geschichte bestätigt finden, daß der berühmte Lord sich mit großem, ernsthaftem Interesse allerhand mystischen Studien ergeben hat, daß er, wie zum Beispiel jene Geschichte belegen wird, zu eigenen Theorieen über Art und Ursache gespenstischen Wesens gelangte. Die angeführten Romane geben einen Niederschlag dieser Studien, einen recht ausführlichen. Bulwer schreibt, wie sein Landsmann Scott, immer ausführlich; er ist nicht dafür, sich zu überhasten oder dem Leser Kleinigkeiten zu erlassen; blendender Dialog, schnelle Überraschungen, zum Ende drängende Handlung sind seine Sache nicht. Solche Kunstart läßt (oder ließ?) man sich gern gefallen, wenn der Stoff sonst Interesse bot, wie zum Beispiel in den immer schönen „Letzten Tagen von Pompeji", auch noch im Eugen Aram. Aber wenn man in der „Seltsamen Geschichte" durch das ganze Gebiet eines breiten Romans mit vorbereiteter Genauigkeit hindurchgeführt wird, wenn man von einer Seltsamkeit in die andere gelangt, nie recht weiß, ist jener Mensch nun ein „Leib und Seele" oder ein Gespenst oder ein Hexenmeister, und dazwischen langatmige Theorieen über tierischen Magnetismus, Gespenstererscheinungen und so weiter durchwandert, dann hört schließlich das Interesse des unbefangenen Lesers auf, und er trägt den halbgelesenen ersten Teil in die Leihbibliothek zurück, ohne sich die folgenden geben zu lassen. Bulwer selbst übrigens war von der Exi-

stenz von Geistern innig überzeugt, wie man aus manchem Bekenntnis ersieht. So zum Beispiel:

Und immer, wenn auch unsichtbar, sind uns geliebte Geister nah;
Das ganze All ist ja ein Leben, und einen Tod gibt's niemals da.

Verwandt mit den Gespensterromanen sind diejenigen, die sich mit Spiritismus beschäftigen. Von ihnen hat das meiste Aufsehen die berühmte „Trilby" erregt, besonders nachdem sie dramatisiert ihren kassenfüllenden Siegeszug über alle größeren Bühnen machte, und Virtuosen wie Emanuel Reicher Gelegenheit gab, in der Rolle des Konzertmeisters Svengali das Publikum ebenso zu faszinieren, wie die unglückliche Titelheldin selbst, die unter seinem starken hypnotischen Einfluß als somnambul unbewußte Konzertsängerin ihrem Maëstro Gold und Lorbeeren erntet. — Der Spiritistenroman hat, trotzdem Spiritismus nicht mehr Modesache ist, durchaus nicht abgewirtschaftet. Wir nennen: Bölsche, die Mittagsgöttin und Du Prel, das Kreuz am Ferner, weniger bedeutend, halb kriminell und halb spiritistisch: Thieme, der Fall Gembalsky, aus letzter Zeit Victor Blüthgen, die Spiritistin. Vor einigen Jahren hat Mauthner einen Roman mit satirischer Spitze gegen den Spiritismus geschrieben, ein stumpfes Ding, auf der Grenze des Kriminalromans, der Inhalt typisch für die Gattung: ein Assessor entlarvt einen ausländischen Betrüger und heiratet die Tochter des Majors, welchen eben jener Ausländer durch spiritistischen Schwindel um sie und sein Geld bringen will.

Genannt werden mag an dieser Stelle Strindbergs Inferno, aber das ist kein Roman, sondern ein großes Bekenntnis.

Im naturalistischen Roman findet sich Gespenstisches kaum. Das liegt einmal in seiner Tendenz, eine möglichst

naturgetreue kulturhistorische Schilderung besonders der Gegenwart zu geben. Milieu ist alles, und von dieser schönen Welt sind die Gespenster bis jetzt noch ausgeschlossen. Zweitens an der Zufälligkeit seiner Entwicklung. Der ganze Roman seit den achtziger Jahren bis in die deutschen Familienblätter hinein steht unter Zolas Einfluß. Nun hat der mächtige Franzose wohl einmal eine übrigens verunglückte Gespensternovelle geschrieben, aber in den Rougon-Macquart kommen keine Geister vor. So fehlte das Vorbild.

Daß es übrigens keine Gespensterromane in dem Sinne geben kann, wie wir Gespensternovellen haben, ergibt sich schließlich und allgemein aus dem Wesen der beiden Gattungen. Wir müssen Goethes Erklärung noch immer als gültig annehmen, daß die Novelle ein einzelnes Ereignis, der Roman eine Entwicklung darstellt. Gespenster aber sind oder sind nicht, verkehren mit den Menschen so oder so, aber eine Entwicklung gibt es bei ihnen nicht, und so wäre ein Gespenst als Held eines Romans unmöglich. — Als einer Entwicklung fähig mögen dagegen in diesem Zusammenhang die Hexenromane erwähnt werden. Ihr berühmtester Vertreter in der deutschen Literatur ist Meinholds Bernsteinhexe, über die man, wie über das ganze Genre, Hebbels anregende Kritik nachlesen mag. Noch in jüngster Zeit hat sich der Franzose Huysmans auf diesem Gebiete versucht.

Ungleich häufiger geschieht es, daß im Roman (wie im Drama) gelegentlich gespenstische Motive angeschlagen werden. Die Frage ist hier, wie fügt sich das Gespenstische dem Ganzen ein, welche Zwecke verfolgt es für Handlung und Charaktere. Das kann natürlich nur für jeden Fall gesondert untersucht werden. An dieser Stelle begnügen wir uns, auf einige verschiedene Arten ihrer Anwendung hinzuweisen.

Gelegentlich werden Gespenstergeschichten größeren Romanen anorganisch eingeschoben, meist aus Zwecken, die

dem Kunstwerk fernliegen. So sahen wir Immermann das eine ganze Buch seines Münchhausen mit den Weinsberger Spukgeschichten anfüllen, um gegen Justinus Kerner und seinen Anhang zu polemisieren. Besonders neigen natürlich zu dieser Art die schlechten Komponisten; so hat bei den Engländern Dickens einen starken Hang zu Spukgeschichten. In den Pickwickiern zum Beispiel hat er verschiedene eingelegt, von denen wir eine Probe bringen, weil der Verfasser einer der tüchtigsten Spukgeschichtenerzähler der großen Literatur ist:

„Meine Herren," begann Herr Pickwick, um einen Gegenstand auf die Bahn zu bringen, an dessen Besprechung die ganze Gesellschaft teilnehmen könnte; „ich war heute abend an einem Orte, den Sie sämtlich ohne Zweifel sehr wohl kennen, an welchem ich aber seit ein paar Jahren nicht gewesen war, und der mir sehr wenig bekannt ist; ich meine Gray's Inn, meine Herren. Diese Inns sind doch in einer Stadt wie London sonderbare entlegene Winkel."

„Beim Jupiter," flüsterte Lowten Herrn Pickwick zu, „Sie sind da auf etwas verfallen, worüber wenigstens einer von uns in einem fort sprechen könnte. Sie sollen sehen, der alte Jack Bamber wird sogleich das Wort nehmen. Man hat ihn noch nie von etwas anderm als von den Inns reden hören, und er hat so lange einsam darin gehaust, daß er halb verrückt geworden ist."

Jack Bamber war ein kleiner, gelber, hochschultriger Mann, dessen Gesicht, weil er es, wenn er schwieg, stets auf die Brust herunterhängen ließ, Herr Pickwick noch nicht gesehen hatte. Herr Pickwick wunderte sich aber desungeachtet, sobald der alte Mann die runzlige Stirn emporhob, und ihm aus seinen glänzenden grauen Augen einen durchdringenden, forschenden Blick zuwarf, daß so markierte Züge seiner Aufmerksamkeit auch nur für einen Augenblick hatten entgehen können. Ein süß-saures Lächeln umspielte fortwährend des Alten Mund; er stützte das Kinn auf eine lange knöchrige Hand mit Nägeln von außerordentlicher Länge; und als er den Kopf auf die linke Seite neigte, und scharf unter den buschigen grauen Augenbrauen hervorschaute, lag in seinem Seiten-

blick aus den Augenwinkeln etwas Sonderbar-Lauerndes, Leidenschaftliches und Zurückstoßendes.

So sah der Mann aus, der sich plötzlich aufrichtete, und, jetzt ganz Feuer und Leben, höchst aufgeweckt zu reden begann.

„Aha! wer sprach da von den Inns?"

„Ich, Sir," erwiderte Herr Pickwick; „ich machte die Bemerkung, was für sonderbare alte Gebäude sie wären."

„Sie!" sagte der alte Mann verächtlich; „was wissen Sie von der Zeit, als dort junge Leute in die einsamen Zimmer sich einschlossen, und einen Tag wie alle Tage lasen und lasen, bis spät in die Nacht, bis sie sich durch ihr Studieren fast um den Verstand brachten, bis ihre geistigen Kräfte gänzlich erschöpft waren, bis sie unter dem unnatürlichen Bestreben zusammensanken, ihre Jugendkräfte einzig den alten trockenen Büchern zu widmen? Und um nun auf eine andere spätere Zeit zu kommen: was wissen Sie von dem allmählichen Hinschwinden, dem schreckbar raschen Unterliegen so mancher Auszehrungs- und Fieberpatienten, die in denselben Zimmern litten und starben an den preiswürdigen Ergebnissen und Folgen davon, daß sie „gelebt" hatten? Was wissen Sie von den vielen, die dort um Barmherzigkeit geflehet, und verzweifelnd die Geschäftszimmer der Anwälte verlassen haben, um eine Ruhestätte in der Themse zu suchen, oder eine Zuflucht im Kerker zu finden? Jawohl, diese Inns sind keine gewöhnlichen Häuser. Es ist kein eingefugtes Stück Holz in dem alten Tafelwerk ihrer Wände, das nicht, wenn es die Gabe des Gedächtnisses und der Rede besäße, schaudererregende Dinge aus der Romantik — ja, der Romantik des Lebens erzählen könnte. So werkeltagsmäßig und nüchtern sie aussehen, sie sind seltsame alte Gebäude, und ich würde lieber manche grauenhafte Sage, als ihrer Gemächer wahre Geschichte erzählen hören."

Der alte Mann, der so unerwartet das Wort genommen, hatte mit einem solchen Feuer gesprochen, und in seinem ganzen Ton und Wesen, sowie in dem Gegenstande, der sein Feuer entzündet, lag etwas so sehr Ungewöhnliches, daß Herr Pickwick keine Bemerkung in Bereitschaft hatte, als der Alte auf einmal inne hielt, und seinen lauernden Seitenblick wieder annahm, der während seiner erhöhten Stimmung verschwunden gewesen war. Er fuhr jedoch bald wieder fort:

„Betrachten wir sie in einem anderen, ihrem mindest poetischen und romantischen Lichte: — wie kostbare Stätten langsamer Tortur erscheinen sie dann! Denken wir uns den bedürftigen Mann, der sein Alles aufgewendet, sich zum Bettler gemacht, der seine Sparpfennige verbraucht hat, um sich tüchtig zu dem Geschäft zu machen, durch welches er nie einen Bissen Brot gewinnen soll. Auf sein Harren, Fürchten, Hoffen, seine Täuschungen, sein Elend, sein jammervolles Behelfen und Hungern folgt endlich die Vernichtung seiner letzten Hoffnungen, die Gewißheit, daß all sein Mühen und Arbeiten vergeblich gewesen, vielleicht der Selbstmord — oder, was noch besser, er schleppt sein trauriges Dasein als zerlumpter Trunkenbold hin. Hab' ich nicht recht in dem, was ich von den alten Gebäuden sage?"

Und hier rieb sich der alte Mann die Hände und schielte nach allen Seiten wie im seligsten Vergnügen umher, einen andern Gesichtspunkt gefunden zu haben, unter welchen er seinen Lieblingsgegenstand hatte stellen können.

Herr Pickwick heftete mit großer Neugierde seine Blicke auf ihn, und die übrigen lächelten und schwiegen.

„Sagt, was ihr wollt, von euren deutschen Universitäten," fuhr der kleine alte Mann fort; „pah, pah! wir haben genug Romantik daheim, und brauchten keine halbe Meile weit danach zu gehen; die Leute denken nur nicht daran."

„Ich habe in der Tat noch nie an das Romantische der Inns gedacht," sagte Herr Pickwick lachend.

„Ei ja doch, das will ich gern glauben," versetzte der kleine alte Mann. „Einst fragte mich einer meiner Freunde: „Was ist an den Zimmern Besonderes?" — „Merkwürdige alte Gemächer," erwiderte ich. „Keineswegs," sagte er. „Sie sind einsam," sagte ich. „Ganz und gar nicht," sagte er. Eines Morgens, als er eben ausgehen wollte, rührte ihn der Schlag. Er stürzte mit dem Kopfe in seinen Briefkasten und lag tot achtzehn Monate darin. Alle Welt glaubte, er wäre auf das Land gereist."

„Und wie wurde er endlich gefunden?" fragte Herr Pickwick.

„Man beschloß, sein Zimmer zu erbrechen, da er seit zwei Jahren keine Miete bezahlt hatte. Es geschah; und ein bestäubtes Skelett in einem blauen Rocke, schwarzen Kniehosen und seidenen

Strümpfen fiel dem Aufwärter, der die Tür öffnete, in die Arme. Das war doch wohl ein wenig merkwürdig — wie?"

Der kleine alte Mann ließ den Kopf auf die Seite hängen, rieb sich die Hände mit unaussprechlichem Behagen und einem innerlichen Lachen, und fuhr sogleich wieder fort —

„Ich weiß noch einen anderen Fall. Er trug sich in Cliffords Inn zu. Ein Taugenichts bewohnte einige Giebelzimmer, schloß sich in einen Schrank in seinem Schlafgemach ein, und nahm eine Dosis Arsenik. Der Hausverwalter glaubte, er wäre durchgegangen, ließ die Tür aufbrechen, und vermietete die Wohnung an einen andern, der sie bald darauf bezog. Aber es war ihm unmöglich, er konnte nicht schlafen — fühlte sich fortwährend unruhig und unbehaglich. „Sonderbar," dachte er bei sich selbst. „Ich will in dem andern Zimmer schlafen und dieses bewohnen." Gesagt, getan. Er schlief die ganze Nacht sehr gut, fühlte sich aber dagegen abends im Wohnzimmer unruhig und unbehaglich, unwohl, ja fieberisch, und konnte nicht lesen, nichts vornehmen, schneuzte in einem fort sein Licht und starrte im Zimmer umher. „Es ist mir doch rein unerklärlich," sagte er, als er einst spät in der Nacht nach Hause kam, und ein Glas kalten Grog trank, wobei er sich mit dem Rücken an die Wand stellte, um sich nicht einbilden zu können, daß jemand hinter ihm stehe. „Es ist mir doch rein unerklärlich," sagte er und seine Blicke fielen zufällig auf den kleinen Wandschrank, der stets verschlossen gewesen war, und es überlief ihn kalt von Kopf bis zu Füßen. „Ich habe dieses sonderbare Gefühl schon oft gehabt," sagte er, „und kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß es mit dem Schranke da nicht richtig sein muß." Er nahm all seinen Mut zusammen, zerschmetterte das Schloß mit dem Schüreisen, öffnete die Tür, und beim Himmel! da stand der vorige Mietsmann kerzengrade in einer Ecke, hielt eine kleine Flasche fest mit der Hand umfaßt, und sein Gesicht hatte die greulichste Totenfarbe."

Als der kleine Mann seine Erzählung beendigt, blickte er seine mit gespannter Aufmerksamkeit dasitzenden Zuhörer einen nach dem andern mit einem, grimmiges Behagen ausdrückenden Lächeln an.

„Sie erzählen uns in der Tat äußerst seltsame Dinge, Sir," sagte Herr Pickwick, forschenden Blicks des Alten Gesicht durch seine Brille betrachtend.

„Seltsame Dinge," sagte der kleine alte Mann. „Wie einfältig! Sie erscheinen Ihnen seltsam, weil Ihnen dergleichen noch nicht vorgekommen ist. Sie sind spaßhaft, aber nicht ungewöhnlich."

„Spaßhaft!" rief Herr Pickwick unwillkürlich aus.

„Freilich, spaßhaft; warum wären sie es nicht?" erwiderte der kleine alte Mann mit einem satanischen Lauerblick, und fuhr, ohne auf eine Antwort zu warten, wiederum fort: „Ich kannte noch einen andern, vor — ja, vor vierzig Jahren — der in einem der ältesten Inns eine alte, dumpfige Wohnung nahm, die seit vielen Jahren leer gestanden hatte. Es waren viele Altweibergeschichten darüber in Umlauf, und sie nahm sich in der Tat düster und traurig genug aus: allein, er war arm, und sie war wohlfeil, was hingereicht haben würde, ihn zu bestimmen, und wenn sie noch zehnmal greulicher gewesen wäre.

Er war genötigt, einiges alte wurmstichige Gerümpel, und unter anderm auch einen mächtig großen Aktenschrank mit Glastüren und einem grünen inwendigen Vorhange anzunehmen. Der Schrank war unnütz für ihn, denn Akten hatte er nicht hineinzulegen, und seine Kleidungsstücke führte er mit sich, was ihm eben nicht sauer wurde.

Er hatte seine fahrende Habe — kaum einen Karren voll — herbeischaffen lassen und seine Mobilien so aufgestellt, daß die vier Stühle so viel wie möglich einem Dutzend glichen, setzte sich abends an das Feuer, trank das erste Glas Whisky von zwei Gallonen, die er auf Kredit hatte holen lassen, und sann darüber nach, ob sie wohl je bezahlt werden würden, und falls es geschähe, in wie viel Jahren? als seine Blicke auf den Glastüren des mächtigen Schrankes haften blieben.

„Hätte ich das häßliche Ding nicht nach dem Taxat des alten Trödlers annehmen müssen," dachte er, „so würde ich etwas Nützliches für das Geld anschaffen können. Ich will dir etwas sagen, alter Bursch," redete er mit lauter Stimme den Schrank an, weil er eben sonst niemand hatte, den er anreden konnte, „wenn es nicht mehr kostete, deinen alten Leichnam zu zerschlagen, als er selber hernach wert wäre, so würde ich dich sehr bald in das Feuer stecken."

Er hatte kaum die Worte gesprochen, als aus dem Schrank

Laute zu ertönen schienen, die einem leisen Ächzen glichen. Er wurde anfangs betreten, dachte indes nach kurzer Überlegung, das Geräusch müsse von jemand im anstoßenden Zimmer herrühren, setzte die Füße auf das Kamingitter, und hob das Schüreisen auf, um das Feuer anzuschüren. In demselben Augenblick wiederholten sich die Laute, die eine der Glastüren tat sich auf, und er erblickte eine blasse, abgemergelte, aufrecht im Schranke stehende Gestalt in beschmutzter und abgetragener Kleidung. Sie war groß und schlank, ihr Antlitz drückte Pein und Betrübnis aus; aber ihre Hautfarbe und ein Etwas in der ganzen Erscheinung konnte keinem menschlichen Wesen angehören.

„Wer sind Sie?" rief der neue Mietsmann ihr zu, wurde leichenblaß, hob das Schüreisen empor, und zielte genau nach dem Gesicht der Gestalt; „wer sind Sie?"

„Schleudere das Schüreisen nicht nach mir," erwiderte die Gestalt. „Wenn du auch noch so richtig gezielt hättest, so würde es doch nur durch mich ohne Widerstand hindurchfahren, und bloß die Bretterwand hinter mir beschädigen. Ich bin ein Geist."

„Wenn das ist," stotterte der Mieter, „darf ich dann fragen, was Sie hier wollen?"

„Ich bin in diesem Zimmer zu Grunde gerichtet, meine Kinder sind in ihm zu Bettlern gemacht," erwiderte die Erscheinung. „In diesem Schranke wurden die Akten eines lange, lange dauernden Prozesses aufbewahrt. In diesem Zimmer teilten zwei schändliche Harpyien, als ich vor Kummer und immer vergeblichem Hoffen und Harren gestorben war, mein reiches Gut, um dessen Besitz ich während meines jammervollen Daseins gestritten hatte, und von welchem am Ende kein Heller für meine unglücklichen Kinder übrig blieb. Ich vertrieb die schändlichen Räuber durch Schrecken, und besuche seitdem allnächtlich — denn nur nachts darf ich zur Erde zurückkehren — den Schauplatz meines endlosen irdischen Elends. Dieses Zimmer ist mein. Überlaß es mir."

„Wenn Sie darauf bestehen, hier zu erscheinen," erwiderte der Mieter, der während der wortreichen Rede des Geistes Zeit gehabt hatte, sich wieder zu sammeln, „so werde ich Ihnen das Zimmer mit dem größten Vergnügen überlassen; doch möchte ich Ihnen mit Ihrer Erlaubnis wohl eine Frage vorlegen."

„Sprich," sagte die Erscheinung ernst.

„Ich beziehe die Bemerkung, die ich zu machen gedenke," fuhr der Mieter fort, „nicht auf Ihre Person, da sie auf alle Geister, von denen ich gehört, gleich anwendbar ist; allein es scheint mir doch ein wenig inkonsequent, daß Sie immer und immer gerade die Orte, an welchen Sie am unglücklichsten gewesen sind, wieder aufsuchen, während Sie sich nach den schönsten Plätzen der Erde begeben könnten, indem, soviel ich weiß, eine größere oder mindere Entfernung Ihnen wenig oder gar nichts verschlägt."

„Hm! daran hab ich noch nie gedacht," erwiderte der Geist; „aber es ist sehr wahr."

„Sie sehen, Sir," fuhr der Mieter noch einmal fort, „dieses Zimmer ist höchst unkomfortabel. Dem Aussehen des Schranks nach zu urteilen, möchte ich sogar behaupten, daß er nicht ganz frei von Wanzen wäre; und jedenfalls glaube ich, daß Sie viele in jeder Hinsicht vorzuziehende Wohnungen finden könnten, des so äußerst unangenehmen Londoner Klimas zu geschweigen."

„Sie haben sehr recht, Sir," versetzte der Geist äußerst höflich, „und bringen mich auf einen mir ganz neuen Gedanken. Ich will es sogleich einmal mit Veränderung der Luft versuchen."

Er fing in der Tat, während er diese Worte sprach, zu verschwinden an, ja seine Beine waren bei der letzten Silbe schon unsichtbar geworden.

„Und wenn Sie vielleicht die Güte haben wollten, Sir," rief der Mieter ihm nach, „die übrigen Ladys und Gentlemen, die sich damit abgeben, in alten leerstehenden Häusern umzugehen und zu spuken, gleichfalls zu bedeuten, daß sie es anderwärts viel komfortabler haben könnten, so würden Sie der menschlichen Gesellschaft eine sehr große Wohltat erweisen."

„Das will ich tun," erwiderte der Geist; „wir müssen in der Tat arge Tröpfe sein, und ich begreife gar nicht, wie wir so einfältig handeln können."

„Mit diesen Worten verschwand er gänzlich, und was noch bemerkenswerter ist," setzte der alte Mann mit einem schlauen Lächeln rings umherblickend, hinzu, „er kam niemals wieder."

*

Weder diese Gespensterepisoden noch die gleich folgende Geschichte von dem merkwürdigen Klienten haben mit der Fabel der Pickwickier etwas zu tun; daß sie dafür eine stark aktuelle Spitze haben und worauf diese zielt, läßt sich aus dem mitgeteilten Stück leicht erkennen.

Etwas mehr werden die spukhaften Motive mit der Haupthandlung verwoben, wenn sie, wie bei germanischen Dichtern natürlich und leicht geschieht, Schilderungen trüben und schweren Inhalts dienen, wie sie zum Beispiel die nordischen Poeten in Landschaften, Charakteren, Handlungen bevorzugen. Das Milieu, wie es Zolas schwere Hände massiv und cyklopisch neben und hinter der Handlung aufgetürmt haben, beherrschte mit seinen Massen die ganze naturalistische Kunst und überschattete das Wesentliche, Handlung und Charaktere. So wurde das Nebensächliche zum Hauptstück und machte in seiner gelegentlich langweiligen Breite den Eindruck, als diene oder gehöre es kaum mehr der Sache. So scheinen auch die unheimlichen und spukhaften Motive, wenn sie zu Milieuschilderungen verwandt werden, gelegentlich überflüssig; sie dienen aber schließlich doch dem künstlerischen Zweck und unterscheiden sich deshalb von den unorganisch eingeschobenen Geschichten. Ein schon wegen seiner Klarheit eigenartiges Beispiel findet sich in Fontanes Stechlin, wo von dem gespenstischen Vogel zwei- oder dreimal gesprochen wird, der gelegentlich großer Erdumwälzungen aus dem märkischen See herauftaucht. Man vermutet immer, das Wunderbare müsse irgendwann einmal eintreten oder für den Verlauf der Geschichte auch nur als Fabel von Wert sein: man irrt sich. Ein anderer märkischer Dichter, Willibald Alexis, macht in erheblich weiterem Umfang, besonders in seinen Jugendwerken, von unheimlichen Dingen und Stimmungen Gebrauch, meist zur Milieuschilderung, um das Unheimliche nächtlicher Wanderung durch märkische Heide und Kiefernforst zu charakterisieren. Ähnlich verwendet es als Neuster Frenssen, wenig in den

drei Getreuen, in breiter Ausführung im Jörn Uhl, um holsteinische Marsch- und Meerlandschaft besonders in ihrer schaurig-geheimnisvollen Stimmung sinnfällig zu beleben.

Enger schließt sich das Unheimliche an die Handlung, wenn es dient, die Katastrophe oder sonst ein schweres Ereignis vorzubereiten. Die Vorbedeutungen spielen ja überall in der Masse der marktgängigen Spukgeschichten eine große Rolle, sie finden sich auch häufig in der Literatur. Ein bekanntes Beispiel, es handelt sich allerdings nur um unheimliche Stimmung, ist in Dahns Kampf um Rom die nächtliche Scene am Grabmal, wo die fliehende Amalaswintha erschreckt wird. Markanter und wirklich spukhaft ist zum Beispiel die Erscheinung des verwachsenen Bettlers unter der Brücke gegen Ende von Hauffs „Jud Süß"; ähnlich im letzten Teile von Scotts Waverley das graue Gespenst, das dem Fergus den Tod vorauskündigt. Besonders interessant für uns ist die Vorbedeutung der glühenden Fenster des Berliner Schlosses in Fontanes „Vor dem Sturm", die dem Dichter Gelegenheit gibt, die oben in Merimées Fassung abgedruckte Vision Karls XI. auch seinerseits zu erzählen.

Den engsten Zusammenhang mit dem Ganzen hat das Unheimliche da, wo es als charakteristischer Bestandteil der Gesamthandlung wesentlich anhaftet und hier und da, den Beschauer erinnernd, an das Licht gerückt wird, wie in Storms Schimmelreiter. Einen so bedeutsamen, wenn auch anders gearteten Anteil nimmt das Spukhafte nicht selten in englischen Unterhaltungsromanen, wo es allerdings ebenso grob gefaßt wie wiedergegeben wird. Ein typisches Beispiel dafür ist die Abtei von Pommeroy der Miß Wood, wo von zwei Brüdern der eine erschlagen, der andere vermeintlich entflohen, tatsächlich heimgekehrt ist und nun für eine Spukgestalt gehalten durch die Zimmer des alten Schlosses und die Kapitel des Romans geistert, bis sich die Familientragödie zum versöhnlichen Schluß auflöst.

Schließlich nimmt Unheimliches und Übernatürliches

einen bedeutsamen Platz ein in den heutigen Abenteuerromanen. Das ist eine Gattung, die von der Literaturgeschichte nicht zur Kunst gezählt wird, gewiß mit Recht, aber sie ist doch voll eigenartigen Interesses und lohnte wohl einer literarhistorischen Übersicht. Engländer, Franzosen, Deutsche ringen hier um die Palme. Der berühmteste unter ihren Autoren ist der Franzose Jules Verne. Der glaubt selbst an seine Geschichten von der Reise nach dem Mond und unter Erde oder Meer, er rechnet dem Leser die Möglichkeit von den äußersten Vorbedingungen her vor mit einer Klarheit, die überzeugt, und einer Selbstverständlichkeit, als wolle er Aktionäre fangen. Dabei entwickelt er alle Vorzüge französischer Schilderungskunst: er ist übersichtlich, klar, leicht, ohne oberflächlich, spannend, ohne unfein zu sein, in den Charakteren Entschlossenheit und Selbstvertrauen, ein bißchen Großsprecherei, ein bißchen Witz, in den Handlungen Großzügigkeit und einfache Motivierung. Gespenster allerdings führt dieser Fanatiker der exakten Naturwissenschaften nicht, obgleich gelegentlich unheimliche Motive mit Geschick und Spannung angewendet werden, wie in der „Geheimnisvollen Insel", wo den Schiffbrüchigen in der dringendsten Not stets eine unerklärliche Hülfe kommt, vor dem in der Krisis des Fiebers ringenden zum Beispiel plötzlich, niemand weiß woher, ein Briefchen mit Chinin auf dem Tisch liegt. — Seine Nachfolger in der Gunst des Publikums haben das Übernatürliche reichlich eingeholt. Aber je mehr sie den Boden der empirischen Wirklichkeit verloren, desto mehr blieben sie hinter ihrem Vorbild zurück, zumal die bedeutendsten unter ihnen es nicht verstanden, schwerflüssige Philosopheme und die Wucht ihrer wissenschaftlichen Studien in die leichte Causerie klarer Sätze aufzulösen. Zu nennen sind hier unter den Franzosen besonders die Brüder Rosny, von ihren Romanen zum Beispiel „Die Xipehuz", seltsame Wesen, Personifikationen der Leucht- und Wärmephänomene der Elektrizität, die in prähistori-

scher Zeit mit den früheſten orientaliſchen Völkern zuſammentreffen, oder „Damireh", das iſt ein junger Krieger aus prähiſtoriſcher Zeit, oder „Eine andere Welt", die Geſchichte eines Individuums, das die Fähigkeit beſitzt, eine ganze Kategorie in der Luft ſchwebender, für andere unſichtbarer Molekularweſen zu erblicken, die eine dem Menſchengeſchlecht und der Tierwelt parallellaufende Exiſtenz führen. — Unter den Engländern ſchreibt beſonders H. G. Wells in dieſer Art. „Der Krieg der Welten" (Marsbewohner erobern die Erde), „Der erſte Menſch auf dem Monde", „Die Zeitmaſchine", ſind Titel ſeiner Romane und laſſen von vornherein erkennen, wes Geiſtes Kind er iſt.

Dieſe naturwiſſenſchaftlichen Phantaſieen treten immerhin mit einiger Prätention auf. Die eigentlichen Geſpenſter aber, das wirklich Unheimliche und Grauſige hauſt in den Abenteuerromanen zweiten und ſpäteren Genres, wo Mord und Totſchlag ihre Orgien feiern und die verrückt gewordene Themis mit Schwert und Wage um ſich ſchlägt. Hier auf dem Grenzgebiet von Geſpenſter- und Räuber- und Kriminal- und naturwiſſenſchaftlichem Roman ſind die Engländer Meiſter, und ihre Autoren machen den Sprung vom Erhabenen ins Lächerliche und wieder zurück mit einer Schnelligkeit, daß dem Leſer nichts übrig bleibt, als ſich verwundert an den Kopf zu faſſen, wie weiland Lemaître bei den Gedichten der Symboliſten, und erſtaunt zu fragen: „wie iſt ſo etwas möglich!" — Da iſt zum Beiſpiel einer, heißt Rider Hagard, und ſein Buch iſt in Ströfers Kunſtverlag in München deutſch erſchienen, mit Illuſtrationen, daß einem die Augen aus dem Kopf treten, und heißt „König Salomos Schatzkammer". Es ſind die Abenteuer eines gewiſſen Quatremain, die dieſer aufgezeichnet hat, damit ſein Sohn, der stud. med. iſt, etwas zu leſen habe(!). Darin kommen vor: ein vergletſcherter Portugieſe, eine ganze Tafelrunde verſteinerter Könige in der Halle der Toten, ein lebendig Begrabenſein im Innern des Berges u. ſ. w.

Ein anderes Genie heißt Richard Marsh und seine Geschichte „Der Skarabäus", ein Mysterium in vier Büchern. Das Titelbild der deutschen Übersetzung, (bei Müller-Mann erschienen) ist von M. Veit und geeignet, die unauslöschliche Heiterkeit einer ganzen Familie zu erregen. Von der Art des „Mysteriums" mögen die Kapitelüberschriften des ersten Buches eine Vorstellung geben: Außen; Innen; der Mann im Bett; eine einsame Nachtwache; ein Befehl zum Einbrechen; ein seltsames Verbrechen; der große Paul Lessingham; der Mann in der Straße; der Inhalt des Paketes. Im Verlaufe dann noch: das erzürnte Fräulein; ein bekümmerter Vater; der Schrecken bei Nacht; der verfolgte Mann. Oder nach anderer Richtung: Athertons Zauberdampf; Zauberei oder Wunder; das unheimliche Haus; der Tempel der Isis. Der Skarabäus selbst aber ist etwas ganz furchtbar Unheimliches, und ein Dieb, der nachts — leise, leise — einbricht und das Schloß einer Kassette trotz stillster — st! st! — fiebrigster Arbeit nicht öffnen kann, schießt es kurz entschlossen mit zwei Pistolenschüssen entzwei. So geht es in diesem Roman her, oh Leser! und so noch in vielen andern. Sieh dir einmal die Geschichten von Guy Boothby an, zum Beispiel den Pharos, ebenfalls mit Titelbild. oder eine der zahlreichen Doppelgänger und Kriminalgeschichten, wie zum Beispiel von Stevenson Dr. Jeckyll und Herr Hyde, die beides ein und dieselbe Person sind, ein geachteter, gesuchter Arzt und ein abgefeimter, stets rückfälliger Verbrecher. Du kannst auch einmal, obgleich das mit Gespenstern nichts zu tun hat, desselben Autors Buch lesen mit dem verlockenden Titel: „Prinz Florisel oder der Selbstmordklub".

Von den deutschen Abenteuerromanen, die weniger grotesk als die der Engländer sind, mag, statt daß wir einige Autoren herausgreifen, die folgende Probe eine Anschauung geben. Sie ist aus einem Roman von A. J. Mordtmann, betitelt: „Die Perlen der Adhermiducht, abge-

druckt in der „Deutschen Romanbibliothek" (1902), einer Zeitschrift, die, nach dem einen Jahrgange zu urteilen, Neigung für Geschichten mit gespenstischer Färbung hat. Einer der Helden erzählt die Episode, die wir in etwas gekürzter Form geben, und die für uns heißen möge:

Der Untergang des Carnatic.

Kapitän Clifford, unser Kapitän, war mit seiner Jugendgeliebten Fanny, der er mit leidenschaftlicher Liebe zugetan war, seit zwei Jahren verheiratet, als er, von ihr begleitet, auf seinem damaligen Schiffe, der englischen Bark „Carnatic", eine Reise von Rio de Janeiro nach Batavia antrat. Das Unglück wollte, daß das Schiff weit aus seinem eigentlichen Kurse nach Süden verschlagen wurde und dem Gürtel des antarktischen Treibeises näher kam als rätlich.

Bald war der Carnatic von Eisbergen und Eisfeldern umgeben, die seine Fahrt immer gefährlicher gestalteten. Anstatt sich aus dem Eise herauszuarbeiten, geriet er durch den andauernd ungünstigen Wind immer tiefer hinein; nach einer kalten und stürmischen Nacht war er zwischen Schollen von fast unabsehbarer Ausdehnung geraten, die sich zusammenpreßten und das Schiff hoben, so daß es, ohne im übrigen Schaden zu nehmen, festsaß; es war, da starker Frost eintrat, bald vollkommen eingefroren.

Ein Bleiben auf dem Schiffe würde nur das Verderben der ganzen Mannschaft im Gefolge gehabt haben; der vom Kapitän zusammenberufene Schiffsrat entschied sich einstimmig für das Verlassen der Bark.

Die beiden Boote wurden mit großer Anstrengung in offenes Wasser gebracht und mit Kompaß, Wasser und Mundvorräten versehen. Dann brach man auf. Das Boot, welches zuerst abfahren sollte, wurde unter den Befehl des Steuermanns gestellt; in ihm sollte die Frau des Kapitäns Aufnahme finden, weil es größer war und mehr Bequemlichkeiten bot als das andere, das der Kapitän in Person führen wollte.

Als die Mannschaft des ersten Bootes fort war, schickte Kapitän Clifford die des zweiten nach und beeilte sich, nachdem er das Schiffsjournal an sich genommen und noch einmal im Raume

nachgesehen hatte, ihnen zu folgen, weil von Süden her eine unheimliche weiße Wand heranrückte, einer jener Nebel, die in Polargegenden oft einfallen und so außerordentlich dicht sind, daß man tatsächlich auf drei Schritt Entfernung nichts mehr unterscheiden kann. Als der Kapitän sich über den Bug des Carnatic hinabließ, war es höchste Zeit, denn schon umhüllte ihn der Nebel; er war froh, als er in der undurchdringlichen, lichtlosen Luft sein Boot erreichte und die fünf Mann, die außer ihm die Besatzung ausmachten, beisammen fand. Das andere Boot war schon fort, aber niemand hatte es abfahren sehen.

Man steuerte in dem dichten Nebel nordwärts, immer nach dem größeren Boot auslugend, aber man bekam es nicht wieder zu Gesicht. Den ganzen Tag und die ganze Nacht setzte man die düstere Fahrt fort. Als der Morgen graute, sprang ein heftiger Südost auf, der das Gute hatte, daß er den Nebel vertrieb. Gegen Mittag flaute der Wind ab; bald darauf schimmerte durch die einförmig graue Masse der erste Fetzen blauen Himmels, er dehnte sich immer weiter aus, und nach einer halben Stunde lagen heller Sonnenschein und heitere Himmelsbläue auf den unruhig wogenden und mit leichten Schaumspitzen gekrönten Meeresfluten.

Vom Eise war weit und breit nichts mehr zu sehen, dagegen wurde ein anderer, erfreulicherer Anblick der Bootsmannschaft zu teil: in einer Entfernung von etwa zwei Seemeilen lag eine Brigg unter kleingemachten Segeln bei; sie mußten dort an Bord guten Ausguck halten, denn kaum war das Schiff in Sicht gekommen, als dieses auch schon Manöver einleitete, um sich ihnen zu nähern.

Kapitän Clifford schloß daraus, daß die Brigg das erste größere Boot schon aufgenommen haben müsse und, von diesem benachrichtigt, nach dem zweiten ausgeschaut habe. Das erwies sich als richtig, denn der erste, der Clifford, als er hinaufgeklettert war, auf dem Verdeck entgegentrat, war sein Steuermann.

Aber trotzdem erstarrte dem Kapitän beim Anblick seines Untergebenen das Blut in den Adern, und das Antlitz des Steuermanns war totenbleich, als er mit heiserer Stimme fragte:

„Wo ist denn Ihre Frau, Kapitän? Haben Sie sie nicht bei sich?"

„Ich! Meine Frau? Sie war doch in Ihrem Boot!"

„Allmächtiger Gott — nein!" Die übrigen Matrosen drängten sich mit verworrenen Rufen um Steuermann und Kapitän. Denn die wunderliebliche Frau Fanny Clifford war für sie alle wie ein höheres Wesen gewesen. Man hatte sie das Glück des Carnatic genannt.

Aus dem in abgebrochenen Sätzen gestammelten Bericht des Steuermanns kam rasch die niederschmetternde Wahrheit zu Tage: die Frau des Kapitäns, der allgemeine Liebling, war an Bord des im Eise eingeschlossenen Schiffes zurückgeblieben, allein, hilflos, einem sicheren Tode preisgegeben.

Der Zusammenhang, so unerklärlich er anfangs schien, war doch im Grunde sehr klar und einfach.

Frau Clifford war mit der Mannschaft des ersten Bootes bis an den Rand des Eises gegangen, wie sie aber abfahren wollten, bemerkte sie den heraufziehenden Nebel, und der erfahrenen Frau des Seemanns war alsbald klar, daß eine Trennung der Boote nicht nur möglich, sondern vollkommen gewiß sei. „Ich bleibe bei meinem Manne!" rief sie entschlossen und sprang wieder auf das Eis zurück. Allen erschien das so natürlich, daß niemand daran dachte, sie zurückzuhalten.

Die Mannschaft des zweiten Bootes war noch nicht eingetroffen; die Frau winkte dem Steuermann zum Abschied zu und rief: „Ich gehe ihnen entgegen! Fahrt ab!" Das Boot stieß denn auch ab und war nach wenigen Sekunden bereits so von Nebel eingehüllt, daß sie das Eis und alles darauf Befindliche aus dem Gesicht verloren.

Das war das Letzte, was man von ihr gesehen hatte. Sie mußte in dem dichten Nebel ihren Weg verfehlt haben und in einiger Entfernung von dem Kapitän und seiner Mannschaft vorbeigekommen sein, ohne sie zu bemerken oder von ihnen bemerkt zu werden.

Den Seelenzustand des unglücklichen Kapitäns kann man sich vorstellen; er war wie wahnsinnig und wollte über Bord springen und den tollen Versuch machen, das Eis schwimmend zu erreichen; nur mit Anwendung von Gewalt gelang es, ihn zurückzuhalten. Der Kapitän der Brigg war von diesem furchtbaren Verhängnis so ergriffen, daß er mehr tat, als er eigentlich seinen Reedern gegenüber verantworten konnte. Er wich von

seinem Kurs ab und steuerte südwärts, bis man das Treibeis erreichte; hier kreuzte er zwei Tage, aber ohne Erfolg; der Carnatic wurde nicht gesehen, und der Brigg war es ohne große Gefahr unmöglich, bis zum festen Eise vorzudringen; sie mußte unverrichteter Sache ihren alten Kurs wieder aufnehmen.

Die Verzweiflung Cliffords hatte einem stumpfen Dahinbrüten Platz gemacht. Erst als man sich Kapstadt näherte, trat in diesem Zustande eine Änderung ein; er wurde wieder etwas redseliger, seine umdüsterte Miene nahm einen ruhigen, sinnenden, man möchte sagen fernschauenden Ausdruck an; er hatte das Wesen eines Mannes, der sich zu einem unabänderlichen Entschlusse durchgerungen hat.

In Kapstadt rüstete Clifford einen kleinen Schoner aus, mit dem er auf eigene Faust eine Aufsuchungsreise nach den antarktischen Gewässern unternahm; seine Frau, davon war er unerschütterlich überzeugt, lebte noch. Seine gesamte Mannschaft blieb ihm treu und begleitete ihn. Die Reise war erfolglos, obgleich sie allen Gefahren trotzten, um die mit schwimmendem Eise bedeckten Gewässer nach allen Richtungen zu durchforschen. Man kehrte erst um, als die Proviantvorräte vollständig aufgezehrt waren.

Noch einmal wiederholte Clifford diesen Versuch — abermals vergebens. Dann waren seine Mittel erschöpft, und er mußte das in den Augen jedes Verständigen aussichtslose Unternehmen aufgeben.

Wenn ich sage: jedes Verständigen, so sind darunter die Mannschaften Cliffords nicht mit einbegriffen. Er selbst ist ja unzurechnungsfähig und hat dafür eine vollwichtige Entschuldigung, aber es ist merkwürdig, seine fixe Idee hat auf eine so nüchterne und erfahrene Schar von Leuten wie seine ehemaligen Offiziere und Mannschaften ansteckend gewirkt. Denn, um das hier zu erwähnen, die Leute, die jetzt auf meinem Schiff, der „Lady Godiva", dienen, sind noch immer dieselben, die auf dem Carnatic gewesen sind, und sie alle teilen den unverbrüchlichen Glauben ihres Kapitäns, daß sie eines Tages doch noch den Carnatic und Frau Fanny Clifford wiederfinden werden. Darum nehmen sie nur Dienst auf Schiffen, deren Dienst sie nach den südlichen Teilen des Atlantischen und des Indischen Ozeans führt. Sogar der Steuermann ist geblieben; er hätte längst selbst Kapitän sein können,

aber er verläßt seinen alten Vorgesetzten nicht und macht dessen Torheiten mit.

Der Steuermann hat mir diese ganze Geschichte erzählt, und sein fester Glaube an die Illusionen des Kapitäns rührt wohl daher, daß er ein Norweger und, wie viele seiner Landsleute, eine mystisch veranlagte Natur ist. Ole Johannesen hat einen ganzen Abend auf seiner Wache mit mir darüber gesprochen und meinen ursprünglichen Skeptizismus stark erschüttert.

Der Carnatic war, als er verlassen wurde, noch vollkommen dicht und seetüchtig. Man konnte daher, wenn er in offenem Wasser trieb, darauf rechnen, daß er trotz seines Mangels an jeglicher Besatzung nicht gleich verunglücken würde. Er war allerdings im Eise eingefroren und daher mancherlei Gefahren ausgesetzt, aber die sind nicht so schlimm, wie man glauben könnte. Das Eisfeld, auf das er gehoben war, hatte eine große Ausdehnung, so daß ein Zusammenstoß mit Eisbergen eine sehr fernliegende Eventualität war. Vielmehr mußte diese eisige Umklammerung eher als eine Art Schutzwall dienen. Da er nun bei den verschiedenen Expeditionen nicht aufgefunden worden ist, so ist die Annahme gerechtfertigt, daß er mit seinem treibenden Eisfelde noch weiter südwärts in den Gürtel des festen Eises geraten und dort vollkommen eingefroren ist. Die letzten Winter sind ungewöhnlich streng, die Sommer kalt und unfreundlich gewesen; ein milderer Winter und ein früherer Sommer werden das feste Eis wegschmelzen und den Carnatic befreien; er wird ins Wasser sinken und von den vorherrschenden Strömungen nordwärts getrieben werden.

Gegen diese Ausführungen Johannesens hatte ich nicht viel einzuwenden. Ein Bedenken jedoch konnte ich nicht unterdrücken. Ich fragte ihn:

„Nach Ihren Mitteilungen ist der traurige Vorfall vor ungefähr drei Jahren passiert, nicht wahr?"

„Genau drei Jahre und fünf Monate."

„Wie wird, angenommen, daß alles so verlief, wie Sie sich vorstellen, Frau Clifford sich während dieser langen Zeit ernähren?"

Da kam ich aber schön an! Johannesen lachte gerade hinaus: „Wir hatten für unsere gesamte Mannschaft für ein Jahr Pro-

viant an Bord; davon war höchstens ein Viertel verbraucht, mit dem Reste könnte ein starker Esser über zehn Jahre leben."

Ich schwieg. Wie ich schon vorhin bemerkte, die Zuversicht dieser wackeren Leute hat mich mit angesteckt. So unterdrückte ich meine Besorgnis, Fanny Clifford könnte der Kälte erlegen sein oder in einem Anfall leicht begreiflicher Verzweiflung Hand an sich selbst gelegt haben. Die Antwort würde lauten: ‚Das könnte sein, aber es müßte nicht sein.'

Übermorgen fahren wir von hier weiter. Ich bin von derselben unvernünftigen und fieberhaften Spannung ergriffen wie meine Schiffsgenossen; es sollte mich nicht wundern, wenn eines schönen Morgens der Carnatic vor uns auftauchte, eine weiße Gestalt an der Brüstung stehend, die uns zuwinkte! . . .

*

Das Abenteuer des Kapitän Clifford hat ein so hochdramatisches Ende genommen, daß ich noch jetzt nicht ohne die tiefste Erschütterung daran denken kann. Bis in meine Träume hinein verfolgt mich das Erlebnis, und ich fahre in Schweiß gebadet und an allen Gliedern zitternd auf, wenn ich noch einmal sehe und höre, was ich dort sehen und hören mußte. —

Die Eisverhältnisse waren dies Jahr besonders günstig, und man durfte darauf rechnen, daß wir dem Pol näher kommen würden, als sonst möglich war.

Unter diesen Umständen wuchs die Spannung an Bord unserer Lady Godiva mit jeder Stunde, und als eines Mittags der Kapitän ankündigte, wir hätten heute den Breitengrad erreicht, unter dem damals der Carnatic eingefroren war, da ging es durch uns alle wie ein Erschauern.

Noch segelten wir südwärts und diesen Kurs änderten wir erst am nächsten Tage, als wir an das feste Packeis kamen; dann wurde der Bug des Schiffes nach Osten gerichtet, und wir blieben, soweit es ohne Gefahr geschehen konnte, dicht an der Grenze des Eises. Nachts wurden die Segel beschlagen, und wir legten bei, damit wir nicht etwa in der Dunkelheit am Carnatic vorbeifuhren.

So waren wir drei Tage gesegelt und hatten dabei auch

den Längengrad erreicht, unter dem der eingefrorene Carnatic lag. Wir fuhren unmittelbar über den Fleck hinweg, wo er gelegen haben mußte, und obgleich die Sonne bei heiterer Luft hell schien und weit und breit keine Spur von einem Schiff zu sehen war, hatten wir doch alle ein Gefühl, wie man es haben mag, wenn man die Nähe eines Geistes ahnt. Wir warfen das Blei und hatten mit hundertzwanzig Faden Grund; der Talg am unteren Ende des Bleies brachte Kies und Sand herauf; hier lag kein versunkenes Schiff.

Am nächsten Morgen winkte mir der Steuermann Ole Johannesen zu, um mir heimlich etwas mitzuteilen. Sein Gesicht war aschfahl. „Ich will's dem Alten nicht sagen," flüsterte er mir zu, indem er auf den Kapitän zeigte, der mit einem Fernrohr den ganzen Horizont absuchte. „Aber Sie sollen es wissen, weil Sie von uns allen der ungläubigste sind. Merken Sie auf meine Worte, und denken Sie daran, wenn Sie wieder zweifeln wollen: heute nachmittag werden wir den Carnatic sichten."

Ich starrte den Mann mehr erschrocken als ungläubig an.

„Ja, Sie werden es erleben," fuhr Johannesen fort. „Ich bin heute nacht aufgewacht, und da habe ich es gesehen. Der Carnatic schwimmt noch, und in wenigen Stunden werden seine Masten am Horizont auftauchen — dort im Nordosten — und dann . . ."

„Sie haben geträumt, Mensch," sagte ich. „Das ist der Alp — da bildet man sich ein, daß man wacht, und in Wirklichkeit schläft man . . ."

„Na ja, wie Sie meinen," erwiderte Johannesen gleichmütig. „Wir werden ja sehen. Passen Sie nur auf, wie's kommt. Ich habe deutlich den Namen Carnatic am Bug gesehen — so nahe war ich heran."

„Und die Frau des Kapitäns?"

„Davon weiß ich nichts. Das Gesicht erlosch mit dem Augenblick, da wir das Boot aussetzten. Aber aus dem Nebel ist dann noch ein anderes Bild aufgestiegen . . ." Er neigte sich zu mir und flüsterte mir etwas ins Ohr, was mich bis an die Lippen erbleichen machte.

Das Mittagessen ging sehr schweigsam vorüber; Clifford war von einer Unruhe erfaßt, als habe er ebenso wie Johannesen

eine Ahnung, daß die Erfüllung seiner Wünsche unmittelbar bevorstehe. Kaum hatte er einige Löffel Hühnersuppe gegessen, als er aufstand und wieder auf das Verdeck eilte. Johannesen sah ihm gedankenvoll nach und nickte. „Wir haben noch eine Stunde Zeit," sagte er. „Lassen Sie uns essen; wer weiß, ob wir nachher noch Appetit haben!"

Trotzdem beeilten auch wir uns nach Möglichkeit und folgten dann dem Kapitän nach oben. Merkwürdig! Die gesamte Mannschaft war von demselben Fieber verzehrender Ungeduld ergriffen und stand vollzählig an Deck, vom Bug und über das Bollwerk hinweg nach Nordosten blickend.

Vier Glasen zum Zeichen der abgelaufenen vollen Stunde schlug der Mann am Steuer an: es war ein Uhr nachmittags. Das Fieber meiner Erwartung war auf einen unerträglichen Grad gestiegen. Noch eine Viertelstunde verging, da ertönte vom Mastkorb herunter der Ruf:

„Ship ahoy!"

Ein Schiff in diesen Breiten! Es konnte kein andres sein!

Johannesen stand bei mir — stumm sahen wir beide uns an — jedem war der letzte Blutstropfen aus dem Gesichte gewichen.

„Wo?" rief der Kapitän hinauf.

Der Mann wies mit der Hand nach links und vorn, Clifford sprang ans Steuer und drehte selbst das Rad, bis der Bug des Schiffes gerade nach dem Himmelsstriche wies, wo unser Ausguck das Schiff gesichtet hatte.

„So — stetig!" unterwies Clifford den Mann am Steuer. „Nord-Nord-West — 2 West . . ."

„Ay, ay," erwiderte der Matrose.

Der Kapitän nahm nun sein Fernrohr und stieg selbst in den Mastkorb hinauf.

Fünf Minuten sah er unausgesetzt nach der Gegend, wo das fremde Schiff sichtbar war; dann schob er das Fernrohr zusammen und kam langsam herunter.

„Es ist ein Dreimaster," sagte er. „Und es ist — ich kenne ihn — es ist der Carnatic."

Und nun zuckte es plötzlich in seinem starren Gesicht, und die Tränen stürzten ihm aus den Augen; er nahm seine Mütze ab und hielt sie, wie betend, in den gefalteten Händen vor das Gesicht.

Von den Matrosen wischten sich einige mit dem Ärmel über die Augen, andere starrten unverwandt ins Weite — die Masten knarrten, der Wind pfiff im Tauwerk — sonst war es an Bord der Lady Godiva still wie in einer Kirche.

Das Kielwasser schäumte und gurgelte hinter unserm Heck in schnurgerader Linie, nach einer Viertelstunde konnte man die drei Mastspitzen mit bloßem Auge erkennen — noch eine Viertelstunde weiter, und wir sahen, daß der Fremde segel- und steuerlos in der Dünung schlingerte.

Das Boot wurde hergerichtet, um gleich zu Wasser gelassen zu werden, sobald wir dem verlassenen Schiffe so nahe gekommen sein würden, daß eine weitere Annäherung gefährlich wurde.

Es war fast keine Überraschung mehr für uns, als wir nach Verlauf von anderthalb Stunden den vom Wetter hart mitgenommenen Rumpf so weit unterscheiden konnten, daß sein Zustand das jahrelange Verlassensein des Dreimasters zur Gewißheit machte. Nun drehte sich der Rumpf schwerfällig ein wenig, und der letzte Zweifel schwand: dort stand es in verblichenen goldenen Buchstaben:

Carnatic.

Ein Bild trostloser Öde und Melancholie war das unglückliche Schiff, dessen Planken von Farbe entblößt waren, dessen Segelbruchstücke in kurze Fetzen zerrissen an den Rahen hingen, dessen Taue und Wanten jene Lockerung aufwiesen, die dem Auge des sorgsamen Seemanns ein so widriger Anblick ist. Wir waren so nahe, daß wir das Knarren der Masten und das Knirschen der rostigen Ruderketten hören konnten.

Das Boot wurde bemannt, Kapitän Clifford, Ole Johannesen, ich und sechs Matrosen stiegen ein, und wir ruderten nach dem Schiffe hin. Während der ganzen Fahrt wurde kein Wort gesprochen.

Für einen Nichtseemann wäre es schwierig gewesen, auf das Verdeck des ziemlich hoch aus dem Wasser aufragenden Schiffes zu gelangen, da keine Treppe und kein Tau hinaushing; Johannesen aber und der Kapitän kletterten ohne große Mühe hinan, und der erstere half mir hinauf; als ich fröstelnd und aufgeregt vom Bollwerk auf das Deck sprang, war der Kapitän schon die Kajütentreppe hinuntergeeilt; wir folgten langsamer. Zwei der Ma-

trosen, die ebenfalls an Bord geklettert waren, begaben sich in den Raum und in das vorn gelegene Mannschaftslogis, um auch diese Örtlichkeiten zu durchsuchen.

In der Kajüte fanden wir nichts, auch im Schlafzimmer des Kapitäns nichts; das Suchen der Matrosen blieb ebenfalls erfolglos; stundenlang setzten wir unsere Nachforschungen fort, und wir würden jetzt das Schiff wieder verlassen haben, wenn uns nicht ein eigentümlicher und unheimlicher Umstand zurückgehalten hätte.

Die Luft in der Kajüte und im Mannschaftslogis war dick und muffig, wurde aber, da wir alle Türen und Luken öffneten, bald besser. Und nun merkten wir, daß ein beängstigendes Gefühl, das wir in der Kajüte nicht los werden konnten, nicht, wie wir anfänglich geglaubt hatten, der schlechten Beschaffenheit der Luft, sondern etwas anderm zuzuschreiben war. Während uns auf dem Verdeck und in allen übrigen Räumlichkeiten des Schiffes nichts auffiel, hatten wir in der Kajüte ein beklemmendes Gefühl, vor dem sich mir die Haare sträubten.

„Wie ist Ihnen hier?" fragte mich Johanneſen, und ich las in seinen Augen, welche Antwort er erwartete.

„Wie Ihnen, Maat," erwiderte ich. „Ich sehe niemand, aber . . ."

„Es ist außer uns noch jemand da," vollendete Johanneſen den Satz.

Das war es, und wir merkten Clifford an, daß es ihm ebenso gehe wie uns. Darum ließen wir mit Suchen nicht nach und suchten an den unmöglichsten Stellen, auch an solchen, wo wir schon gesucht hatten, immer wieder. Die Sonne stand schon tief am Horizont, als wir endlich, voll müder Traurigkeit, unsre Bemühungen aufgaben. Der Kapitän bedeutete uns, daß er noch einmal in die Kajüte gehen wolle, um nachzusehen, was von dort zu bergen der Mühe wert sei. Wir wußten aber, daß dies nur ein Vorwand sei, und Clifford noch einmal allein und ungestört an dem Orte sein wollte, wo er so lange mit seinem Weibe glücklich gewesen war; wir achteten dies Gefühl und blieben oben an der Treppe stehen.

Zwei Minuten mochten verstrichen sein, da hörten wir einen lauten Schrei und stürzten hinunter. Indem wir in die Kajüte

eintraten, sahen wir deutlich, wie die Tür zu einer der Seitenkabinen zugeschoben wurde.

Ein einfacher und doch grauenhafter Umstand! Denn außer uns und dem Kapitän war kein irdisches Wesen im Zimmer.

Doch etwas andres nahm unsre Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch. Der Kapitän saß starr und regungslos auf dem Sofa. Er war tot. In der Hand hielt er einen Fetzen bunten Wollenzeuges, seine offenen Augen trugen den Ausdruck des Entzückens, sein Antlitz war wie zu einem freudigen Lächeln verzogen.

Johannesen und ich drückten uns wortlos die Hand.

Das war es, was wir gefürchtet hatten, seit wir Johannesens Vision kannten. Er hatte nämlich geschaut, wie man die Leiche des Kapitäns nach Seemannsart in das Meer versenkte. Doch waren damit die grauenhaften Umstände noch nicht erschöpft.

Der Schrei, den wir oben gehört hatten, war ein weiblicher gewesen. Und in der Kabine, deren Tür vor unsern Augen zugeschoben worden war, fanden wir, als wir endlich den Mut faßten, einzutreten, eine zur Mumie eingetrocknete weibliche Leiche, die von Johannesen und den Matrosen als Frau Fanny Clifford erkannt wurde. Sie trug ein buntes wollenes Kleid, dem am Ärmel das abgerissene Stück fehlte, das wir in Cliffords Hand gefunden hatten.

Noch eins darf ich nicht unerwähnt lassen; jene Kabine war von uns wie jeder andere Raum des Schiffes vorher genau durchsucht worden, ohne daß wir darin eine Spur von Frau Clifford gefunden hätten.

Wir hatten nur den einen Gedanken, von dem unheimlichen Schiffe so rasch wie möglich fortzukommen. Wir ruderten nach der Lady Godiva zurück, und erst nach geraumer Zeit hatten wir uns so weit überwunden, daß wir noch einmal an Bord des Carnatic zurückkehrten, um den Verstorbenen ein christliches Begräbnis zu teil werden zu lassen.

Wir holten die Leiche des Kapitäns zu uns an Bord und bahrten sie in der Nacht in der Kajüte auf, nachdem wir sie in Segeltuch eingenäht und eine eiserne Kugel an ihren Füßen befestigt hatten.

Meine Anregung, auch die verstorbene Frau des Kapitäns in gleicher Weise für das Begräbnis vorzubereiten, war auf den

hartnäckigen Widerstand der Seeleute gestoßen. Keiner wollte, um die Leiche zu holen, an Bord des verfluchten Schiffes zurückkehren. Alle meine Vorstellungen und Bitten waren vergebens; ich nahm mir vor, diese am nächsten Morgen zu wiederholen, aber was in der Nacht geschah, war derartig, daß ich selbst um alle Schätze der Welt nicht auf den Carnatic zurückgekehrt wäre.

Ich war nämlich, wie wir alle, lange wach geblieben; da, kurz vor dem Schlafengehen, wurde ich noch einmal von Johannesen auf das Deck hinaufgerufen, um etwas zu sehen, was die gesamte, auf dem Hinterdeck stehende Mannschaft mit Staunen und Grausen erfüllte. Der Carnatic trug die vorgeschriebenen Lichter, grün an Steuerbord und rot an Backbord, und die Kajütenfenster waren hell erleuchtet. — Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan.

Und doch sollte auch mit diesem nächtlichen Spuk noch nicht die letzte Scene der furchtbaren Tragödie gekommen sein. Als wir die Leiche des Kapitäns über die Regeling in ihr nasses Grab hinabgleiten ließen, erhob sich, unser stilles Gebet unterbrechend, plötzlich ein gemeinsamer Ruf aus allen Kehlen. Der Carnatic, der nur wenige Kabellängen von uns entfernt dahintrieb, krängte ohne ersichtliche Ursache stärker als bisher erst nach Backbord und darauf nach Steuerbord über und schoß dann jählings, mit dem Buge voran, in die Tiefe. Die Wellen liefen in wirbelnden Strudeln über der Stelle seines Untergangs zusammen, der Schaum spritzte in die Luft, die Lady Godiva schwankte in den von dort herüberkommenden Wogenreihen, die ihren Weg weiter nach Süden fortsetzten, und dann war alles vorbei.

Wir hatten gestern den Carnatic genau untersucht und wußten gewiß, daß er nur sehr wenig Wasser im Rumpf und nirgends einen Leck hatte.

Der Untergang des gespenstischen Schiffes war ebenso unerklärlich wie alles andere, was mit ihm zusammenhing. — —

Die Gespenster in der Novelle.

Auch die Wahngebilde des Menschengeschlechts haben eine Geschichte, sie formen sich um und entwickeln sich wie die Persönlichkeit der Völker, denen sie wichtig sind.

Gustav Freytag,
Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Die Gespensternovelle ist das, was man gewöhnlich unter „Gespenstergeschichte" versteht; von ihnen gibt es eine unzählige Menge in unübersehbarer Mannigfaltigkeit. Trotzdem sind sie im einzelnen nicht eben leicht zu finden.

Sammlungen freilich lassen sich leicht erkennen: Paul Heyse, In der Geisterstunde; Gerstäcker, Unheimliche Geschichten; Gorki, Vom Teufel; Eschstruth, Spuk — da sagt der Untertitel schon genug. Aber wenn Paul Ernst seine Sammlung „Sechs Geschichten" nennt, so kann kein Mensch daraus erkennen, wieviel Unheimliches in dem Buch enthalten ist; und wenn Karl Strecker eine Sammlung „Totentanz" nennt, so ist man andrerseits verwundert, daß sie nichts Derartiges enthält.

Bei einzelnen Geschichten geht es ähnlich; nur noch schwieriger, weil die Untertitel meist fehlen. Maupassant „Die Totenhand" läßt sich allenfalls prima vista klassifizieren, aber aus seinen Titeln „Der Horla" und „Wer weiß" läßt sich nicht schließen, daß sie hierher gehören, ebensowenig aus Gogols oder Turgenjews Novellentiteln,

oder wenn Kipling eine Geschichte starker Gespensterstimmung einfach „Imrays Rückkehr" nennt. Außerdem ist man vielen Täuschungen ausgesetzt: Dostojewskis „Memoiren aus einem Totenhaus" haben zum Beispiel mit Gespenstern nichts zu tun; eine Novelle von Grosse, benannt „Die Rache nach dem Tode", ebenfalls nicht. Wem soll man es ferner verdenken, daß er eine Novelle von Fritz Lemmermayer „Das öde Haus" irrtümlich für eine Gespenstergeschichte hält, besonders wenn er vorher eine Novelle Zolas mit dem gleichen Titel gelesen hat, die eine war? Schließlich wird man gegen Titel in dieser Hinsicht recht mißtrauisch; wenn Stockton eine Geschichte „The transferred ghost" nennt, Otto von Leitgeb eine seiner Novellen direkt „Das Gespenst": man schließt und glaubt nichts, bis man selbst gelesen hat.

Dazu kommen dann noch die absichtlichen Täuschungen. So läßt Felix Hübel seine Erzählung „In einer Winternacht" als dritten Teil seiner „Gespenstergeschichten" erscheinen, und das Gespenstische ist weiter nichts als die lange Gestalt und Mantel des spät durch das Städtchen wandernden Fremdlings. Oder Gertrud Hernstein betitelt eine Novelle in Kürschners Bücherschatz: Der Gespensterhund. Gertrud scheint ein streitbares Fräulein zu sein; in der faksimilierten Einführung, wie sie im Bücherschatz Mode sind, schlägt sie zunächst den Mitmenschen, die das Unglück haben, an Büchners Kraft und Stoff zu glauben, vor den Kopf, indem sie sie flachhirnige Durchschnittsdenker nennt, um dann mit Emphase zu verkünden, daß der Gespensterhund ihrer Novelle nicht etwa ein Produkt ihrer Einbildungskraft sei, sondern wirklich die Bewohner eines Landhauses in der Mark jahrelang „scheuchte". Natürlich denkt man, dieser Gespensterhund, das ist doch noch einmal ein Hund, ein Überhund sozusagen — parturiunt montes; was kommt heraus? Eine ganz triviale Liebesgeschichte, wo die Heldin dem ihr auf Seite 9 bestimmten Bräutigam auf Seite 63 (mit Bild) in

die Arme fällt, aus Angst vor — diesmal nicht einem wild gewordenen Ochsen, einem Gewitter, einem Betrunkenen, sondern vor dem Gespensterhund. O Gertrud, und darum mußtest du die Mitwelt flachhirnig nennen? Aber im Ernst, solche Geschichten, wie die beiden letztgenannten, muß man erst einmal gelesen haben, muß sie zu Dutzenden wieder und wieder finden, um zu würdigen, welches Kunstwerk eine gut erzählte Gespenstergeschichte ist.

Auf der andern Seite finden sich Gespenstergeschichten, und gerade recht stimmungsvolle, so versteckt in größeren Werken oder hinter unscheinbaren Titeln, daß man sie nur zufällig findet. Zu dem „Hellseher" von Jonas Lie greift man ja, wenn man nach solchen Stoffen sucht, aber wer kann vermuten, daß zum Beispiel in Dickens' Pickwickiern sich Gespenstisches birgt?

Der Verfasser dieses Buches hatte nun ursprünglich die Absicht, eine Liste dieser Geschichten hier abzudrucken; in seinen Kollektaneen hat er eine angelegt, fein säuberlich nach Gesichtspunkten geordnet, nach Nationalitäten, nach Literaturperioden und Schulen, nach Tendenz und Haltung, und es ist ein niedlicher Stoß davon zusammengekommen. Was ihn im letzten Grunde von der Veröffentlichung zurückhielt, war die Zufälligkeit der Sammlung. Es bot sich nirgends die Garantie, sie auch nur bis zu einem gewissen Grade vollzählig zu haben. Er konnte mit helfenden Freunden herumsuchen in den entferntesten Winkeln der Literatur, und in greifbarster Nähe, etwa in Kleists oder Körners Novellen, entgingen ihm die oder jene zur Verwunderung der Leser. Dazu kam die denkbarste Ungleichheit im Wert der einzelnen Stücke. Wie manchen glücklichen und originellen Fund hat er zum Beispiel in Zeitungen und Zeitschriften gemacht. Da fand er in einer Tageszeitung eine von Karl Busse, in der „Jugend" eine Geschichte von O'Monroy (eine tote Mutter holt den Priester mit Sterbesakramenten für ihren Sohn, der noch keine Gefahr ahnt), in den Grenzboten

eine von Grunow, die (höchst seltener Weise) in der Eisenbahn spielt, aber auf der andern Seite, welche unendliche Menge trivialen, kunst- und geschmacklosen Zeugs, besonders in den Feuilletons der Tagesblätter. Sollte er das nun alles aufbewahren, klassifiziert und registriert, ein κτῆμα ἐς ἀεί, solange die kleine Ewigkeit dieses Buches reicht? Er hat es lieber gelassen, hat gar keine Liste gegeben, aber sich selbst beruhigt und den Leser, so hofft er, entschädigt dadurch, daß er überall, wo es zitieren galt, nach Möglichkeit verschiedene Geschichten anführte und nun meist solche, die nach irgend einer Richtung hin eine Aufmerksamkeit verdienten, daß er überdies ein genaues Register gab, welches nicht nur in diesem Buche zurechtweisen soll, sondern auch Fingerzeig und Anregung geben für den, der selbständig weiter forscht.

* * *

Bei der großen Zahl und Beliebtheit der Gespensternovellen scheint es wunderbar, daß so viele von ihnen noch nicht geschrieben sind, will sagen, daß so viele Stoffe eine endgültige oder klassische oder überhaupt nur literarische Fassung noch nicht gefunden haben. Damit ist weniger die mündliche Überlieferung und die Lokalchronik von spukenden Geistern gemeint, denn dieser Art Geschichten sehen einander meist recht langweilig ähnlich, als die Berichte in den gelehrten Sammelwerken und Zeitschriften. Von denen sind manche so eigenartig und so gruppiert, daß man sie nur auszuführen braucht, um eine Novelle daraus zu machen.

Der Berner Professor Maximilian Perty gibt in seinem grundlegenden Werke „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" eine weit umfassende Zusammenstellung aller möglichen Spukberichte. Wir stellen einige davon, zur Erläuterung des Gesagten, hierher:

Pastor Lindner in Königsberg, in einer Mondnacht erwachend, sieht an seinem Pulte vor seiner aufgeschlagenen Bibel einen Pastor in Amtskleidung stehen und in der Bibel blättern. Er trug ein Kind auf dem Arme, ein größeres stand ihm zur Seite. Endlich rief Lindner aus: Alle guten Geister loben Gott den Herrn! worauf jene Gestalt auf ihn zuging und ihm dreimal die Hand bot, welche aber Lindner nicht annahm, worauf sie verschwand, wobei sich der andere ihre Gesichtszüge tief eingeprägt hatte. Er war sehr erstaunt, später unter den Bildern im Chor der Kirche eins zu finden, welches seinem Pastor vollkommen glich, derselbe war ein Amtsvorfahr vor 40 bis 50 Jahren. Ein achtzigjähriger Greis schilderte ihn als geschickten Prediger, der jedoch in dem Rufe stand, mit seiner Magd uneheliche Kinder erzeugt zu haben, von deren Schicksal man nichts erfuhr. Als nach einiger Zeit in Lindners Stube der Ofen abgebrochen wurde, entdeckten die Arbeiter in einer Vertiefung Kindergebeine, was sie dem Herrn erschrocken mitteilten, der dieselben wegräumen ließ.

Dieser Bericht steht als Dokument in Kerners „Seherin von Prevorst". Aus einem Buche des Engländers Crowe führt Perty folgendes an:

Einige Kadetten waren von Madras aufgebrochen, um zu ihren Regimentern zu stoßen; Major R. führte sie. Sie machten einen Teil des Weges zu Schiffe, und ihr Offizier schlug ihnen eine Jagdpartie vor; sie wollten mit dem Boote abends an einem bestimmten Punkte wieder zusammentreffen. Major R., welcher hinkte, trug schwere Stulpenstiefel. Beim Springen über einen Graben sprang der Major zu kurz, in sein Gewehr kam nasser Sand und er setzte sich, um es zu reinigen, die Kadetten auffordernd, voranzugehen. Er kam ihnen aber nicht nach, der Tag neigte sich, und sie waren seinetwegen in Sorge, als sie, bereits dem Sammelplatze zugehend, ihn zu ihrer Freude plötzlich vor sich her nach der Barke schreiten sahen. Er war ohne Hut und Gewehr und hinkte hastig in seinen Stiefeln vorwärts. Sie riefen ihm zu, und da er nicht darauf achtete, so begannen sie zu laufen, kamen ihm näher, sahen ihn noch über die Planke ins Boot schreiten und fanden ihn doch im selben nicht, wie auch die Fährleute nichts von ihm gesehen hatten. Sie gingen hierauf mit einigen Hindus

nach der Stelle zurück, wo sie ihn verlassen hatten, fanden seine Fußspuren, Hut und Gewehr, und entdeckten endlich seine Leiche in einer tiefen Versenkgrube für wilde Tiere.

Schließlich noch eine dritte Geschichte nach Owen, Footfalls on the boundary of another world. (Schritte an der Grenze einer andern Welt).

Der Schottländer Robert Bruce, damals etwa 30 Jahre alt, diente 1828 auf einem Handelsschiff als Unterschiffer, welches zwischen Liverpool und St. John in Neubraunschweig fuhr. Der Unterschiffer in seiner Kajüte, die an jene des Kapitäns stieß, mittags einst an der Küste von Neufundland in die Berechnung der Länge vertieft und mit dem Resultat nicht zufrieden, rief nach der Kajüte des Kapitäns, welchen er daselbst anwesend glaubte: Wie haben Sie es gefunden? Über die Achsel blickend, glaubte er den Kapitän in seiner Kajüte schreiben zu sehen und ging endlich, da keine Antwort folgte, hinüber, wo er, als der Schreibende den Kopf hob, ein völlig fremdes Gesicht erblickte, welches ihn starr betrachtete. Bruce stürzte auf das Verdeck und teilte dem Kapitän dies mit; als beide hinabgingen, war niemand zu sehen, aber auf der Tafel des Kapitäns stand mit einer ganz unbekannten Handschrift geschrieben: Steuert nach Nordwesten! Man verglich die Schriften aller, die auf dem Schiffe schreiben konnten, es paßte keine; man durchsuchte das ganze Schiff, es wurde kein Versteckter gefunden. Der Kapitän, der im schlimmsten Falle einige Stunden verlieren konnte, ließ das Schiff in der Tat nach NW steuern. Nach einigen Stunden begegnete man einem in einem Eisberg steckenden Wrack mit Menschen, es war ein verunglücktes, nach Quebec bestimmtes Schiff, Mannschaft und Reisende in größter Not. Als die Boote von Bruces Schiff die Verunglückten an Bord brachten, fuhr dieser beim Anblick von einem zurück, der an Gesicht und Anzug ganz dem glich, den er in der Kajüte schreiben gesehen. Der Kapitän ersuchte ihn, dieselben Worte: Steuert nach NW, auf die andere Seite der Tafel zu schreiben, und siehe, es war die gleiche Schrift. Der Kapitän berichtete, daß der Schreiber um Mittag in einen tiefen Schlaf verfallen und nach einer halben Stunde erwacht gesagt habe: Heute werden wir gerettet. Er hatte geträumt, er sei an Bord eines Schiffes,

welches zur Rettung heransegle, er beschrieb das Schiff, und als es wirklich in Sicht kam, erkannten es die Verunglückten aus seiner Beschreibung. Und der Schreiber erklärte noch, es komme ihm alles bekannt vor, was er auf dem Schiffe sehe, das sie gerettet; wie es zugegangen, wisse er nicht.

*

Die letzte Geschichte ist die eigenartigste und wird häufig zitiert, zum Beispiel in dem Buche von Flammarion, Uranie, das als eine interessante, populärwissenschaftliche Lektüre über occulte Dinge empfohlen werden kann. Ganghofer hat die Idee für eine Novelle entlehnt, aber nicht zum Vorteil verändert. Von Interesse ist es, daß die angeführten Proben nicht als Erfindung, sondern als Wahrheit gelten wollen.

* *
*

Überblickt man nun eine größere Anzahl von Gespenstergeschichten verschiedener Literaturen, so fällt einem eine gewisse Verschiedenheit auf, die weniger der Individualität der Erzähler als der Verschiedenheit der Rassen zu entspringen scheint. Der Unterschied ist besonders auffällig zwischen den Erzählungen des Orients und des Abendlandes. Man vergleiche einmal die Erzählungen aus Tausend und einer Nacht: vom Fischer und dem Geist, von Aladdins Wunderlampe und wie sie alle heißen, mit den Geistern, die in abendländischen Märchen ihr Wesen treiben. Wir nehmen zum Beispiel aus der Geschichte von den drei Kalendern (vierzehnte Nacht Anfang) den Bericht des zweiten Bettlers, wie die Prinzessin den Ifrit besiegt (Übertragung von Henning, Reclam):

Darauf nahm sie ein Messer, auf welchem hebräische Namen geschrieben standen, und beschrieb mit ihm mitten im Schloß einen Kreis; dann zeichnete sie Namen und Talismane in den Kreis

und sprach Zauberformeln und unverständliche Worte darüber. Nach einer Weile ward es um uns im Schlosse so dunkel, daß wir glaubten, die ganze Welt hätte sich verfinstert, und plötzlich fuhr zu unserm Entsetzen der Ifrît in der scheußlichsten Gestalt zu uns nieder, mit Händen wie Heugabeln, Füßen wie Schiffsmaste und Augen wie zwei feurige Lampen. Die Tochter des Königs rief ihm entgegen: „Sei nicht begrüßt und willkommen!" Darauf entgegnete ihr der Ifrît: „Du Verräterin, warum hast du den Eid gebrochen? Haben wir uns nicht geschworen, einer dem andern nicht in den Weg zu treten?" Sie erwiderte: „Verruchter, wann habe ich dir geschworen?" Da gab ihr der Ifrît zur Antwort: „Nimm, was dir zukommt!" und verwandelte sich in einen Löwen, der mit gesperrtem Rachen auf das Mädchen losstürzte. Sie nahm jedoch schnell eins ihrer Haare und bewegte murmelnd die Lippen; da verwandelte sich das Haar in ein Schwert, mit dem sie den Löwen spaltete. Der Kopf des Löwen verwandelte sich jedoch in einen Skorpion, worauf sich das Mädchen in eine mächtige Schlange verwandelte und auf den Verruchten losfuhr. Nach heftigem Kampfe verwandelte sich der Skorpion in einen Adler, worauf die Schlange zu einem Geier wurde, der den Adler verfolgte. Nach einer Weile verwandelte sich der Adler in einen schwarzen Kater und das Mädchen in einen Wolf. Nachdem sich diese beiden eine Zeitlang im Schlosse gejagt und erbittert miteinander gekämpft hatten, verwandelte sich der Kater, als er sich überwunden sah, in einen großen roten Granatapfel, der in das Becken eines Springbrunnens fiel. Der Wolf setzte ihm jedoch nach, und der Granatapfel stieg nun hoch in die Luft und stürzte dann auf den Estrich des Schlosses, daß er auseinandersprang und seine Kerne sich über den ganzen Boden zerstreuten. Da verwandelte sich der Wolf in einen Hahn und pickte die Kerne auf. Durch das vorausbestimmte Geschick hatte sich jedoch ein Kern an dem Rande des Springbrunnens versteckt. Als nun der Hahn die Kerne aufgepickt hatte, begann er zu schreien und mit den Flügeln zu schlagen und machte uns mit dem Schnabel Zeichen, ohne daß wir verstanden, was er von uns wollte. Darauf stieß er gegen uns einen so lauten Schrei aus, daß wir glaubten, das Schloß müsse über uns einstürzen, und lief auf dem Fußboden des Schlosses hin und her, bis er den Kern, der sich am Rande

des Springbrunnens versteckt hatte, gefunden hatte. Als er jedoch auf denselben losstürzte, um ihn aufzupicken, fiel der Kern mitten ins Wasserbecken, verwandelte sich in einen Fisch und tauchte unter. Nun verwandelte sich der Hahn ebenfalls in einen großen Fisch, der ihm nachschoß und eine Weile fortblieb. Plötzlich vernahmen wir einen lauten Schrei, der uns erbeben machte; gleich darauf stieg der Ifrît in Gestalt einer feurigen Lohe empor und spie und schnob gegen das Mädchen, das sich ebenfalls schnell in eine Feuersflamme verwandelte, Feuer aus dem Mund, und Rauch und Feuer aus Nüstern und Augen. Aus Furcht, zu Tode verbrannt zu werden, wollten wir nun ins Wasser untertauchen, als der Ifrît auch schon, aus dem Feuer schreiend, auf uns zu auf den Liwân*) gestürzt kam und uns Feuer ins Gesicht blies. Das Mädchen holte ihn jedoch ein und blies ihm ebenfalls Feuer ins Gesicht, so daß wir sowohl von ihren als seinen Funken getroffen wurden. Ihre Funken schadeten uns nichts, doch traf von seinen Funken einer mein Auge und zerstörte es, ein anderer traf den König ins Gesicht und verbrannte die untere Hälfte, das Kinn samt dem Barte und den Zähnen, ein dritter Funken traf den Eunuchen auf die Brust und verbrannte ihn auf der Stelle. Unsers Todes sicher und ohne Hoffnung, noch mit dem Leben davon zu kommen, hörten wir plötzlich jemand rufen: „Gott ist groß, Gott ist groß, er hat Sieg und Beistand verliehen, und den Ungläubigen im Stich gelassen, der nicht glaubte an Mohammed, den Herrn der Menschheit!" Der aber diese Worte rief, war die Tochter des Königs, welche den Ifrît verbrannt hatte, und den wir nun als Aschenhaufen daliegen sahen. Darauf trat das Mädchen zu uns heran und sagte: „Bringt mir eine Schüssel mit Wasser." Als man sie ihr gebracht hatte, sprach sie etwas darüber, das wir nicht verstanden, und bespritzte mich dann mit dem Wasser, indem sie dazu sprach: „Sei durch die Kraft der Wahrheit und des Namens des höchsten Gottes befreit und nimm deine frühere Gestalt wieder an!" Da ward ich wie zuvor ein Mensch, nur daß mein eines Auge zerstört blieb.

Plötzlich schrie das Mädchen: „O mein Vater, das Feuer,

*) Der Liwân ist derjenige Teil im Saal, welcher um eine Stufe über den Boden erhöht liegt.

das Feuer! Ich kann nicht weiter leben, ich bin dem Tode verfallen. Wäre er ein Mensch gewesen, hätte ich ihn gleich im Anfang getötet. Ich ermüdete auch nicht eher, bis ich den Granatapfel außer acht ließ und beim Aufpicken der Kerne den einen Kern, in welchem das Leben des Dschinnî steckte, vergaß. Hätte ich diesen aufgepickt, wäre er sofort tot gewesen, aber nach dem Schicksal und Verhängnis sah ich ihn nicht, und hatte deshalb sogleich einen hitzigen Kampf mit ihm unter der Erde, in der Luft und im Wasser zu bestehen. So oft er einen neuen Zauber gegen mich versuchte, wendete ich einen noch größeren Zauber gegen ihn an, bis er zum Feuer griff. Selten nur kommt einer, gegen den dieser Zauber angewendet wird, mit dem Leben davon; das Schicksal half mir jedoch gegen ihn, daß ich ihm zuvorkam und ihn verbrannte, nachdem ich ihn zuvor noch zwang, sich zum Islam zu bekennen. Nun aber sterbe ich und Gott sei euch mein Ersatz!" Hierauf rief sie in einemfort um Hülfe gegen das Feuer, als plötzlich ein schwarzer Funke auf ihre Brust und dann auf ihr Gesicht stieg; als er das Gesicht berührte, weinte sie und sprach: „Ich bezeuge es, daß es keinen Gott gibt außer Gott, und bezeuge, daß Mohammed der Gesandte Gottes ist." Wie wir sie darauf ansahen, lag sie als Aschenhaufen neben dem Aschenhaufen des Ifrît. Da trauerten wir über ihren Tod, und ich wünschte, daß ich an ihrer Stelle wäre, und daß ich nie das liebliche Gesicht dieses Mädchens gesehen hätte, das mir diesen großen Dienst erwiesen hatte und nun zu Asche geworden war; doch Gottes Ratschluß ist unabänderlich.

Wie nun der König seine Tochter als Aschenhaufen daliegen sah, riß er sich den Rest seines Bartes aus, schlug sich das Gesicht und zerriß seine Kleider; desgleichen tat ich, und wir beweinten sie beide. Als darauf die Kämmerlinge und die Großen des Reiches wieder eintraten und den Sultan bewußtlos neben zwei Aschenhaufen liegen sahen, umstanden sie ihn bestürzt, bis er sich wieder erholte und ihnen mitteilte, was sich mit seiner Tochter und dem Ifrît zugetragen hatte. Ihr Leid wurde groß, und die Frauen und Sklavinnen jammerten und betrauerten sie sieben Tage lang.

*

Man sieht sofort, daß diese Episode einem morgenländischen Märchen entstammt; wie bunt ist alles, wie überhitzt stürzen sich Verwandlungen über Verwandlungen, der Dichter türmt in glühender Einbildungskraft den Ossa auf den Pelion, starr und staunend sieht der abendländische Leser die wilde Jagd der Erscheinungen, den Farbenreichtum und die Vielgestaltigkeit der Erfindungen, aber er bleibt innerlich kalt, denn die Personen selbst erregen kein Mitgefühl, die Erzählung selbst ermangelt der Eindringlichkeit der Stimmung. —

Nicht minder deutlich, wenn auch feiner und deshalb schwerer zu fassen sind die Unterschiede zwischen den abendländischen Rassen. Ihnen kommt man am besten nahe, wenn man dasselbe Spukphänomen bei zwei verschiedenen Völkern vergleicht. Nehmen wir einmal die Hexen der germanischen Märchen; wir kennen sie aus Schneewittchen oder aus Macbeth, häßliche alte Weiber, ihr Charakter boshaft, tückisch, grausam, das Motiv ihrer Handlungen Lust am Böses tun. Damit vergleichen wir eine slavische Hexe, wie sie der Russe Gogol schildert in seinem König der Erdgeister (anonyme Übersetzung in der Kollektion Spemann, Stuttg. o. J.).

Es handelt sich um einen Studenten des Seminars zu Kiew, einen „Philosophen", d. h. einen aus den älteren Jahrgängen, der mit Ferienanfang sich nach damaliger Landessitte auf die Wanderschaft gemacht hat, um etwas durch Privatunterricht auf dem Lande und ähnliches zu verdienen. Er hat auf einem einsamen Gehöft Unterkunft gefunden. Die Eigentümerin, ein altes Weib, hat dem Landstreicher den leeren Schafstall als Schlafgemach angewiesen.

Sobald der Philosoph allein war, verzehrte er im Umsehen seinen trockenen Fisch und musterte das Gehege seines Stalles durch. Er versetzte einem Schweine, welches neugierig die Schnauze

durch einen Spalt steckte, einen Fußtritt und warf sich aufs rechte Ohr, um zu schlafen, wie ein Toter. Da öffnete sich auf einmal die niedrige Tür seines Stalles und die Alte trat gebückt herein.

„Nun? was suchst du hier?" fragte der Philosoph. Die Alte ging mit ausgebreiteten Armen gerade auf ihn zu.

„Ha, ha!" dachte der Philosoph, „so ist's nicht gemeint, mein Täubchen, du bist zu dürr."

Er warf sich zwei Schritte zurück. Die Alte nahte sich ohne weitere Umstände von neuem.

„Höre, gute Frau," sagte der Philosoph, „wir sind in den Fasten und ich bin so beschaffen, daß ich, um tausend Slotis, kein Fleisch anrühre."

Die Alte streckte indessen, ohne ein Wort zu sprechen, fortwährend die Arme aus und suchte ihn zu erwischen. Ein jäher Schreck überfiel den Philosophen, als er die Augen der Alten auf einmal hell funkeln sah.

„Weib, was willst du? fort, entferne dich mit Gott!" schrie er.

Sie dagegen, noch immer nicht redend, faßte mit ihren Händen nach ihm. Er trat mit dem Gedanken, zu fliehen, ein Stück vor. Die Alte stellte sich vor die Türe, durchbohrte ihn mit flammendem Blicke und ging wieder auf ihn zu. Der Philosoph wollte sie zurückstoßen, allein zu seinem Entsetzen bemerkte er, daß er weder die Hände erheben noch die Beine vom Fleck bewegen konnte. Die Alte näherte sich ihm, faßte ihn an, kreuzte ihm die Arme über der Brust, bog ihm den Nacken und schwang sich mit der Behendigkeit einer Katze auf seine Schultern; dann schlug sie ihn mit einem Besen und er setzte sich in Lauf, einhertrabend wie ein Pferd.

Das alles geschah mit solcher Schnelligkeit, daß der arme Philosoph sich kaum besinnen konnte. Er erfaßte seine Knie mit den Händen, um sie zu hemmen, aber, o Wunder! seine Beine schwangen sich wider seinen Willen und machten Sprünge, die eines tscherkessischen Pferdes würdig waren. Erst als sie den Weiler weit hinter sich gelassen und eine unermeßliche Ebene sich vor ihren Augen entfaltete, erst da sprach er zu sich selbst:

„Meiner Treu! das ist eine Hexe!"

Der Halbmond warf einen weißen Schein durch die Luft. Das bange Licht der Mitternacht von den wallenden Nebeln ge-

schwängert, verbreitete sich leicht wie ein durchsichtiger Schleier über die Erde. Wälder, Wiesen, Täler, Höhen, alles schien mit offenen Augen zu schlafen. Kein Wind regte sich.

So war die Nacht, durch welche der Philosoph Thomas Brutus in dieser Weise mit einem so seltsamen Reiter auf dem Rücken galoppierte. Ein ungekanntes Gefühl, voll Angst und doch süß, bemächtigte sich seines Herzens. Er neigte sein Haupt abwärts und es schien ihm, als ob die Gräser der Steppe, welche sich unter ihm befand, tief, tief unter ihm lägen und daß drüber her ein Wasserspiegel, klar wie die Bergquelle, ausgebreitet wäre. Die Heide erschien ihm wie der Grund eines klaren, durchsichtigen Meeres, der in der tiefsten Tiefe ruhte. Er sah wenigstens sein eigenes Bild samt dem der Alten, die auf seinem Rücken hockte, sich klar abspiegeln. Und statt des Mondes, deuchte ihn, erhellte eine unbekannte Sonne die Tiefen dieses Meeres. In der Ferne, weit in der Ferne glaubte er kleine blaue Glockenblumen zu sehen und ein Geläute aus ihren sich schwingenden Kelchen zu vernehmen. Dann gewahrte er eine Nixe aus einem hohen Schilfgebüsch sich erhebend; er sah ihre Schultern und Beine, rund und fest, aber ganz aus körperloser Masse und Funken gebildet. Sie drehte sich gegen ihn zu und ihr Bild mit klaren, durchbohrenden Augen und einem Gesange, der ihm in die innerste Seele drang; sie näherte sich; erreichte beinahe die Oberfläche des Wassers, dann schlug sie ein helles Gelächter auf, schoß in die Tiefe und entschwand weiter und weiter. Jetzt warf sie sich auf den Rücken und die Formen ihres Halses, der weiß war wie ungebranntes Porzellan, schienen den darauffallenden Strahlen der nächtlichen Sonne durchdringlich. Eine Menge Bläschen bedeckten sie gleich Perlen; sie plätscherte und lachte im Grunde des Wassers.

Sah er das oder sah er das nicht? Träumte er oder war er wach? Und was war das, was er da unten vernahm? War es der Wind oder Musik? Es tönte, näherte sich und durchdrang seine Seele, wie ein feiner, wogender Gesang.

Was bedeutet das? dachte der Philosoph Thomas Brutus, da er in die Tiefe blickte und fortwährend im vollen Laufe dahintrabte. Er war mit Schweiß bedeckt und empfand ein höllisch angenehmes Gefühl, eine Art schrecklichen Genusses, der eben durch seine Gewalt Entsetzen erregt. Zuweilen deuchte es ihn, er

habe kein Herz mehr, und mit Schrecken legte er die Hand auf seine Brust. Verwirrt, zum Tode ermattet, versuchte er alle Gebete herzusagen, die er erlernt hatte; er betete alle ersinnlichen Beschwörungsformeln her. Auf einmal fühlte er einige Erleichterung. Sein Lauf ging weniger rasch, die Hexe drückte ihn weniger heftig; seine Füße berührten bereits die Spitzen der Gräser und er erblickte nichts Übernatürliches mehr.

„Vortrefflich," dachte der Philosoph Thomas und begann seine Beschwörungen mit lauter Stimme herzusagen. Plötzlich mit Blitzesschnelle zog er seinen Kopf unter den Beinen der Alten weg und sprang dagegen selbst auf ihren Rücken. Die Alte schickte sich an ein Laufen, zwar nur in kurzem Schritt, aber mit so großer Schnelligkeit, daß ihr Reiter kaum zu atmen vermochte. Der Boden schien unter ihren Füßen zu fliehen. Alles war heiter im Zwielicht des Mondes; die Flur erschien eben; aber vor seinen Augen verschwamm alles durch die Schnelligkeit des Laufs. Er erfaßte im Vorüberfliegen einen Stab, der auf der Erde lag, und hub an, auf die Hexe mit allen Kräften loszuschlagen. Sie stieß ein heftiges Klagegeschrei aus, das anfangs drohend und wütig war, dann abnahm und nach und nach immer sanfter, tönender und lieblicher wurde, bis es endlich leise wie der Ton kleiner Silberglocken klang. Unwillkürlich fragte er sich:

Sollte sie wohl ein altes Weib sein?

„O, ich bin es nicht mehr," versetzte sie mit leidender Stimme und sank regungslos zur Erde.

Er verweilte neben ihr und sah ihr in die Augen. Die Morgenröte begann sich zu erheben; von ferne sah man die vergoldeten Kuppeln der Kirchen zu Kiew funkeln. Es war ein schönes junges Mädchen, das in bewußtlosem Zustande vor ihm hingesunken lag. Ihre Augenwimpern waren lang und gerade wie Pfeile, das schöne, starke Haar hing in wilder Unordnung umher, die nackten weißen Arme lagen ganz ausgestreckt nach beiden Seiten hin. Sie seufzte heftig und schlug die tränengefüllten Augen gen Himmel. Thomas zitterte wie Espenlaub; er fühlte Mitleid, Schrecken und eine unbekannte Bewegung bemächtigte sich seiner. Er entlief wie ein scheues Wild; sein Herz schlug heftig in der Brust und er vermochte sich die sonderbaren Gefühle, welche ihn erfüllten, nicht zu erklären. Unser Philosoph hatte die Lust, aufs Land zu gehen,

verloren; er eilte Kiew zu erreichen und dachte in einem fort auf dem Wege an sein so seltsames Abenteuer. — — — —

Das ist eine slavische Hexe, und auch hier sehen wir sofort, das ist keine Gestalt aus einem germanischen Märchen. Bei uns sind die Hexen eigentlich geschlechtlos an Körper und Geist; die Buhlschaft mit dem Teufel, die ihnen spätere Zeit andichtete, entspringt perverser mönchischer Phantasie. Bei dem Slaven Gogol ist die Hexe wild, leidenschaftlich, märchenhaft schön, und eine Mischung von Wollust und Grausamkeit, sogar ein Hauch von jener Leidenschaft, die den Namen des slavenblütigen Sacher-Masoch trägt, durchatmet schwül ihre Atmosphäre.*)

Doch Gogols Erzählung vom König der Erdgeister geht noch weiter; sie ist eine der unheimlichsten der gesamten Gespensterliteratur und gibt noch Gelegenheit zu fernerem Vergleich:

Um diese Zeit lief das Gerücht umher, daß die Tochter eines sehr reichen Hauptmanns, dessen Güter fünfzig Werste von Kiew lagen, eines Tages von einem Spaziergange, am ganzen Körper zerschlagen zurückgebracht sei. Man fügte hinzu, daß sie in den letzten Zügen liege und das Verlangen geäußert habe, daß die Gebete für Sterbende, von einem Studenten des Seminars zu Kiew, namens Thomas Brutus, gelesen werden möchten. Der Philosoph vernahm solches vom Rektor selbst, der ihn zu sich kommen ließ, und ihm erklärte, er solle ohne Verzug abreisen, da ein reicher Herr zu diesem Zweck Leute, Pferde und eine Kibitka für ihn hergesendet habe.

*) Übrigens ist die Gogolsche Hexe ein sogenannter „Aufhüpfer", eine Art der Spukerscheinung, die öfters in Sagen vorkommt. Für uns wollen wir bei dieser Bemerkung noch einmal darauf hinweisen, daß es hier nicht auf sagengeschichtliche Forschung über Herkunft, Zusammenhang, Verbreitung der Spukmotive ankommt (an und für sich ein außerordentlich interessantes Gebiet, das besonders in letzter Zeit viel und mit Glück bearbeitet worden ist) sondern auf Gespenstergeschichten als Gegenstand künstlerischer, besonders literarischer Darstellung.

Den Philosophen überlief ein Schauer, ohne daß er selber eigentlich wußte warum. Eine eigentümliche Beklemmung ließ ihn ahnen, daß seiner etwas Unheilvolles, Schreckliches harre. Er erklärte daher ohne Umschweife, nicht gehen zu wollen.

„Höre, Domine Thomas!" antwortete ihm der Rektor, „man denkt nicht daran, dich um deine Meinung zu fragen. Ich will dir nur kurzweg sagen, wenn du etwa dich gelüsten lässest, eigensinnig zu sein, so laß ich dir den Rücken dergestalt mit jungen Birkenruten streichen, daß du eine Zeitlang das Bad wirst entbehren können."

Der Philosoph kratzte sich hinter den Ohren und ging schweigend fort. Aber er nahm sich vor, bei der ersten Gelegenheit sein Heil in seinen Beinen zu suchen.

Er stieg nachdenklich die steile Treppe hinab, und vernahm deutlich die Stimme des Rektors, der seinem Schaffner und einer andern Person, die ohne Zweifel von dem Hauptmann gesendet war, Befehle erteilte:

„Du, Javtukh, gib den Leuten ein Glas Branntwein; Ihr aber vergeßt nicht, den Philosophen anzubinden, sonst möchte er sich aus dem Staube machen."

„Seh' einer diesen Hund von Satan!" sprach der Philosoph bei sich; „er hat Lunte gerochen, der langbeinige Reiher."

Im Hofe unten bemerkte er eine Kibitka, die er beim ersten Anblick für eine beräderte Scheuer gehalten. In der Tat, sie war so hoch, daß man einen Ziegelofen darin einrichten konnte. Sechs große, starke, obschon ein wenig bejahrte Kosaken erwarteten ihn. Ihre Kaftans, von feinem Tuche und mit Borden besetzt, zeigten, daß sie einem reichen, mächtigen Herrn angehörten, und kleine Narben bekundeten, daß sie glorreich im Kriege gekämpft hatten.

„Was ist hier zu machen?" fragte sich der Philosoph; „was kommen soll, kommt doch."

Er hätte gar zu gern erfahren, während sie unterwegs waren, wer und wie der Hauptmann war, und was das für eine Geschichte mit seiner Tochter, die jetzt auf dem Totenbette lag und deren Verhältnisse jetzt so plötzlich mit seinen eigenen in Verbindung traten. Allein alle Fragen waren vergeblich. Die Kosaken waren wahr-

ſcheinlich Philoſophen gleich ihm, denn ſie rauchten ihre Pfeifen und redeten die ganzen fünfzig Werſt hindurch kein Wort. — —

Mitternacht war bereits lange vorüber. Am dunkeln Himmel glänzten hie und da kleine Sterne. Sie kamen durch ein Dorf. In keinem Hauſe war Licht zu erblicken. Dann fuhren ſie unter dem Gebelle vieler Hunde in einen großen Hof. Auf allen Seiten befanden ſich Scheunen und Hütten mit Strohdächern. Das der Pforte gerade gegenüberliegende Haus war größer als die übrigen; es ſchien die Wohnung des Hauptmanns zu ſein. Die Kibitka hielt vor einer Scheuer an, und unſere Reiſenden eilten zu ihren Schlafſtätten. Der Philoſoph hatte anfangs die Abſicht, ſich das Äußere des herrſchaftlichen Hauſes anzuſehen, allein er mochte die Augen aufreißen, wie er wollte, er konnte nichts erkennen. Das Haus wurde ihm zum Bären, der Schornſtein zum Rektor. Er verzichtete alſo darauf, ließ ſeine Arme ſinken und legte ſich ſchlafen.

Bei ſeinem Aufwachen war das ganze Haus in heftiger Bewegung. Die Tochter des Herrn war während der Nacht geſtorben. Die Dienerſchaft lief voll Verwirrung durcheinander. Einige Alte weinten. Durch den Hag ſah eine Menge Neugieriger in den Hof, als gebe es etwas Beſonderes zu ſehen. — — —

Der Hauptmann war ſchon ein bejahrter Mann. Sein Schnurrbart war grau, auf dem Geſichte lag eine düſtere Trauer. Er ſaß, das Haupt auf die Hände geſtützt, an einem Tiſche. Die Spuren ſeines Schmerzes und leichenhafte Bläſſe zeigten an, daß ſein Herz in einem Augenblicke gebrochen und erſtorben, und daß ſeine ganze bisherige Fröhlichkeit für immer entſchwunden war. Beim Eintreten des alten Koſaken mit Thomas ließ er die eine Hand ſinken und erwiderte ihren tiefen Gruß mit leichtem Kopfnicken.

Thomas und der Koſak hielten ſich ehrerbietig an der Pforte.

„Wer biſt du und woher kommſt du, guter Mann?“ fragte der Hauptmann mit einer Stimme, die weder rauh noch leutſelig war.

„Ich bin Student,“ ſagte der Philoſoph Thomas Brutus.

„Und wer war dein Vater?“

„Ich weiß es nicht, Herr!“

„Und deine Mutter?“

„Ich weiß es auch nicht . . . ich habe eben darüber nach-

gedacht, daß ich sicher eine Mutter habe, allein wer sie war, das weiß ich bei Gott nicht."

Der Hauptmann schwieg, er schien einen Augenblick nachzusinnen.

„Wie hast du meine Tochter kennen gelernt?"

„Ich habe sie nicht gekannt, Herr, ich kann es beschwören. Ich habe noch nie in meinem Leben mit jungen Fräulein etwas zu tun gehabt."

„Warum hat sie denn eben dich gewählt, daß du die Gebete für sie verrichtest?"

Der Philosoph zuckte die Achseln.

„Gott mag's wissen. Es ist bekannt, daß hohe Herren zuweilen Dinge begehren, die der Gelehrteste nicht begreifen kann. Heißt es nicht im Sprichwort: Tanze, Teufel, wie der Herr befiehlt!"

„Aber redest du da nicht Albernheiten, Herr Philosoph?"

„Soll mich der Donner auf der Stelle treffen, wenn ich lüge."

„Ach, hätte sie nur eine Minute länger gelebt," sprach der Hauptmann mit schmerzlicher Stimme, so hätte ich gewiß alles erfahren. „Erlaube niemand, die Gebete für mich zu lesen, sondern schicke, Väterchen, augenblicklich nach dem Seminar zu Kiew und laß den Konviktor Thomas Brutus holen. Er mag drei Nächte für meine sündige Seele beten, er weiß . . ." Doch was er weiß, habe ich nicht mehr gehört. Mein armes Täubchen konnte nicht mehr hinzufügen und verschied. Guter Mann, du bist gewiß deines heiligen Lebens wegen und durch gottgefällige Handlungen bekannt; meine Tochter hat vielleicht von dir reden hören."

„Was! von mir?" sagte der Student und fuhr erstaunt zurück . . . „Heiligkeit meines Lebens?" fuhr er fort und starrte den Hauptmann groß an; „Gott möge uns behüten, Herr! was sagt Ihr da? Ich, der ich am heiligen Donnerstag einen Besuch bei der Pastetenbäckerin gemacht habe."

„Kurz, sie hat es nicht zum Spaße gesagt. Du beginnst dein Amt noch heute."

„Ich möchte Eurer Herrlichkeit vorstellen . . . gewiß, jeder in der heiligen Schrift bewanderte Mann kann im Verhältnis seiner Kräfte . . . Allein, ich glaube, es wäre besser, einen Diakon

oder wenigstens einen Subdiakon zu holen . . . Diese Leute sind gelehrt, sie kennen das schon alles . . . Aber ich . . . ich habe keine Stimme. Und dann, seht mich nur an; Gott weiß, was ich bin . . . ich habe nicht das geringste Ansehen."

„Das ist mir alles gleich. Ich werde tun, was mir mein Täubchen aufgetragen. Davon bringt mich nichts ab, und wenn du, wie sich's gehört, drei Nächte die Gebete liesest, so belohne ich dich reichlich. Wo nicht, ich will selbst dem Teufel nicht raten, mich zu erzürnen."

Die letzten Worte wurden mit so bestimmtem Tone ausgesprochen, daß die Deutung derselben dem Philosophen nicht zweifelhaft blieb.

„Folge mir," sagte der Hauptmann.

Sie gingen in den Vorsaal. Der Hauptmann öffnete eine Zimmertür, der seinigen gerade gegenüber. Unser Philosoph blieb einen Augenblick stehen, um sich zu sammeln, dann überschritt er die Schwelle mit Furcht und Zaudern. Der ganze Fußboden war mit rotem Tuche bedeckt. In einer Ecke, unter den heiligen Bildern, auf einer hohen, von blauem Sammet bedeckten Tafel war der Leichnam der Verstorbenen hingestreckt. Zu Haupt und Füßen standen große, mit Kalinazweigen umwundene Kerzen, die ein blasses, glanzloses Licht warfen.

Der Philosoph konnte das Gesicht der Toten nicht sehen, weil der untröstliche Greis vor ihr saß und den Rücken gegen die Tür kehrte. Die Worte, welche er leise sprechen hörte, erfüllten Thomas mit Bestürzung.

„Was ich am meisten bedauere, mein teures Kind, das ist nicht, daß du in der Blüte deiner Tage, ehe deine Zeit abgelaufen, die Erde verlassen hast, um mich in Trauer und Leid zurückzulassen. Am meisten bedauere ich, mein Täubchen, daß ich meinen Todfeind, der dir den Tod bereitete, nicht kenne. Hätte ich gewußt, daß jemand nur den Gedanken hegte, dich zu beleidigen, so wahr mir Gott helfe, der hätte nie seine Kinder wieder gesehen, wenn er alt gleich mir war, nie Vater noch Mutter, wenn er noch jung; ich hätte seinen Leichnam den Vögeln der Luft und den wilden Tieren der Steppe vorgeworfen. Aber ach! meine Blume, mein Täubchen, mein Licht! ich werde den Rest meiner Tage ohne Freude verbringen müssen, und mir die schweren Tränen, die meine dürren

Wangen netzen, abtrocknen, während mein Feind in Freuden lebt und des ohnmächtigen Greises heimlich spottet."

Er schwieg, unvermögend, weiter zu reden. Sein grimmiger Schmerz machte sich in einem Tränenstrome Luft. Der Philosoph wurde von dieser Betrübnis heftig ergriffen. Er hustete leise, um seine Stimme vorzubereiten. Der Hauptmann wandte sich zu ihm und wies ihm zu Häupten der Verstorbenen vor einem kleinen Pulte mit einigen Büchern seinen Platz an.

„Drei Nächte gehen schon vorüber," dachte der Philosoph; „und dann füllt mir der Herr meine Taschen mit Dukaten."

Er trat näher und nachdem er noch einmal gehustet, begann er zu lesen, ohne die Augen aufzuschlagen und mit dem festen Entschlusse, die Tote nicht anzusehen. Bald bemerkte er, daß der Hauptmann fortgegangen war. Er wendete langsam das Haupt und ....

Ein krampfhaftes Zittern packte ihn. Vor ihm lag eine Schönheit, wie die Erde sie selten sieht. Noch nie hatte ein Gesicht eine so ausdrucksvolle und harmonische Schönheit vereint. Sie schien zu leben. Ihre Stirne, so weiß wie Schnee, so rein wie mattes Silber, schien zu denken. Feine, ebenmäßige, stolze Brauen überschatteten in sanfter Rundung die geschlossenen Augen, deren Wimpern leicht die Wange berührten, welche von sehnendem Verlangen gefärbt schien. Auf den Lippen schwebte noch ein Lächeln. Aber zu gleicher Zeit unterschied der Philosoph in diesen Zügen etwas Erschreckendes. Er fühlte sein Herz von Angst beklommen, wie wenn plötzlich inmitten eines Tanzes zu froher, brausender Musik jemand einen Leichengesang anstimmte. Es deuchte ihm, daß die Rubinenlippen der Toten sich von seinem Herzblute färbten. Auf einmal erkannte er eine fürchterliche Ähnlichkeit:

„Die Hexe!" rief er mit erstickender Stimme.

Er erbleichte, wankte und begann eiligst seine Gebete zu murmeln, ohne den Blick aufzuschlagen. Ja, es war die Hexe, die er getötet.

Bei Sonnenuntergang trug man den Sarg zur Kirche. Der Philosoph nahm eine Ecke des schwarzbedeckten Sarges auf die Schulter; er glaubte etwas Kaltes, wie Eis, auf der Achsel zu fühlen. Der Hauptmann ging voran, er hatte ebenfalls mit einer Hand die eine Seite der letzten Wohnung seiner Tochter erfaßt.

Am Ende des Dorfes lag in düsterer Einsamkeit die von der Zeit geschwärzte, mit dunklem Moos überzogene Kirche, welche aus Holz erbauet und mit drei kegelförmigen kleinen Kuppeln geziert war. Ihr Aussehen zeigte, daß sie seit langer Zeit außer Gebrauch sich befunden. Man setzte den offenen Sarg vor dem Altare nieder. Der alte Hauptmann umarmte zum letzten Male die Tote, kniete nieder und verließ samt den Trägern die Kirche, nachdem er den Befehl erteilt, den Philosophen wohl zu pflegen und nach dem Abendessen in die Kirche zurückzuführen.

Als es Abend geworden war, sagte der alte Kosak:

„Nun, Herr Thomas! es wird Zeit, daß wir uns zu der Toten begeben."

Zu vier, das heißt, er, der Philosoph und noch zwei andere Kosaken, Spirid und Doroschi, ging man zur Kirche; unterwegs wehrten sie mit ihren Peitschen die Hunde ab, welche in großer Zahl in den Straßen umherirrten.

Obgleich der Philosoph nicht versäumt hatte, sich mit einem guten Glas Branntwein Mut einzugießen, so empfand er doch ein geheimes Grauen, welches stärker wurde, je mehr sie der Kirche naheten; denn sonderbare Geschichten, die man ihm erzählt hatte, beängstigten seine Einbildungskraft. Allmählich lichteten sich die Schatten der Bäume und Hecken, die Straße wurde freier; sie passierten eine alte Mauer, die sich vor der Kirche befand, und gelangten in einen kleinen Hof. Hinter der Kirche war kein Baum mehr zu erblicken, vor dem Auge dehnte sich unabsehbar leeres Feld aus, dessen Umrisse in der Dunkelheit der Nacht verschwanden. Die drei Kosaken erstiegen mit Thomas die steilen Stufen der Eingangstreppe und traten in die Kirche. Hier wünschten sie dem Philosophen ein glückliches Vollbringen seines Amtes, und entfernten sich, indem sie nach dem Befehle ihres Herrn die Tür hinter sich doppelt verschlossen.

Der Philosoph blieb allein. Er begann damit, daß er einmal tüchtig gähnte, die Arme reckte, in die Hände blies und sie vors Gesicht hielt. Dann durchforschte er die Kirche. In der Mitte derselben stand der ganz schwarze Sarg. Vor den Bildern der Heiligen brannten Kerzen, welche einen mattroten Schein umherwarfen. Ihr Licht beleuchtete die Ikonostase und erhellte auch ein wenig den Mittelgrund der Kirche. In allen Ecken herrschte dichte

Finsternis. Die sehr hohe Ikonostase war von hohem Alter. Ihre durchbrochenen Ausschnitte, welche früher mit Gold bedeckt gewesen, glänzten hie und da, wo die Vergoldung noch nicht abgefallen war. Die Gesichter der Heiligen waren vollkommen schwarz geworden. Der Philosoph warf die Blicke noch einmal ringsherum.

„Ei," rief er aus, „was gibt es hier zu fürchten? Kein lebendes Wesen kann herein und gegen die Toten habe ich wirksame Gebete, daß sie mich auch nicht mit der Fingerspitze berühren können; 's ist ja gar nichts!" sagte er mit einer Gebärde festen Entschlusses, „fangen wir die Gebete an."

Als er sich einem der Seitenchöre näherte, bemerkte er mehrere Päckchen Kerzen.

„Das ist vortrefflich," dachte der Philosoph. „Nun wollen wir die Kirche erleuchten, daß es heller Mittag darin wird. Schade, daß man in einer Kirche nicht rauchen kann!"

Er steckte die Kerzen in verschwenderischer Weise an alle Wandleuchter, Kronen und vor die Heiligenbilder. Bald erfüllte heller Lichtglanz die ganze Kirche. Nur die Finsternis in der Höhe schien noch dichter geworden zu sein und die Heiligen warfen von ihren alten, wunderlich geschnitzten Nischen herab noch finstere Blicke. Er nahete sich dem Sarge, sah der Toten voll Entsetzen ins Angesicht und konnte nicht umhin, mit leisem Schauder die Augen zu schließen.

Welch' entsetzliche, welch' strahlende Schönheit!

Er wandte den Blick ab und wollte sich an seinen Platz begeben. Allein er vermochte in seltsamer Neugierde, welche sich gemeiniglich bei dem Menschen zeigt, wenn er von Furcht übermannt ist, dem Verlangen nicht zu widerstehen, nochmals und wiederum, obschon mit gleichem Schauder hinzublicken. Es lag in der Tat etwas Entsetzliches in dem Stolze und der hohen Schönheit der Toten. Vielleicht hätte sie eine weit geringere Furcht erzeugt, wenn sie häßlich gewesen wäre. Aber in den Zügen des Gesichts war nichts Finsteres, nichts vom Tode zu bemerken. Sie war wie lebend, und es deuchte den Philosophen, daß sie ihn trotz der geschlossenen Augen mit den Blicken verfolge.

Schnell eilte er in einen der Kliros, öffnete sein Buch und begann mit lauter Stimme zu lesen, um sich selbst zu ermutigen.

Seine Worte schlugen an die alten Holzmauern der Kirche, welche seit langer Zeit schweigend, verlassen dagestanden hatten. Ohne Echo, ohne Schall ertönte seine tiefe Stimme in der Todesstille und klang ihm selber befremdend und ungewöhnlich.

„Was habe ich zu fürchten," dachte er indes. „Sie wird sich nicht aus dem Grabe erheben, denn sie fürchtet das Wort Gottes; sie wird ruhig liegen bleiben. Und was für ein Kosak wäre ich, wenn ich mich fürchtete? Ich habe etwas zu viel getrunken, drum empfinde ich einige Beklemmung. Munter, nehmen wir ein wenig Tabak. Ach! welch schöner Tabak, welch herrlicher Tabak!"

Nichtsdestoweniger blickte er über die Blätter seitwärts nach dem Sarge, und eine innere Stimme schien ihm zuzuflüstern:

„Da! sieh, sie erhebt sich! Jetzt reckt sie den Kopf in die Höhe, sie schaut . . ."

Jedoch alles verharrte in tiefem Schweigen, der Sarg regte sich nicht und die Kerzen vergossen still ihre Lichtstrahlen. Die erleuchtete Kirche mit dem Sarg in der Mitte gewährte einen wahrhaft entsetzlichen Anblick. Thomas begann zu singen, er durchlief mit der Stimme alle Töne, um die ohne Unterlaß in ihm aufkeimende Furcht zu ersticken. Jeden Augenblick schweiften seine Augen nach dem Sarge und er wiederholte sich unwillkürlich dieselbe Frage:

„Wenn sie sich erhöbe, wenn sie sich erhöbe!"

Der Sarg blieb unbeweglich. Nirgends das geringste Geräusch; nicht das leiseste Zeichen eines lebenden Wesens, selbst nicht einer Grille. Nur das leichte Knistern einer fernen Kerze und der schwache, matte Fall eines herabsinkenden Wachstropfens.

„Wenn sie sich erhöbe! . . . ."

Sie erhob den Kopf.

Er schaute ganz bestürzt hin und rieb sich die Augen.

Ja, sie liegt nicht mehr, sie sitzt aufrecht im Sarge!

Er wendete entsetzt die Augen ab, um sie im nächsten Augenblicke wieder auf die Tote zu richten. Sie hatte sich erhoben. Sie bewegte sich langsam auf ihn zu, mit geschlossenen Augen und die Arme ausgebreitet, als wolle sie jemand umfassen. Sie

ging gerade auf ihn zu. Ganz bestürzt beschreibt er eilig mit den Fingern einen Kreis um sich herum, und beginnt aus allen Kräften die Beschwörungsgebete zu sprechen, die er von einem alten Mönch gelernt hat, der oft in seinem Leben Zauberer und böse Geister gesehen. Die Tote nahte sich bis an den Rand des Kreises, man sah, daß sie diese unsichtbare Schwelle nicht zu überschreiten vermochte. Sie wurde auf einmal blau und bleich wie ein Leichnam, den bereits einige Tage das Leben verlassen hat; ihre Züge wurden scheußlich; sie klapperte mit den Zähnen und öffnete die toten Augen. Aber sie sah nichts, denn ihr Gesicht zitterte vor Wut, und sie wendete sich nach einer anderen Seite, immer die Arme ausgebreitet und an den Mauern tastend, als suche sie Thomas zu erhaschen. Endlich hielt sie an, drohte mit dem Finger und legte sich wieder in den Sarg.

Der Philosoph vermochte sich nicht zu sammeln. Er betrachtete voll Schrecken den schmalen, langen Kasten, worein sie sich gestreckt hatte. Plötzlich schwang sich der Sarg von seiner Stelle und schlug mit scharfem Sausen durch die ganze Kirche. Bisweilen sah ihn Thomas ganz nahe an seinem Haupte, aber er bemerkte zugleich, daß derselbe nicht über den Kreis zu dringen vermochte. Er sprach von neuem seine Beschwörungen; der Sarg stürzte mit Gekrach mitten in die Kirche und blieb nun unbeweglich an seinem Platze. Der Leichnam erhob sich wieder, er war gräulich blau geworden; in diesem Augenblicke erklang von ferne der Ruf eines Hahnes. Die Tote legte sich nieder und der Deckel, welcher zur Seite hing, legte sich von selbst auf den Sarg.

Der Philosoph fühlte sein Herz heftig schlagen: er war ganz in Schweiß gebadet, aber der Hahnenruf beruhigte ihn und er setzte seine Gebete mit mehr Mut fort. Beim ersten Strahle des Tages kam ein Diakon, vom alten Jawtukh, der einstweilen die Verrichtungen eines Küsters versah, begleitet, um ihn abzulösen.

Nach der Rückkehr ins Haus konnte der Philosoph lange nicht einschlafen; indes die Ermattung siegte und er wachte vor Mittag nicht auf. Als er die Augen öffnete, kam ihm das ganze nächtliche Abenteuer wie ein Traum vor. Er stürzte einen Schoppen Branntwein hinunter, um sich zu erkräftigen. Beim Essen wurde er bald wieder der Alte, machte zu allem Glossen und aß fast allein ein ganzes Milchschwein. Er beschloß von seiner Begegnung in der Kirche

nicht zu reden und antwortete auf alle neugierigen Fragen nichts als:

„Ja! es haben sich da allerhand Dinge zugetragen."

Der Philosoph gehörte zu der Klasse von Leuten, welche übermäßig leutselig werden, wenn sie gehörig gegessen haben. Er streckte sich auf die Erde, steckte die Pfeife in den Mund, sah jedermann mit dem freundlichsten Blicke an und spie unaufhörlich durch die Mundwinkel.

Nach dem Essen war der Philosoph ungemein aufgeräumt. Er durchrannte das ganze Dorf, machte Bekanntschaft mit aller Welt und ließ sich aus zwei Häusern werfen. Eine junge hübsche Bäuerin versetzte ihm sogar einen Schlag mit der Schaufel auf den Rücken. Allein je mehr der Abend heraufzog, desto nachdenklicher wurde er wieder. Eine Stunde vor dem Abendessen spielten alle Leute des Hauses Kragli, eine Art Kegelspiel, bei dem man sich statt der Kugeln langer Stäbe bedient. Thomas gab sich vergebliche Mühe, sich ins Spiel zu mischen. Ein trüber Gedanke saß ihm wie ein Nagel im Gehirn. Er tat sein möglichstes, um sich selbst nur während des Abendessens aufzuheitern; allein Schrecken hielt seine Seele umspannt und nahm mit der am Himmel aufziehenden Finsternis zu.

„Nun, es ist Zeit, Herr Schüler," sagte der alte Kosak zu ihm und stand mit Doroschi vom Tische auf; „laß uns ans Werk gehen."

Man führte Thomas ebenso wie gestern in die Kirche, ließ ihn allein und verschloß die Türe. Er sah abermals die finstern Bilder der Heiligen, die alten vergoldeten Rahmen und den schwarzen Sarg der Hexe, die in bewegungslosem, drohendem Schweigen in der Mitte der Kirche lag.

„Ei was!" sprach er zu sich; „das wird mich nicht mehr überraschen. Alles ist nur beim ersten Male schrecklich. Jawohl, das erste Mal ist es ein wenig schrecklich, nachher aber ist es nicht im mindesten mehr schrecklich, nicht im mindesten."

Er ging rasch an seinen Platz, zog mit dem Finger einen Kreis um sich, sprach einige Beschwörungsgebete und fing an laut zu lesen, mit dem festen Vorsatze, die Augen nicht vom Buche aufzuschlagen, und auf nichts, was auch geschehen möge, zu achten. So verging eine Stunde; von der Anstrengung ermüdet, räusperte

er sich, zog die Tabaksdose hervor und warf, bevor er die Prise zur Nase brachte, einen scheuen Blick auf den Sarg. Sein Herz erstarrte vor Schrecken — die Tote stand bereits vor ihm auf der Schwelle des Kreises und heftete ihre gläsernen Augen auf ihn. Der arme Student schauderte zusammen, eine eisige Kälte durchlief seine Adern. Rasch schlug er die Augen nieder und las seine Gebete und Beschwörungen. Er vernahm, wie der Leichnam mit den Zähnen klapperte und seine Knochenarme ausstreckte, um ihn zu erfassen. Doch als er heimlich den Blick aufschlug, bemerkte er, daß die Tote ihn nicht dort suche, wo er sich befand, woraus er schloß, daß sie nicht sehen könne. Plötzlich stieß sie ein tiefes Gemurmel aus und unverständliche Worte entschlüpften ihren Lippen. Die Worte rasselten heiser, wie das Gepraſſel siedenden Pechs, in dem Munde. Er verstand den Sinn derselben nicht, doch ahnte er, daß sie etwas Schreckliches bedeuteten. Plötzlich fiel es ihm bei, daß sie vielleicht Gegenbeschwörungen mache. In der Tat, ein heftiger Wind erhob sich um die Kirche, und ein Lärm brach los, der von einer Masse fliegender Vögel herzurühren schien. Er glaubte Tausende von Flügeln an die Scheiben und Gitter der Fenster rütteln zu hören, und eine schwere Kraft schien sich gegen die Pforte zu stemmen, daß sie in den Angeln knirschte. Sein Herz pochte hörbar, aber er fuhr mit gesenkten Augen fort, seine Beschwörungen herzusagen. Gleich darauf ließ sich ein helles Geschrei von ferne vernehmen, es war der Ruf des Hahns. Der Philosoph, vor Erregtheit und Anstrengung matt, hielt ein und holte tief Atem.

Diejenigen, welche am Morgen kamen, ihn abzuholen, fanden ihn halbtot. Er hatte sich an eine Wand gelehnt und sah mit verstörten Mienen und starren Augen die ankommenden Kosaken an. Sie mußten ihn fast aus der Kirche tragen und halb nach Hause schleppen. Dort schüttelte und streckte er sich und ließ sich Branntwein reichen. Er tat einen gewaltigen Zug, strich mit der Hand durch die Haare und sagte:

„Es gibt allerlei gräßliche Dinge in der Welt und es geschieht Euch . . . .“

Der Philosoph vollendete nicht, sondern fügte eine Gebärde hinzu, die sagen wollte: ich will lieber schweigen. Alle, die um ihn herum standen, streckten mit gespannter Aufmerksamkeit die

Köpfe vor; in diesem Augenblick ging ein noch junges Weib vorüber, die ein Kleid trug, das ihre starken, üppigen Formen nicht zu fassen vermochte. Sie war die Gehülfin der alten Köchin.

„Guten Tag, Thomas," sagte sie, als sie den Philosophen bemerkte .... „Ei, ei, was ist dir geschehen?" rief sie plötzlich und schlug verwundert in die Hände.

„Nun was denn, dummes Weib?"

„Ach mein Gott, du bist ganz grau geworden."

„Ja, ja, sie spricht die Wahrheit," sagte Spirid nach aufmerksamer Betrachtung; „du bist grau geworden, wie unser alter Jawtukh."

Thomas Brutus ließ den Kopf hängen und sann tief nach.

„Ich werde zum Herrn gehen," sagte er endlich; „ich werde ihm alles erzählen und sagen, daß ich die Gebete nicht weiter lesen will. Er soll mich augenblicklich nach Kiew zurückschicken."

Wie gedacht, so getan; er schritt nach dem Herrenhause hinüber.

Der Hauptmann saß in seinem Zimmer, an demselben Platze, in derselben Regungslosigkeit. Sein Gesicht trug den nämlichen Ausdruck von verzweifelnder Traurigkeit. Nur waren die Wangen noch hohler geworden, und man konnte leicht annehmen, daß er wenig oder gar keine Nahrung zu sich nahm. Eine eigentümliche Blässe verlieh seinem Gesichte das Ansehen eines Steinbildes.

„Guten Tag," sagte er, als er Thomas ansichtig wurde, der mit der Mütze in der Hand an der Türe stehen geblieben war. „Nun wie geht's? Alles in Ordnung, nicht wahr?"

„Ja in Ordnung! Es geschehen da so teuflische Dinge, daß man nichts Besseres tun könnte, als die Mütze nehmen und laufen, so weit die Füße tragen."

„Wie so?"

„Herr, Eure Tochter ... wenn man es wohl bedenkt ... sie ist allerdings von edlem Hause und niemand kann etwas dagegen sagen. Allein, ereifert Euch nicht, und möge Gott ihre Seele aufnehmen wollen ..."

„Nun, was, meine Tochter?"

„Sie hat es mit dem Teufel zu tun und jagt den Leuten solchen Schrecken ein, daß kein Gebet dagegen hilft."

„Lies, lies, sie hat dich nicht umsonst verlangt. Sie dachte an ihr Seelenheil, meine arme liebe Taube, und wollte allen bösen Einfluß durch Gebet vertreiben."

„Herr, ich schwöre Euch, es übersteigt meine Kräfte."

„Lies, lies, mein Lieber," fuhr der Hauptmann mit überredender Stimme fort; „es ist ja nur noch eine Nacht. Du tust ein gutes Werk und ich werde es dir lohnen."

„Aber, mögen Eure Belohnungen so groß sein, als sie wollen . . . meiner Treu, Herr! tut, was Euch gefällt," versetzte Thomas entschlossen, „ich lese nicht wieder."

„Hör', Philosoph," sprach der Hauptmann, und seine Stimme wurde plötzlich stark und schrecklich; „ich liebe dergleichen Widerrede nicht. Du magst bei dir zu Haus, in deinem Seminar, es halten, wie du willst, aber nicht hier bei mir. Wenn ich dich prügeln lasse, so kommt es anders als von deinem Rektor. Weißt du wohl, was gute Kantschukis sind?"

„Wie sollte ich das nicht wissen?" sagte der Philosoph kleinmütig. „Jedermann weiß, was Kantschukis sind; in großer Anzahl sind sie unerträglich."

„Ja; nur weißt du noch nicht, wie meine Jungen das Bad zu heizen verstehen," sprach der Hauptmann, indem er heftig aufstand. Sein Gesicht nahm einen hochfahrenden, wilden Ausdruck an, der seinen zügellosen, durch den Schmerz nur gemilderten Sinn verriet. „Bei mir heizt man tüchtig ein, dann gießt man Branntwein drüber und heizt noch einmal. Geh, geh, verrichte dein Geschäft. Wenn du es nicht tust, stehst du nicht wieder auf, tust du es, so bekommst du tausend Dukaten."

„O, o!" dachte der Philosoph, „mit dem ist nicht gut spaßen. Aber, du täuschst dich, Freund, ich will es schon machen, daß du mich nicht findest, auch mit deinen Hunden nicht."

Und Thomas beschloß zu entfliehen.

Er erwartete den Augenblick, wo nach dem Mittagsessen alle Leute des Hauses sich in die Heuscheunen zu verkriechen pflegten und mit offenem Munde schliefen, wobei sie so schnarchten und pfiffen, daß das herrschaftliche Haus in solchem Augenblicke eine Fabrik zu sein schien. Diese Stunde kam endlich. Jawtukh selbst streckte sich in die Sonne hin und schloß die Augen. Der Philosoph

ging zitternd, mit Wolfsschritten in den Garten, wo es ihm am leichtesten schien, das Feld zu gewinnen. Der Garten war voll Unkraut und dadurch für das heimliche Beginnen sehr geeignet. Mit Ausnahme eines kleinen Pfades zum Bedarf des Hauses war das ganze Bereich mit wild gewachsenen Kirschbäumen, Hollunder und Heidedisteln überwachsen, welche ihre hohen Stämme über die andern Pflanzen hervorstreckten und mit roten, faserigen Knospen bedeckt waren. Efeu bedeckte wie ein Netz das ganze Kraut- und Strauchwerk, warf seine Ranken bis zu der Hecke und fiel jenseits in schlängelnden Büscheln herab, die mit farbigen Glöckchen geschmückt waren. Hinter der Hecke, die die Grenze des Gartens war, erhob sich ein ganzer Wald hohen Heidekrautes, wohin wahrscheinlich noch niemand gedrungen war. Jede Sichel, die sich an diese starken, holzigen Stämme gewagt hätte, wäre augenblicklich zersplittert.

Als der Philosoph sich entschloß, die Hecke zu überschreiten, klapperten ihm die Zähne und sein Herz schlug so gewaltig, daß er selbst darüber erschrak. Die Schöße seines langen Gewandes schienen sich an die Erde zu heften, als hätte man sie mit Nadeln festgesteckt, und er glaubte eine Stimme zu hören, die ihm ins Ohr rief:

„Wohin willst du?"

Der Philosoph drang tiefer in die Heide ein, er fing an zu laufen, stolperte aber jede Minute über Wurzelstämme und trat fast mit jedem Schritt einen Maulwurf tot. Als er durch diese Heide war, sah er, daß er nur noch ein Feld zu überschreiten habe, um in ein dichtes, dorniges Gebüsch zu gelangen, das ihm Sicherheit gewährte und seiner Rechnung nach bis an die Straße von Kiew lief. Er eilte rasch über das Feld und erreichte schnell das Gebüsch, durch welches er sich nur mühsam und mit Verlust manchen Stückes aus seinem Kaftan drängen konnte. Auf einmal befand er sich auf einer lichten Stelle. In der Mitte derselben stand eine rundblättrige Weide, deren Zweige bis auf die Erde herabhingen, und eine frische, silberklare Quelle glänzte im Grase. Der Philosoph warf sich schnell flach auf den Leib und trank mit langen Zügen, denn er spürte einen peinigenden Durst.

„Welch herrliches Wasser!" sagte er, als er sich die Lippen wischte; „es muß sich hier wunderschön ruhen."

„Nein, laß uns lieber weiter laufen, vielleicht verfolgt man uns schon . . .“

Diese Worte erschallten über seinem Haupte. Er sprang rasch auf. Jawtukh stand vor ihm.

„Teufel von Jawtukh!“ sprach der Philosoph zornig bei sich; „ich möchte dich bei den Füßen fassen und dein abscheuliches Gesicht an den Bäumen zerschmettern!“

„Du hättest dir einen großen Umweg sparen können,“ fuhr der Kosak ruhig fort. „Der Weg, auf dem ich geradeswegs aus dem Stalle gekommen bin, ist bei weitem vorzuziehen. Und dann ist es wahrlich schade, wie du deinen Kaftan zerrissen hast. Das Tuch ist nicht schlecht; was hast du für die Elle gezahlt? Doch wir sind genug spazieren gegangen, laß uns nach dem Hause zurückkehren.“

Der Philosoph ließ die Ohren hängen und schlich hinter Jawtukh her.

„Dieses Mal wird die verfluchte Hexe mir tüchtig zusetzen,“ dachte er. „Übrigens, zum Teufel! was habe ich denn zu fürchten? Bin ich nicht ein Kosak? Ich habe schon zwei Nächte gelesen, Gott wird mir auch durch die dritte helfen. Die verfluchte Hexe muß gewaltige Verbrechen begangen haben, daß ihr der Teufel so beisteht.“

Solche Gedanken etwa beschäftigten ihn, als er in den Hof zurückkam. Er bat Doroschi, der vermöge der Gunst des Schaffners zuweilen in die herrschaftlichen Keller treten konnte, ihm eine große Flasche Branntwein zu holen. Die beiden Gesellen setzten sich vor eine Scheuer und tranken fast einen halben Eimer aus, bis daß der Philosoph plötzlich rief:

„Musik; ich will Musik, schafft mir Musik!“

Und ohne Zögern begann er den Tropak mitten auf dem Hofe zu tanzen. Er tanzte bis zur Vesperstunde und so lange noch, daß die Leute des Hauses, die, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, einen Kreis um ihn gebildet hatten, endlich vor Überdruß ausspieen und mit den Worten davongingen:

„Der kann es auch nicht satt bekommen!“

Der Philosoph fiel endlich auf dem Platze um und schlief ein. Man mußte ihm einen ganzen Eimer kaltes Wasser über den Kopf schütten, um ihn zum Abendessen aufzuwecken.

Während des Essens redete er unablässig davon, was ein Kosak sei und daß er nichts in der Welt fürchten müsse.

„Es ist Zeit," sagte Jawtukh, „wir wollen gehen."

„Ein Schwefelholz in deine Zunge, verfluchter Eber!" sprach der Philosoph für sich und setzte aufstehend hinzu: „Laß uns gehen."

Während des Ganges nach der Kirche blickte sich der Philosoph fortwährend nach allen Seiten um und suchte ein Gespräch mit seinen Führern anzuknüpfen. Allein Jawtukh schwieg und selbst Doroschk wollte nicht in Zug kommen. Es war eine Höllennacht; in der Ferne heulten die Wölfe, und selbst das Gebell der Hunde hatte etwas Unheimliches.

„Man möchte sagen, daß es keine Wölfe sind, die heulen," sagte Doroschk, „sondern andere Heuler . . . ."

Jawtukh beharrte in seinem Schweigen und der Philosoph wußte auch nichts zu erwidern. Sie erreichten die Kirche und traten unter die alten Holzbalken, deren Verfall zeigte, wie wenig Sorge der Herr um das Heil seiner Seele trage. Jawtukh und Doroschk gingen fort, wie die früheren Male, und der Philosoph blieb allein in der Kirche.

Alles um ihn herum war in demselben Zustande wie tags zuvor. Er blieb einen Augenblick stehen. Der Sarg der schrecklichen Hexe befand sich unbeweglich mitten in der Kirche.

„Ich werde mich nicht fürchten," wiederholte er, „ich werde mich nicht fürchten."

Nachdem er sich mit einem schirmenden Kreise umgeben hatte, las er hastig die Beschwörungsformeln ab. Es herrschte eine entsetzliche Stille; die Flamme der Kerzen flackerte und warf ein gelbes Licht in die Kirche. Der Philosoph blätterte eine Seite nach der andern um und bemerkte endlich, daß er ganz andere Dinge hersage, als im Buche standen. Er schlug ein Kreuz und sang seine Gebete ab. Dies beruhigte ihn ein wenig; das Lesen ging rascher, Blatt folgte auf Blatt — da sprang plötzlich mitten im tiefsten Schweigen der eiserne Deckel des Sarges mit gewaltigem Geräusche auf und die Tote erhob sich noch schrecklicher, als das erste Mal. Ihre Zähne klapperten laut, die Lippen zitterten krampfhaft und die Ausrufe, die sie in unverständlichen Worten

ausstieß, waren von einem kurzen, haarsträubenden Schrei unterbrochen. Ein Wirbelwind erhob sich in der Kirche, Heiligenbilder und zerbrochene Fensterscheiben stürzten aus der Höhe herab, die Pforte wurde aus den Angeln gerissen und eine zahllose Masse von Ungeheuern stürzte in den geweihten Ort. Bald füllte ein Getöse von aneinanderschlagenden Flügeln und Körpern die ganze Kirche. Das Gezücht lief, kroch, flog und suchte überall den Philosophen.

Der letzte Dunst des Rausches verschwand aus dem Gehirn des Thomas Brutus. Er machte ein Zeichen des Kreuzes übers andere und stotterte seine Gebete. Dabei hörte er den ganzen Schwarm von Ungeheuern um sich herum fegen, und fühlte sich von den Spitzen der Flügel, den Krallen und schrecklichen Schwänzen gestreift. Thomas hatte nicht den Mut, sie aufmerksam anzusehen, er unterschied nur ein gewaltiges Ungeheuer, das fast die ganze Wand ihm gegenüber mit seiner Länge bedeckte. Es war mit langen zottigen Haaren bewachsen, zwischen denen große starre Augen hervorsahen. Über sich in der Luft hielt es etwas, das einer ungeheuren Blase glich und mit Millionen Krebsscheren und Skorpionenschwänzen besetzt war, an denen Klumpen pechschwarzer Erde hingen. Alle sahen auf Thomas, alle suchten ihn, konnten ihn aber in seinem magischen Kreise weder sehen noch berühren.

„Man bringe mir den König der Erdgeister," rief die Tote; „schnell, führt ihn her!"

Und augenblicklich wurde es totenstill in der Kirche. Bald ertönte ein fernes Geheul, dann erbebte der Boden der Kirche von schweren, schallenden Fußtritten. Der Philosoph sah eine Art Mann von kleiner unförmiger Gestalt mit gekrümmten Beinen herbeiführen. Er war über und über mit Erde beschmiert und bedeckt; seine Hände und Füße glichen knotigen Wurzeln, er ging schwerfällig und stolperte bei jedem Tritt. Die langen Wimpern seiner geschlossenen Augenlider reichten bis zur Erde. Thomas bemerkte mit Schrecken, daß sein Gesicht von Eisen war. Man hatte ihn unter die Arme gefaßt und führte ihn gerade vor den Platz, wo der Philosoph sich befand.

„Hebt meine Augenlider in die Höhe, ich sehe nicht," sagte der König der Erdgeister mit unterirdischer Stimme.

Und die ganze Schar eilte, sie ihm aufzuheben.

„Schau nicht hin," warnte eine innere Stimme den Philosophen.

Er hatte nicht die Kraft, sich zu halten und blickte hin.

„Da ist er!" schrie der König der Erdgeister und deutete mit dem Finger auf ihn.

Und die ganze unreine Schar stürzte augenblicklich auf den Philosophen. Bestürzt, erschreckt sank er nieder und war auf der Stelle des Todes. Da erschallte das Geschrei des Hahnes. Es war schon der zweite Ruf; die Geister hatten den ersten überhört. In ihrer Verwirrung stürzten sie in wildem Gewühl zu den Türen und Fenstern, um schnell zu entrinnen. Aber es war zu spät; alle blieben wie angeleimt an den Fenstern und Türen hängen, durch die sie hatten schlüpfen wollen.

Der Priester, der am Morgen kam, um die Totenmesse zu halten, wagte die Schwelle der Kirche nicht zu überschreiten. Dieselbe blieb für immer so, mit den sitzengebliebenen Ungeheuern an allen Orten; fortan verlassen verschwand sie bald unter wild aufwachsendem Gebüsch. Niemand vermag den Weg dahin zu entdecken.

*

Das ist die Geschichte vom König der Erdgeister, vom Wij, wie er auf russisch heißt. Die ganze Erzählung beruht, wie der Dichter in einer Anmerkung erklärt, auf einer kleinrussischen Volkssage, an der er selbst keinerlei Änderungen vorgenommen habe. Sie kommt übrigens auch im alten Orient vor, zum Beispiel tritt in Tausend und einer Nacht, in der Erzählung vom Prinzen Achmed und der Fee Pari-Banu, ein ähnlich gezeichneter König der Erdgeister auf, namens Schajbar. Das Moment des bannenden oder durchschlagenden Blickes scheint Gemeingut vieler Spuksagen zu sein. Der philosophische Grund ist klar; es findet sich nicht selten in dichterischen Bearbeitungen, sehr rein zum Beispiel in dem Gedicht von Strachwitz „Herrn Winfrieds Meerfahrt".

Gogol erklärt, er gebe die Geschichte fast durchweg in derselben einfachen Gestalt wieder, wie er sie selbst (ver-

mutlich auf dem Lande) gehört habe. Dabei muß man zunächst den Dichter gegen ihn selbst in Schutz nehmen. Alle Gestalten, der Hauptmann, der Philosoph, die Hexe, die einzelnen Kosaken, der König der Erdgeister sind rund und voll herausgearbeitet, das Milieu, von dem sie sich abheben (von dem leider bei unserer Wiedergabe durch die notwendigen Kürzungen mancherlei verloren gegangen ist), das Treiben der Kosaken im kleinrussischen Dorf und auf dem Edelhof, das gibt ein lebensvolles Bild und bleibt doch schicklich als Hintergrund hinter der Handlung. Die Stimmung ist einheitlich und rein; auch mitten unter den lustigen Spielen und Scherzen der Kosaken fühlt der Leser stets die vibrierende Angst des Helden vor dem Grausen der Nacht, und die dreimalige Wiederholung ihrer Schrecken zeigt die Meisterschaft des reifen Künstlers, der von vornherein mit vollster Eindringlichkeit schildert und doch sich nie ganz ausgibt, sondern auch da, wo keine stärkere Spannung möglich erscheint, immer noch zu steigern versteht. — Auf der andern Seite aber, wenn Gogol seine Geschichte auch nur in der Anlage ähnlich aus dem Munde des Volkes gehört hat, so gibt dies einen erneuten Beweis dafür, wie gerade die Slaven zu solchen Erzählungen vorzüglich geneigt und befähigt sind.

Slavisch ist ja auch eins der entsetzlichsten Spukphänomene, das wir kennen, der Vampyr. Er ist recht häufig in der Literatur verwertet worden; über ihn handelt eine der wenigen Untersuchungen, die den Gespenstergeschichten literar-historisch nachgehen (von Dr. Stefan Hock, Berl. 1900); auch wir müssen bei ihm einen Augenblick verweilen.

Das Wort Vampyr ist slavischen Ursprungs, hängt wohl mit einem Wort für „Hexe" zusammen und bedeutet so etwas wie: Blutsauger. — Wenn einer gestorben ist, wird er begraben; dann liegen die Toten unten in den schmalen Särgen, die Hände gefalten und die Augen geschlossen, weiß

das Gewand und weiß das Angesicht, und über ihnen wölbt sich der Hügel. Wie soll man da erkennen, unter welchem ein Vampyr liegt? — Das ist nicht schwer: Das Grab, über welchem in dunkelen Nächten ein Lichtschein flimmert, das birgt einen. Oder ein junger Knabe muß auf einem schwarzen Hengst, der noch nicht besprungen hat, über den Gottesacker reiten, wo der Hengst nicht hinüber will, auch da liegt einer. Wer den Mut hat und in einsamer Stunde an dem Grabe lauscht, der hört auch den Toten unten kauen und schmatzen. Der Hügel wird geöffnet: da liegt er, unverwest, wie ein friedlich Schlafender, nur voller, als er bei Lebzeiten gewesen war, das Gesicht rund und fett, die Wangen sanft gerötet, man sieht ihn sacht atmen, ein leiser Herzschlag ist zu merken und der Mund zu einem Lächeln verzogen. Unheimlich ist diese gesättigte Zufriedenheit im Grabe, entsetzlich das Wesen und Treiben des Vampyrs, wenn er es verläßt. Da schleicht er den Menschen nach als ein weißes Gespenst, überall hin, oder auch als ein Hund. Am liebsten aber besucht er die, welche ihm im Leben verwandt waren. Da klopft und rüttelt er ungestüm an den verschlossenen Türen, die mit dem Kreuze gesegnet sind, seine hinterlassenen Möbel bewegen sich unruhig in den Zimmern, und wehe dem Armen, in dessen Haus oder Stallung er Einlaß findet. Die Menschen erstickt er, indem er ihnen Hals und Wangen schmerzhaft zusammendrückt, oder er saugt ihnen, besonders am Halse, das Blut aus. Erschreckt sehen die Befallenen am andern Morgen die Male, und wenn nicht schnelle Heilmittel angewendet werden, sterben sie nach wenigen Tagen an äußerster Entkräftung. Auch die Tiere befällt der Vampyr. Den Kühen wirft er sich auf die Wirbelsäule und flicht ihnen die Schwänze zusammen, den Pferden springt er auf den Rücken und reitet sie als Mahr die ganze Nacht hindurch, daß sie morgens zitternd und schweißbedeckt im Stalle stehen.

Und gibt es kein Mittel dagegen? — O ja, aber sie

sind fürchterlich und abschreckend wie er selbst. Man muß dem Toten den Kopf abschlagen, dann fließt das Blut heraus, frisch und rot, wie bei einem Lebendigen, nur in größerer Menge, oder man muß einen Pfahl zuspitzen, dem Toten in das Herz bohren und ihn dann verbrennen. Gelegentlich wirkt es auch, wenn man etwas von seinem Blute in Brotmehl mengt oder sonstwie ißt, wenn man sich damit bestreicht, oder auch Erde von seinem Grabe verschluckt.

Das sind so einige Züge des slavischen Vampyrglaubens, und es liegt auf der Hand, daß die Gespensterdichtung hier fruchtbaren Stoff fand. Wo das überall geschehen ist, mag man bei Hock nachlesen, der die Bearbeitungen verfolgt vom achtzehnten Jahrhundert an, wo die Vampyre in der schönen Literatur auftauchen, bis zu Goethes Braut von Korinth und bis auf die Feuilletonnovellen unserer heutigen Zeitschriften. Uns interessiert mehr, einen Eindruck zu erhalten, wie die Dichter den grausigen Stoff behandelt haben. Wir nehmen dazu einen älteren, E. T. A. Hoffmann, der in seinen Serapionsbrüdern eine Vampyrgeschichte erzählt, konfus und phantastisch, aber, weil sie kurz ist, eine seiner besseren Erzählungen. Es ist eine Version der Sage, die allerdings häufiger vorkommt, daß nicht der Tote die Lebenden holt, sondern daß die Lebende, hier die Gemahlin eines Ritters, sich von der Seite des Gatten wegstiehlt, um ihren teuflischen Hunger an Leichen zu stillen.

Hier der Schluß der Novelle, zugleich als eine Probe für Stil und Art dieses berühmtesten deutschen Gespensterdichters:

Gerade um diese Zeit nahm ein alter treuer Diener die Gelegenheit wahr, dem Grafen, als er ihn gerade allein fand, zu entdecken, daß die Gräfin jede Nacht das Schloß verlasse und erst beim Anbruch des Tages wiederkehre. Eiskalt erfaßte es den Grafen. Nun erst dachte er daran, wie ihn seit einiger Zeit

jedesmal zur Mitternacht ein ganz unnatürlicher Schlaf überfallen, den er jetzt irgend einem narkotischen Mittel zuschrieb, das die Gräfin ihm beibringe, um das Schlafzimmer, das sie vornehmer Sitte entgegen mit dem Gemahl teilte, unbemerkt verlassen zu können. Die schwärzesten Ahnungen kamen in seine Seele; er dachte an die teuflische Mutter, deren Sinn vielleicht erst jetzt in der Tochter erwacht, an irgend ein abscheuliches ehebrecherisches Verhältnis, an den verruchten Scharfrichterknecht.

Die nächste Nacht sollte ihm das entsetzliche Geheimnis erschließen, das allein die Ursache des unerklärlichen Zustandes der Gattin sein konnte. Die Gräfin pflegte jeden Abend selbst den Tee zu bereiten, den der Graf genoß, und sich dann zu entfernen. Heute nahm er keinen Tropfen, und als er seiner Gewohnheit nach im Bette las, fühlte er keineswegs um Mitternacht die Schlafsucht, die ihn sonst überfallen. Dem unerachtet sank er zurück in die Kissen und stellte sich bald, als sei er fest eingeschlafen. Leise, leise verließ nun die Gräfin ihr Lager, trat an das Bett des Grafen, leuchtete ihm ins Gesicht und schlüpfte hinaus aus dem Schlafzimmer. Das Herz bebte dem Grafen; er stand auf, warf einen Mantel um und schlich der Gattin nach. Es war eine ganz mondhelle Nacht, so daß der Graf Aureliens in ein weißes Schlafgewand gehüllte Gestalt, unerachtet sie einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen, auf das deutlichste wahrnehmen konnte. Durch den Park nach dem Kirchhof zu nahm die Gräfin ihren Weg; dort verschwand sie an der Mauer. Schnell rannte der Graf hinterher durch die Pforte der Kirchhofsmauer, die er offen fand. Da gewahrte er im hellsten Mondschimmer dicht vor sich einen Kreis furchtbar gespenstischer Gestalten. Alte halbnackte Weiber mit fliegendem Haar hatten sich niedergekauert auf den Boden, und mitten in dem Kreise lag der Leichnam eines Menschen, an dem sie zehrten mit Wolfsgier. — Aurelie war unter ihnen.

Fort stürzte der Graf in wildem Grausen und rannte besinnungslos, gehetzt von der Todesangst, von dem Entsetzen der Hölle, durch die Gänge des Parks, bis er sich am hellen Morgen in Schweiß gebadet vor dem Tor des Schlosses wiederfand. Unwillkürlich, ohne einen deutlichen Gedanken fassen zu können, sprang er die Treppe hinauf, stürzte durch die Zimmer, hinein in das Schlafgemach. Da lag die Gräfin, wie es schien, in sanftem

süßen Schlummer, und der Graf wollte sich überzeugen, daß nur ein abscheuliches Traumbild oder, da er sich der nächtlichen Wanderung bewußt, für die auch der von dem Morgentau durchnäßte Mantel zeugte, vielmehr eine sinnetäuschende Erscheinung ihn zum Tode geängstigt. Ohne der Gräfin Erwachen abzuwarten, verließ er das Zimmer, kleidete sich an und warf sich aufs Pferd. Der Spazierritt an dem schönen Morgen durch duftendes Gesträuch, aus dem heraus munterer Gesang der Vögel ihn begrüßte, verscheuchte die furchtbaren Bilder der Nacht; getröstet und erheitert kehrte er zurück nach dem Schlosse. Als nun aber beide, der Graf und die Gräfin, sich allein zu Tische gesetzt und diese, da das gekochte Fleisch aufgetragen, mit den Zeichen des tiefsten Abscheus aus dem Zimmer wollte, da trat die Wahrheit dessen, was er in der Nacht geschaut, gräßlich vor die Seele des Grafen. In wildem Grimm sprang er auf und rief mit fürchterlicher Stimme: „Verfluchte Ausgeburt der Hölle, ich kenne deinen Abscheu vor des Menschen Speise: Aus den Gräbern zerrst du deine Atzung, teuflisches Weib!" Doch sowie der Graf diese Worte ausgestoßen, stürzte die Gräfin laut heulend auf ihn zu und biß ihn mit der Wut der Hyäne in die Brust. Der Graf schleuderte die Rasende von sich zur Erde nieder, und sie gab den Geist auf unter grauenhaften Verzuckungen. —

Der Graf verfiel in Wahnsinn.

*

Als Gegenstück dazu diene eine durchaus moderne Bearbeitung der Sage, wo der Geist dem Lebenden im nächtlichen Stelldichein das Blut nach und nach aussaugt, so daß das Gespenst immer körperhafter und blühender, der Mensch immer kraftloser und hinfälliger wird. Es ist ein Slave, der diesmal erzählt, der größten einer, der Russe Turgenjew und die Novelle heißt „Visionen". Sie ist zu lang, um sie in extenso hier abzudrucken, darum geben wir sie in verkürzter Form nach A. Gerstmanns Übersetzung (erschienen im Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig). Also der Dichter erzählt:

Ich konnte nicht einſchlafen und warf mich in meinem Bette von einer Seite auf die andere. „Hole der Teufel die Tiſchrückerei und ähnliche Spukgeſchichten," dachte ich. „So etwas bringt bloß die Nerven herunter."

Endlich ſchlummerte ich ein. Plötzlich aber hörte ich einen ſeltſamen Ton; es war, als ob die Saite eines Inſtruments berührt worden ſei — ſchwach, klagend klang der leiſe verhallende Ton. Ich erhob den Kopf. Der Mond ſtand ſchon niedrig am Himmel und ſein Schein fiel mir gerade ins Geſicht und beleuchtete den Fußboden, daß er ausſah, als wäre er mit Kreide eingerieben. Ich ſah genauer hin — der vom Mond beleuchtete Fleck auf dem Fußboden richtete ſich allmählich auf, nahm eine feſte Geſtalt an, rundete ſich nach oben hin ab — und nun ſtand, durchſichtig wie ein Nebelgebilde, eine weiße Frauengeſtalt vor mir.

„Wer biſt du?" fragte ich, allen meinen Mut zuſammennehmend.

Eine Stimme antwortete mir — es hörte ſich an, als ob es im Laube rauſcht und raunt. „Ich bin es — ich — ich! Ich kam zu dir!"

„Zu mir? Wer biſt du denn?"

„Komm des nachts zu der alten Eiche am Waldesrand. Ich werde dort ſein!" —

In der folgenden Nacht kam es wieder.

„Weshalb biſt du nicht gekommen?" hörte ich neben mir ſeine Stimme ganz leiſe, aber ganz deutlich flüſtern.

Schnell wandte ich mein Geſicht um — da war es wieder, jenes geheimnisvolle Weſen mit den ſtarren Augen in dem unbeweglichen Geſicht; der Blick zeigte heute den Ausdruck tiefer Traurigkeit.

„Komm!" flüſterte es von neuem.

„Ich werde kommen," erwiderte ich leiſe, und die Angſt ſchnürte mir dabei die Bruſt zuſammen. Die Erſcheinung ſchwebte nun vor meinem Bett auf und nieder, ſie verſchwamm darauf wie Nebel — wie ein leicht dahinwallender Rauch war ſie ſchließlich ganz verſchwunden. Eine Minute ſpäter lag wieder das weiße Mondlicht auf dem glatten Fußboden. — — — —

Den ganzen nächſten Tag verbrachte ich in großer Aufregung. Beim Abendeſſen trank ich faſt eine ganze Flaſche Wein. Für

einen Moment trat ich auf den Balkon hinaus, sofort kehrte ich jedoch in mein Zimmer zurück und warf mich auf mein Bett. Mein Puls schlug heftig und das Herz pochte mir hörbar.

Wieder ließ sich jener seltsame Ton vernehmen, der an den Klang einer Saite erinnerte. Ich erschrak, wagte aber nicht, mich umzuwenden. Plötzlich fühlte ich, wie jemand von hinten seine Hände und Arme fest um meine Schultern schlang, mir dabei ins Ohr flüsternd: „Komm! Komm! Komm!" Ich zitterte und seufzte; dann antwortete ich: „Ich werde kommen!" Damit erhob ich mich von meinem Bett.

Die weibliche Gestalt stand am Kopfende desselben und hatte sich über mich gebeugt. Jetzt lächelte sie mir zu und verschwand sofort. Ich hatte aber doch einen Blick auf ihr Gesicht werfen und dessen Züge unterscheiden können. Es kam mir so vor, als hätte ich dieses Gesicht schon früher einmal gesehen — aber wo, wann? Ziemlich spät stand ich auf und ging den ganzen Tag über im Freien spazieren; auch zu der alten Eiche am Waldessaum begab ich mich und sah sie von allen Seiten aufmerksam an.

In der nächsten Nacht folgte ich dem Ruf.

Eine kleine Wolke zog unter dem Monde vorbei, als ich mich der Eiche näherte und ihr dichtes Laub war in tiefes Dunkel gehüllt. Zuerst konnte ich nichts Außergewöhnliches wahrnehmen, als ich dann aber zur Seite blickte, da glaubte ich, mein Herz müsse zu schlagen aufhören — bei einem Gebüsch, das sich zwischen der Eiche und dem Walde befand, stand unbeweglich eine hohe weiße Gestalt. Das Haar stand mir zu Berge. Bald aber faßte ich mich und ging unverzagt dem Gebüsch näher.

Das war sie, das war die Gestalt, die ich bei Nacht in meinem Zimmer gesehn hatte. Als ich mich ihr näherte, trat der Mond hinter der Wolke vor und beleuchtete sie mit vollem Glanze. Die Erscheinung schien aus einem milchweißen, halbdurchsichtigen Nebel geformt; durch ihr Gesicht hindurch konnte ich einen hinter ihr befindlichen, vom Winde bewegten Zweig unterscheiden. Nur die Haare und die Augen hatten eine etwas dunklere Färbung. Ihre Hände hatte sie gefaltet und an einem der Finger glänzte ein schmaler goldener Ring. Ich blieb vor ihr stehen und wollte sie anreden, aber obwohl ich eigentlich keine Furcht mehr vor ihr empfand, erstarb mir doch das Wort, noch bevor es auf den Mund

kam. Sie richtete ihre Blicke auf mich; weder Kummer noch auch Freude war in ihren Augen zu leſen, nur geſpannte Aufmerkſamkeit. Ich wartete, ob ſie mich anſprechen werde, ſie blieb jedoch ſtumm, unbeweglich, und ſah mich unausgeſetzt mit ihrem totenſtarren Blicke an.

„Hier bin ich!“ rief ich endlich, meine wiedererwachende Furcht überwindend. Meine Stimme klang hohl und hallte ſeltſam wider.

„Ich liebe dich!“ ließ ſich als Antwort ein Flüſtern vernehmen.

„Du liebſt mich?“ fragte ich erſtaunt.

„Gib dich mir zu eigen,“ flüſterte es wieder. „Ich werde dir nichts zuleide tun. Sage nur die drei Worte: Nimm mich hin!“

„Nun gut!“ rief ich laut und zwar ſo laut und mit ſo unerwarteter Kraft, als ob mich jemand von hinten geſtoßen hätte. „Nimm mich hin!“

Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als die geheimnisvolle Geſtalt mit einem verhaltenen, inneren Lachen, das für einen Augenblick ihre Züge erzittern machte, ſich zu mir neigte. Langſam ſtreckte ſie ihre Arme nach mir aus — ich wollte zurückweichen, aber ſchon befand ich mich vollkommen in ihrer Gewalt. Sie umfing mich, mein Körper wurde etwa eine Elle hoch über den Erdboden erhoben, und wir ſchwebten beide in mäßiger Geſchwindigkeit über das unbeweglich ſtehende Gras dahin.

Anfänglich wirbelte und ſchwindelte mir alles im Kopf und unwillkürlich ſchloß ich die Augen. Als ich ſie eine Minute ſpäter wieder aufſchlug, nahm ich mit Schrecken wahr, daß wir zu einer furchtbaren Höhe aufgeſtiegen waren.

„Wohin trägſt du mich?“ rief ich.

„Wohin du willſt,“ erwiderte meine Gefährtin, mich feſt in ihre Arme preſſend; ihr Geſicht berührte das meinige beinahe, und doch konnte ich die Berührung nicht verſpüren.

„Trage mich wieder zur Erde hinab. Mir ſchwindelt in dieſer Höhe!“

„Gut! Schließe die Augen und atme nicht.“

Ich gehorchte, und ſofort fühlte ich auch, daß ich wie ein Stein herabfiel. Der Wind pfiff ſtreichend und ſauſend um meinen Kopf, durch mein Haar. Als ich mich von meinem neuen Staunen erholt hatte, bemerkte ich, daß wir wieder dicht über dem Erd-

boden hinschwebten, so daß wir mit den Füßen die Spitzen der höheren Grashalme streiften.

„Laß mich ganz nieder," sagte ich. „Was soll mir das Fliegen? Ich bin kein Vogel."

„Ich glaubte, es würde dir angenehm sein. Etwas anderes haben wir nicht zu tun."

„Ihr? Aber wer seid ihr?"

Es erfolgte keine Antwort.

„Kannst du es mir nicht sagen?"

Ein klagender Ton, ähnlich jenem, der mich in der ersten Nacht erweckt hatte, drang an mein Ohr. Wir schwebten aber noch immer durch die feuchte Nachtluft.

„So laß mich doch endlich auf die Erde," sagte ich wieder. Wie als Zeichen, daß sie gehorchen wollte, senkte meine Gefährtin den Kopf — und nun stand ich wieder auf meinen Füßen. Sie blieb vor mir stehen und faltete, wie in einer Bewegung des Erwartens, ihre Hände. Ich hatte mich allmählich beruhigt und blickte sie nun aufmerksam an. Wie früher bemerkte ich auch jetzt in ihrem Gesicht den Ausdruck kummervoller Entsagung.

„Wo sind wir?" fragte ich, denn ich kannte den Ort nicht, auf dem wir uns aus der Höhe niedergelassen hatten.

„Wir sind weit von deinem Hause entfernt, aber in einem Augenblicke können wir dort sein."

„Wie das? Soll ich mich dir noch einmal anvertrauen?"

„Ich habe dir nichts Böses zugefügt und werde dir auch in Zukunft kein Leid antun. Bis die Morgenröte sich zeigt, wollen wir fliegen; das ist alles. Wohin du willst, kann ich dich tragen — bis ans Ende der Welt. Gib dich mir zu eigen! Sage noch einmal: Nimm mich hin!"

„Gut denn — nimm mich hin!"

Abermals umschlangen mich ihre Arme, wiederum wurde ich vom Erdboden erhoben, und wieder flogen wir dahin. —

Es war ein weibliches Geschöpf mit einer Gesichtsbildung, wie man sie bei den Russen nicht antrifft. In seiner weißgrauen, halbdurchsichtigen Farbe, die kaum hier und da eine leise Schattierung aufwies, erinnerte sie mich an die Figuren auf Alabastervasen, die durch eine in ihr Inneres gestellte Kerze erleuchtet sind.

Wiederum ſchien es mir, als hätte ich dieſes Geſicht ſchon früher einmal geſehen.

„Darf ich mit dir ſprechen?“ fragte ich.

„Sprich immerhin.“

„Ich ſehe einen Ring an deinem Finger. Haſt du auf der Erde gelebt? Biſt du verheiratet geweſen?“

Ich hielt einen Moment inne, bekam aber keine Antwort.

„Wie heißeſt du — oder wie haſt du einſtmals geheißen?“

„Nenne mich Ellis.“

„Ellis? Das iſt ein engliſcher Name. Biſt du eine Engländerin? Haſt du mich ſchon früher gekannt?“

„Nein.“

„Weshalb biſt du dann aber gerade mir erſchienen?“

„Ich liebe dich.“

„Und biſt du nun glücklich?“

„Ja — ich bin zufrieden. Ich fliege und ſchwebe mit dir im reinen Äther.“

„Ellis!“ rief ich plötzlich. „Biſt du etwa eine verworfene, verdammte Seele?“

„Ich verſtehe dich nicht,“ erwiderte ſie, den Kopf ſenkend.

„Im Namen Gottes beſchwöre ich dich,“ begann ich wieder — ſie unterbrach mich.

„Was ſprichſt du da?“ fragte ſie in einem Ton, als hätte ſie mich wirklich nicht verſtanden. Ich glaubte dabei eine leiſe Bewegung in dem Arm zu verſpüren, der mich wie ein kühler Gürtel umſchloß.

„Fürchte dich nicht,“ ſagte ſie dann; „hege keine Furcht, mein Freund.“ Damit wandte ſie ihr Geſicht und näherte es dem meinigen. Ich fühlte, daß meine Lippen in ſonderbarer Weiſe berührt wurden, als wenn etwa ein feiner, weicher Stachel in dieſelben geſenkt worden wäre — — —

Endlich trug ſie mich wieder nach Hauſe, nachdem wir die halbe Nacht hindurch geflogen waren.

„Stelle dich feſt auf den Boden,“ ſagte Ellis.

Ich nahm alle Kräfte zuſammen, um meiner Sinne wieder Herr zu werden. Unter meinen Sohlen verſpürte ich wieder feſten Grund, aber auch nicht das leiſeſte Geräuſch drang an mein Ohr. Alles rings um mich her ſchien ausgeſtorben zu ſein. Das Blut

jagte mir durch die Adern und an meinen Schläfen hämmerte es wie mit leisem inneren Klingen. Nur ganz allmählich verlor sich das Gefühl des Schwindels — dann endlich fühlte ich die Kraft, mich emporzurichten — und nun schlug ich die Augen wieder auf.

Wir befanden uns auf dem an meinem Teiche entlang führenden Damm.

„Der Tag beginnt!" rief Ellis dicht an meinem Ohr. „Lebe wohl — bis morgen!"

Ich wandte mich um; sie hatte sich ein wenig von der Erde erhoben und schwebte an mir vorüber. Plötzlich sah ich sie beide Arme über den Kopf erheben; Kopf, Arme und Schultern nahmen einen warmen, rötlichen Fleischton an. Wie Flammen zuckte es aus ihren dunkeln Augen, ein Lächeln geheimnisvoller Lust spielte um die rotgewordenen Lippen — ein herrliches junges Weib war vor meinen Augen entstanden. Aber nur einen Moment währte diese Erscheinung; im nächsten sank sie, wie von einer Ohnmacht ergriffen, zurück und zerfloß wie Nebel —

Unbeweglich blieb ich stehen.

Als ich mich von meinem Staunen einigermaßen erholt hatte und um mich blickte, war es mir, als sei jener reizende, rosenfarbige Fleischton, der sich so plötzlich über mein Nebelbild ergossen hatte, noch nicht verschwunden, als umgebe er mich vielmehr, in der Luft verteilt und aufgelöst, von allen Seiten — das war die Morgenröte. Jetzt auf einmal fühlte ich, wie ungeheuer ermüdet ich sei und ich begab mich nach meinem Hause.

Als ich endlich mein Zimmer und mein Bett erreicht hatte, fühlte ich ein leichtes Frösteln; ich legte mich nieder und versank auch sofort in tiefen Schlaf.

*

Als ich mich in der folgenden Nacht der alten Eiche näherte, kam Ellis mir wie einem alten Bekannten entgegen. Alle Scheu, die ich in der vergangenen Nacht empfunden, war verschwunden, ja ich war fast erfreut, sie wiederzusehen. Ich suchte schon gar nicht mehr nach einer Erklärung all der seltsamen Dinge, die ich erlebte.

Bald umfing sie mich wieder mit ihrem Arme und wir schwebten dahin.

„Wir wollen uns nach Italien wenden," flüsterte ich ihr ins Ohr.

„Wohin du willst, mein Freund," erwiderte sie leise und feierlich, und feierlich und leise wandte sie mir dann ihr Gesicht zu. Ich glaubte zu bemerken, daß dasselbe nicht mehr so durchsichtig war, wie in der Nacht vorher. Die Züge waren jetzt frauenhafter, gehaltvoller — sie erinnerten mich an die jener wunderbar schönen Gestalt, die mir in der Morgenfrühe erschienen war, um sogleich wieder zu verschwinden.

„Diese Nacht," fuhr Ellis fort, „ist eine große Nacht. Nur selten wiederholt sie sich. Wenn siebenmal dreizehn —"

Hier konnte ich einige Worte nicht verstehen.

„In dieser Nacht," fuhr sie dann fort, „kann man sehen, was zu jeder andern Zeit verborgen ist."

„Ellis!" rief ich in flehendem Ton; „wer bist du? Sage es mir doch endlich!"

Ohne ein Wort zu sprechen, hob sie ihren weißen Arm hoch empor. In der Richtung, nach welcher ihr Finger wies, glänzte zwischen den kleinen Sternen mit rötlichem Schimmer ein Komet.

„Wie soll ich dich verstehen?" fragte ich. „Ziehst du, wie der Komet zwischen den Planeten und der Sonne seine Straße zieht, zwischen den Menschen und — einem andern Geschlechte dahin? Und was ist das für ein anderes Geschlecht?"

Ellis legte sofort ihre Hand auf meine Augen. Es war mir, als umhülle mich plötzlich ein aus feuchtem Tale aufsteigender Nebel.

„Nach Italien, nach Italien," flüsterte sie, „diese Nacht ist eine große Nacht!"

(Nun hatten wir wunderbare Visionen, wir sahen die Pontinischen Sümpfe, Rom, den großen Julius Cäsar inmitten seiner Römer, die Isola Bella im träumenden Lago Maggiore, den großen Wolgapiraten des 17ten Jahrhunderts, Stephan Timofeitsch inmitten der Greuelscenen eines überrumpelten Dorfes.)

Endlich flogen wir wieder heim, den mir bekannten Waldessaum entlang, und ich sah, daß wir uns schon nahe der alten Eiche befanden.

„Siehst du jenen Pfad?" sagte Ellis. „Siehst du ihn dort

unten, wo er vom Mondschein erhellt ist und wo die beiden Birken ihre Zweige herabhängen lassen. Willst du dorthin?"

Ich war so abgespannt und so erschöpft, daß ich weiter nichts antworten konnte, als: „Nach Hause! Nach Hause!"

„Du bist zu Hause," entgegnete Ellis.

Wirklich befand ich mich nun vor der Tür meines Hauses — und zwar allein. Ellis war verschwunden. Der Hofhund näherte sich mir, betrachtete mich voll Mißtrauen und lief dann heulend davon. Nur mit großer Anstrengung schleppte ich mich bis zu meinem Bette, und bevor ich mich noch ausgekleidet hatte, war ich schon eingeschlafen.

*

Während des ganzen folgenden Vormittags hatte ich Kopfschmerzen und war so müde, daß ich kaum ein Glied rühren konnte.

Ich rief meine Haushälterin: „Wie findest du, daß ich heute aussehe, Marfa?" fragte ich.

„Dein Aussehen — na, ich will dich einmal genau betrachten. So! Um die Wangen herum bist du etwas abgefallen — und bleich bist du auch, mein Wohltäter. Du hast nicht einen Blutstropfen im Gesicht."

Ich wurde ein wenig verlegen und schickte Marfa fort.

„Ich werde daran sterben oder den Verstand verlieren," sagte ich, mich ans Fenster setzend, zu mir selbst. „Die Sache ist gefährlich — ich muß ihr deshalb ein Ende machen. Und da klopft mir auch noch das Herz in so sonderbarer Weise. Wenn ich fliege, habe ich immer die Empfindung, als sauge jemand an meinem Herzen und als tröpfele etwas aus demselben, wie im Frühling der Saft aus den jungen Birken sickert, wenn man die Axt hineinschlägt. Das alles geht nicht mit rechten Dingen zu. Und dann — Ellis? Sie spielt mit mir, wie die Katze mit der Maus. Und doch scheint sie nichts Böses mit mir im Sinne zu haben. Noch einmal, ein letztes Mal will ich mich ihr hingeben, noch einmal will ich sie anblicken, und dann — aber wenn sie mir mein Blut aussaugt? Entsetzlich! Und auch dieses unheimlich schnelle Fliegen muß mir schädlich sein. Man sagt ja, daß es sogar in England den Eisenbahnen verboten sei, mehr als hundertundzwanzig Werst in der Stunde zurückzulegen."

Ich überlegte es mir hin und her — aber als die zehnte Abendstunde gekommen war, stand ich wieder vor der alten Eiche.

Ellis erschien später als sonst.

„Wolltest du heute nicht kommen?" fragte ich.

„Du hast dich nach mir gesehnt? Du liebst mich? O, dann bist du auch mein!"

Diese letzten Worte setzten mich in Verwirrung; ich wußte nicht, was ich darauf erwidern sollte.

„Man hat mich bisher zurückgehalten," fuhr sie fort. „Man bewachte mich."

„Wer hat dich zurückhalten können?"

„Wohin willst du heute fliegen?" fragte Ellis, ihrer bisherigen Gewohnheit gemäß meine Frage nicht beantwortend.

„Trage mich nach Italien — an das Ufer jenes Sees — du erinnerst dich doch —"

Ellis schüttelte verneinend den Kopf. Jetzt erst bemerkte ich zum ersten Male, daß ihr Gesicht nicht mehr durchsichtig war. Die bisherige milchweiße Farbe hatte einen rötlichen Ton angenommen. Nun blickte ich ihr auch in die Augen, und es wurde mir unheimlich zu Mute; in diesen Augen war eine Bewegung zu bemerken — es war die langsame, unaufhörliche Bewegung, wie man sie bei einer Schlange wahrnimmt, die nach langer Erstarrung unter den belebenden Strahlen der Sonne zu neuer Tätigkeit erwacht.

„Ellis!" rief ich. „Wer bist du? So sage es mir doch endlich! Ich flehe dich an!"

Sie zuckte bloß mit den Achseln. —

(In dieser Nacht führte sie mich im Fluge nach Paris, in den Park von Schwetzingen voll umherwandelnder Traumgestalten, mit einem Zug Kraniche in die nordische Nacht St. Petersburgs.)

„Nach Hause," rief ich endlich, ermüdet von all dem Sehen und schloß die Augen.

Bald jedoch schlug ich sie wieder auf. Ellis begann sich auf ganz sonderbare Weise an mich zu pressen und zu schmiegen; sie stieß mich dabei fast. Ich blickte sie an und mein Blut erstarrte zu Eis. Jeder, der einmal in einem menschlichen Antlitz den Ausdruck fürchterlichsten Entsetzens wahrgenommen, ohne die Ursache

desselben erkennen zu können, wird wissen, was ich empfand. Schreck, qualvolles Entsetzen verzog und verzerrte Ellis' Züge. Niemals hatte ich im Antlitz eines lebenden Wesens ähnliches wahrgenommen. Ein Gespenst, ein Nachtgebilde, ein Schatten — und solch starrer Schreck!

„Ellis, was ist dir?" fragte ich.

„Er — er!" stieß sie mit vieler Mühe hervor. „Er ist es!"

„Er? Wer denn?"

„Nenne ihn nicht beim Namen! Nenne ihn nicht!" stammelte Ellis. „Wir müssen fliehen, sonst ist alles verloren — alles, und für immer! Sieh hin, dort!"

Ich wandte den Blick nach der Seite, nach welcher sie mit zitternder Hand wies, und ich sah etwas, was in der Tat furchtbar zu schauen war.

Dieses Etwas war um so entsetzlicher, als es keine bestimmte Gestalt hatte. Es war eine dunkle, plumpe, schwarz und gelb gefleckte Masse, dem Bauch einer riesigen Eidechse ähnlich. Es war kein Wolkengebilde. Langsam und schlangengleich schob es sich auf der Erde hin; dann schwang es sich wieder auf, um sich bald zu senken — dem unheilvollen Flügelschlage eines Raubvogels ähnlich, der nach seiner Beute Umschau hält. Dann drückte es sich wieder in unsagbar widerlicher Weise an die Erde an — so schmiegt sich eine Spinne an die im Netz gefangene Fliege.

„Wer bist du, entsetzliches Geschöpf?"

Wo es sich näherte, ich sah es und fühlte es, wurde alles Lebendige vernichtet und zerstört. Eine faulige, pestilenzialisch riechende Kälte verbreitete sich ringsum. Diese Kälte machte mein Herz erstarren, vor meinen Augen wurde es finster und meine Haare standen zu Berge. Hier kam uns eine Macht entgegen, eine unüberwindliche Macht, der nichts Halt gebieten kann, die, obwohl ohne Gestalt, ohne Gesicht, ohne Denkvermögen, doch alles sieht und weiß — die gleich einem Raubvogel sich ihre Beute aussucht, gleich einer Schlange dieselbe erdrückt und mit eisigkalter Zunge begeifert.

„Ellis! Ellis!" schrie ich, schaudernd vor Entsetzen. „Das ist der Tod! der Tod!"

Jener klagende Laut, den ich schon öfters vernommen hatte, entfuhr Ellis' Lippen — aber diesmal hatte er Ähnlichkeit mit dem

Verzweiflungsſchrei eines Menſchen. Wir flogen dahin, aber in auffallend ungleicher Weiſe. Ellis überſchlug ſich zuweilen in der Luft, zuweilen ſtürzte ſie auch; dann wechſelte ſie plötzlich die Richtung, wie eine verwundete Henne, die den ſie verfolgenden Hund von ihrer Brut abzulenken ſich bemüht. Inzwiſchen aber hatten ſich von jener ſchauerlichen Maſſe einige große Stücke, den Fängen eines Polypen ähnlich, losgelöſt, und in wogender Bewegung rollten ſie uns nach. Eine rieſige, verhüllte Geſtalt auf fahlem Roſſe, bis zum Himmel reichend, wurde plötzlich ſichtbar. Ellis verdoppelte ihre verzweiflungsvollen Bewegungen.

„Er hat mich geſehen! Jetzt iſt es um mich geſchehen — ich bin verloren!“ flüſterte ſie, von Stöhnen und Seufzen unterbrochen. „O ich Unglückliche! Ich hätte mir den Lebensgeiſt verſchaffen können — und nun — das Nichts! das Nichts!“

Was ſie noch ausrief, konnte ich ſchon nicht mehr verſtehen; ich hatte die Beſinnung verloren. — —

Als ich wieder zu mir kam, lag ich mit dem Rücken auf dem Graſe und fühlte einen dumpfen Schmerz in allen Gliedern, als wenn ich einen heftigen Stoß bekommen hätte. Der Morgen dämmerte, und ſchon vermochte ich alle Gegenſtände um mich her deutlich zu unterſcheiden. In der Nähe ſah ich einen mit Weidenbüſchen eingefaßten Weg, der ſich bei einem Birkenwäldchen entlang ſchlängelte; die ganze Umgebung kam mir ſehr bekannt vor. Ich begann, die Ereigniſſe dieſer Nacht mir ins Gedächtnis zurückzurufen, und ich mußte unwillkürlich ſchaudern, als ich der entſetzlichen Erſcheinung gedachte, die ich zuletzt wahrgenommen.

„Weshalb iſt aber Ellis ſo furchtbar erſchrocken?“ fragte ich mich. „Sollte denn auch ſie ſeiner Macht unterworfen ſein? Iſt ſie nicht unſterblich? Iſt auch ſie der Zerſtörung, der Auflöſung, dem Nichts verfallen? Sollte das möglich ſein?“

Ein leiſes Stöhnen ließ ſich dicht neben mir vernehmen. Ich wandte den Kopf — zwei Schritte von mir entfernt lag ein junges Weib in langem weißen Gewande im Graſe ausgeſtreckt. Ihre dichten Haare waren aufgelöſt und ihre Schultern entblößt; die linke Hand lag unter dem Kopfe, die rechte auf der Bruſt. Ihre Augen waren geſchloſſen und zwiſchen den zuſammengepreßten Lippen bemerkte ich rötlichen Schaum. Sollte das Ellis ſein? Aber Ellis war ja ein Geſpenſt, und hier ſah ich neben

mir ein Weib von Fleisch und Bein. Ich näherte mich ihr und beugte mich über ihr Gesicht.

„Ellis!" rief ich. „Bist du es?"

Ein Zittern flog über das Gesicht, die Augen öffneten sich, groß, dunkel hefteten sie ihren Blick durchdringend auf mich — und fast in demselben Augenblick preßten sich warme, weiche, blutdürstende Lippen auf die meinigen. Ich fühlte, wie ein heißer Busen sich an mich schmiegte, wie weiche Arme meinen Hals umschlangen.

„Lebewohl! Lebewohl auf ewig!" sprach eine ersterbende Stimme — und alles war verschwunden.

Ich erhob mich und schwankte dabei wie ein Trunkener. Dann blickte ich aufmerksam um mich und fuhr mir einigemale mit der Hand über das Gesicht. Endlich erkannte ich, daß ich mich auf der nach N. führenden Landstraße befand, und zwar etwa zwei Werst von meinem Hause entfernt. Die Sonne war bereits aufgegangen, als ich in meiner Wohnung anlangte.

*

So wild und roh der eine Erzähler ist, so seelenmalerisch fein und ruhig der andere; wo jener mit Überraschungen und grausigen Affekten arbeitet, da motiviert der andere und läßt den Helden Stufe für Stufe, und zwar nicht minder zwingend, seinem Dämon verfallen. Das ist ein typischer Unterschied zwischen der Erzählungsweise der Romantik und der viel feineren und gereifteren Kunst am Ende ihres Jahrhunderts. Daß der Dämon seinen Willen schließlich doch nicht erreicht, sondern vorher dem Tode verfällt, das ist nicht typisch für die Kunst der Zeit des Dichters, sondern persönliches Eigentum Turgenjews. Die Gestalt des Todes selbst zeigt eine entfernte Verwandtschaft mit Gogols Wij.

* * *

Einen festen Anhalt für den Vergleich von Gespenstergeschichten bei den verschiedenen Nationen gewähren ferner

die Spukgestalten, die sich um bestimmte Örtlichkeiten festsetzen und trotz aller verschiedenartigen Abenteuer, die die Menschen mit ihnen und durch sie erleben, dennoch einen ziemlich gleichbleibenden Charakter zeigen.

Auch hier stehen wieder die Slaven voran mit dem Prekolitsch der wallachischen Gebirge, einem umherschweifenden vielgestaltigen, schrecklichen Wesen. In Deutschland wimmelt der Harz von Gespenstern, die aber im engsten Sinne lokal sind, im Gegensatz zum Riesengebirge, wo der weltbekannte Rübezahl über das ganze Land herrscht. Von Musäus ist er in die große Literatur eingeführt worden, und sein Charakter in mannigfachen Abenteuern für alle Zeiten festgelegt als „launisch, ungestüm, sonderbar; bengelhaft, roh, unbescheiden, stolz, eitel, wankelmütig, heute der wärmste Freund, morgen fremd und kalt; zu Zeiten gutmütig, edel und empfindsam, aber mit sich selbst in stetem Widerspruch, albern und weise, oft weich und hart in zween Augenblicken, wie ein Ei, das in siedend Wasser fällt; schalkhaft und bieder, störrisch und beugsam; nach der Stimmung, wie ihn Humor und innerer Drang beim ersten Anblick jedes Ding ergreifen läßt". Hochschottland, die Inseln, ebenso wie Irland beherbergen ebenfalls eine Menge Geister, von denen lokale Lieder und Geschichten erzählen; der Grundzug ihres geheimen Reizes ist hier eine süße Melancholie, Feierabendstimmung und Todesahnung: der Geist tötet voll rührender Sehnsucht die Menschen, die er liebt, warmblütige Liebe sucht aufopferungsvoll den Geistern Anteil an irdischem Glück zu geben, ferne Glocken klingen darein und leises Rauschen des Windes durch den herbstlich schimmernden Wald.

So könnte man noch weitere Umschau halten und überall bei den verschiedenen Völkern neben vielem, was den Gespenstergeschichten gemeinsam zu sein pflegt, mancherlei Spezifisches und von anderen Differenziertes herausmerken. Denn auch die Geistergeschichten nehmen teil an der allge-

meinen Beschaffenheit des Volkscharakters, der wiederum besonders durch Rasse und klimatische Verhältnisse bedingt wird.

Auch die allgemeinen örtlichen Verhältnisse zeitigen ihre bestimmten Geister. Die „Dschinn" des Orients sind dem Abendlande besonders durch V. Hugos gleichnamiges Gedicht bekannt geworden, die Karawanen gespenstischer Mekkapilger den Deutschen durch Freiligraths Gedicht. Was für Geister der weiten, baumlosen Steppe eignen mögen, konnte man oben bei der Geschichte Gogols etwas herausfühlen. Von ihnen unterscheiden sich wieder die Geister des Gebirges und die unter der Erde, von denen die deutsche Literatur durch Theodor Körners Reminiszenzen an seine Bergmannszeit mancherlei erfahren hat. Einen besonderen Rang nehmen die Gespenster der Seeleute ein, der Klabautermann, der fliegende Holländer und manche andere. Der Marinepfarrer Heims hat eine Sammlung von ihnen herausgegeben unter dem Titel „Seespuk".

Von diesen Seegespenstern wollen auch wir hier eins heraufbeschwören, weniger seiner Eigenschaft als Seegespenst wegen, als um ein Beispiel zu geben, wie ein nordischer Schriftsteller eine Gespenstergeschichte erzählt, und weil sie uns etwas typisch Germanisches zu enthalten scheint. Sie stammt aus dem Hellseher von Jonas Lie und wir nennen sie

Das Seegespenst

(aus dem Norwegischen übersetzt von W. Lange, Leipzig, Reclam).

Auf dem Kvalholm da unten auf Helgeland wohnte ein armer Fischer namens Elias mit seiner Frau Karen, die früher bei dem Pastor in Alstadhaug gedient hatte. Sie hatten sich dort eine Hütte gebaut und der Mann machte nun gegen Tagelohn die Lofotenfischerei mit.

Auf dem einsamen Kvalholm war es nicht ganz geheuer. Wenn der Mann fort war, hörte die Frau mancherlei unheimlichen Lärm und Geschrei, das nicht von etwas Gutem herrühren konnte.

Eines Tages, als sie auf die Hochebene gestiegen war und Gras zum Winterfutter für ihre Schafe mähte, hörte sie es sogar vollkommen deutlich da unter dem Berge am Strande sprechen, aber sie wagte nicht nachzusehen, was es war.

Jedes Jahr wurde ihnen ein Kind geboren, aber sie waren beide arbeitsam und fleißig. Als sieben Jahre vergangen waren, befanden sich sechs Kinder in der Stube; aber um diese Zeit hatte sich der Mann auch so viel zusammengespart, daß er glaubte, er könnte sich nun selbst ein sechsrudriges Boot kaufen, um dann auf eigene Hand auf die Fischerei auszusegeln.

Eines Tages, als er mit einer Flunderpike in der Hand einherging und hierüber nachgrübelte, stieß er hinter einem Felsenvorsprung am Strande unvermutet auf einen ungeheuren Seehund, der dalag und sich hinter demselben sonnte und Elias wohl ebensowenig erwartet hatte, wie dieser ihn. Elias jedoch bedachte sich nicht lange: er stieß ihm die lange schwere Pike gerade in den Rücken, dicht unter dem Genick.

Aber gab es da ein Wesen! Der Seehund erhob sich mit einemmale auf dem Schwanz gerade empor in die Höhe — so hoch wie ein Bootsmast, und sah ihn dabei mit ein paar blutunterlaufenen Augen so boshaft und giftig an, während er ihm dabei grinsend die Zähne zeigte, daß Elias vor Schreck beinahe den Verstand verloren hätte. Dann fuhr der Seehund mit einemmal hinunter ins Wasser, so daß der Schaum hinter ihm ganz rot von Blut war. Mehr sah Elias von dem Tier nicht; aber an der Landungsstelle in der Bucht, wo sein Haus stand, kam an demselben Nachmittag die Flunderstange mit abgebrochener Eisenspitze ans Land getrieben.

Elias dachte jedoch nicht weiter hieran. Er kaufte sich im Herbst ein sechsrudriges Boot, für welches er bereits im Sommer einen kleinen Schuppen gebaut hatte.

Eines Nachts, als er noch wach lag und an seinen neuen Sechsruderer dachte, fiel es ihm ein, daß er, um das Boot ordentlich zu verwahren, vielleicht noch eine kleine Klammer zum Stützen an jeder Seite einsetzen sollte. Er war so unvernünftig froh über das Boot, daß es ihm ein wahres Vergnügen war, aufzustehen und es mit der Laterne in der Hand zu besichtigen.

Wie er nun dastand und das Boot beleuchtete, glaubte er plötzlich in einer Ecke auf dem Netzhaken ein Gesicht zu bemerken, das ganz dem des Seehundes glich. Es grinste ihn und die Laterne eine Weile boshaft an, der Rachen wurde gleichsam größer und immer größer und schließlich fuhr ein großer Mann zur Tür hinaus, jedoch nicht so schnell, daß Elias bei dem Schein der Laterne nicht deutlich gesehen, wie eine lange Eisenspitze ihm aus dem Rücken hervorstand. Nun begann er doch das eine und das andere zu begreifen. Aber selbst jetzt war er mehr um das Boot als um sein Leben besorgt, und er setzte sich mit der Laterne in der Hand in das Boot und hielt Wache. Als seine Frau am folgenden Morgen hereinkam, fand sie ihn im Boote schlafend mit der ausgebrannten Laterne neben sich.

Als er eines Morgens im Januar mit zwei Männern im Boote auf den Fischfang auszog, hörte er in der Dunkelheit eine Stimme, die von einer Schere, gerade an der Ausfahrt der Bucht, höhnisch lachend sagte: „Wenn du ein großes Boot bekommst, so nimm dich in acht, Elias!"

Es dauerte jedoch viele Jahre, bevor Elias es zu einem großen Boote brachte, und sein ältester Sohn Bernt war da bereits siebzehn Jahre alt. In demselben Herbste reiste Elias mit seiner ganzen Familie im Boot nach Ranen, um den Sechsruderer zugleich mit dem Aufgeld gegen ein großes Boot zu vertauschen. Zu Hause blieb nur ein soeben konfirmiertes Lappenmädchen zurück, das Elias vor einigen Jahren zu sich genommen hatte.

In Ranen war nun wirklich ein Boot zu haben, ein kleineres Großboot, um das es ihm gerade zu tun war und welches der beste Bootsbauer just in diesem Herbst fertig bekommen und geteert hatte. Elias wußte sehr wohl, wie ein Boot beschaffen sein mußte, und er glaubte niemals eines gesehen zu haben, das so vorzüglich unter der Wasserlinie gebaut war wie dieses. Über dem Wasser dagegen sah es wenigstens für einen weniger Erfahrenen etwas grob und gar nicht besonders schön aus.

Der Baumeister sah dies alles ebensogut wie Elias. Er sagte, nach seiner Ansicht würde es der schnellste Segler werden, der je in Ranen gebaut sei; aber Elias sollte es trotzdem für billiges Geld haben, wenn er nur eines versprechen wollte, nämlich keine Änderung am Boote vorzunehmen, nicht einmal einen Nagel in die

geteerten Steven zu schlagen. Erst als Elias ausdrücklich dieses Versprechen gegeben, bekam er das Boot.

Aber der Mann, der den Baumeister diese Form unter der Wasserlinie gelehrt hatte — über dem Wasser mußte er arbeiten, wie er es selbst konnte, und das wurde oft schlecht genug — war wahrscheinlich dort gewesen und hatte ihm befohlen, das Boot so billig zu verkaufen, daß Elias es erwerben könnte, und ihm zugleich eingeschärft, im voraus die Bedingung zu machen, daß es nicht gezeichnet werden dürfte. Auf diese Weise konnten nicht, wie es gebräuchlich war, am Vorder- und Hintersteven Kreuze angebracht werden.

Elias gedachte nun wieder nach Hause zu segeln, aber erst ging er nach dem Handelsplatz und versorgte sich und die Seinen mit Weihnachtsvorrat, darunter auch eine Branntweinskruke. Sehr froh und zufrieden über den Handel, nahm er sowohl wie seine Frau an diesem Tage vielleicht einen Schluck über den Durst, und auch Bernt der Sohn durfte ein wenig davon kosten.

Dann segelten sie in dem neuen Boote nach Hause. Anderer Ballast als Elias selbst nebst Frau und Kindern und dem Weihnachtsvorrat befand sich im Boote nicht. Der Sohn Bernt saß vorn, die Frau, unterstützt von dem zweitältesten Sohn, hielt die Segel, und Elias selbst saß am Ruder, während die beiden jüngeren zwölf und vierzehn Jahre alten Brüder sich beim Wasserschöpfen ablösen sollten.

Sie hatten acht Seemeilen zu segeln, und als sie auf die See hinauskamen, zeigte es sich, daß sie das Boot gleich dies erstemal auf die Probe würden stellen müssen. Nach und nach steigerte sich der Wind zu einem Sturm, und die Schaumkämme der schweren Wogen begannen sich aneinander zu brechen.

Jetzt sah Elias, was für ein Boot er hatte; es durchschnitt die Wellen wie ein Seevogel, ohne daß auch nur ein Tropfen ins Boot kam, und er meinte, daß er nicht ein ganzes Reff beizusetzen brauchte, was auf einem gewöhnlichen Großboot bei solchem Wetter notwendig gewesen wäre.

Später am Tage bemerkte er nicht weit von sich auf der See ein anderes Großboot mit voller Besatzung und viermal gerefften Segeln. Es hatte denselben Kurs, und er fand es etwas seltsam, daß er es nicht früher gesehen. Es schien, als wollte es

mit ihm um die Wette segeln, und als er das merkte, konnte er es nicht unterlassen, sein Segel wieder aufzusetzen.

Jetzt ging es mit rasender Schnelligkeit an Landzungen, Werdern und Scheren vorüber, so daß es Elias schien, als sei er noch nie zuvor auf einer so prächtigen Segelfahrt gewesen, und nun zeigte es sich auch, daß das Boot wirklich das beste in Nordland war.

Das Meer ging indes immer höher und sie hatten bereits mehrere ordentliche Sturzwellen bekommen. Sie brausten vorn am Halse, wo Bernt saß, herein und flossen in der Nähe des Hinterverdecks wieder in die See hinaus.

Als es dunkel geworden, war das andere Boot ganz in ihre Nähe gekommen, so daß sie sich einander etwas hätten zuwerfen können.

So ging die Fahrt Seite an Seite auf der immer gefährlicher werdenden See in die Nacht hinein. Es hätte nun eigentlich wieder gerefft werden müssen, aber Elias wollte sich bei dem Wettfahren nicht gern für besiegt erklären, und gedachte damit so lange wie möglich zu warten, — bis sie es in dem anderen Boot täten, wo es vielleicht ebenso notwendig sei. Immer öfter ging nun die Branntweinskruke herum, da sie jetzt sowohl der Kälte wie der Nässe zu widerstehen hatten.

Das „Meerleuchten", das auf den schwarzen Wogen neben Elias' Boot spielte, strahlte eigentümlich stark auf dem Schaumrande um das andere Boot, das gleichsam durch feurige Sturzwellen dahinsegelte. Bei dem hellen Phosphorschein vermochte er sogar die Taue am andern Boote zu unterscheiden. Er konnte auch deutlich die Leute an Bord sehen mit ihren Südwestern auf dem Kopf; aber als ihre Luvartseite zunächst lag, kehrten sie ihm alle den Rücken zu und wurden zudem fast ganz von dem hohen Rande des kenternden Bootes verdeckt.

Plötzlich schlug eine schreckliche Sturzwelle, deren weißen Kamm Elias schon von weitem durch die Dunkelheit erblickt hatte, ins Boot herein, wo Bernt saß. Sie hielt gleichsam das ganze Boot einen Augenblick auf, die Planken erbebten und zitterten unter ihrem Druck, und dann strömte sie hinten über die Leeseite wieder hinaus, als das Boot, welches eine Weile halb gekentert dalag, sich wieder erhob und von neuem dahinschoß. Während

dies geschah, schien es Elias, als ob von dem andern Boot her schrecklich geschrieen würde. Aber als es vorüber war, rief die Frau, die hinten am Segel saß, mit einer Stimme, die ihm ins Herz schnitt: „Herr mein Gott, Elias, die Welle hat Martha und Nils mit sich genommen!“ — das waren ihre zwei jüngsten Kinder, das erstere neun, das andere sieben Jahre alt. Sie hatten neben Bernt gesessen. Elias antwortete nur: „Laß das Segel nicht los, sonst wirst du noch mehr verlieren!“

Es galt nun das vierte Mal zu reffen, und als das geschehen war, fand Elias, daß er sogar zum fünften Male reffen müßte, denn der Sturm ward immer ärger; aber um anderseits die immer schwereren Sturzwellen umsegeln zu können, durfte er das Segel nicht weiter einziehen, als durchaus notwendig war. Es ging jedoch so, daß sie das Segel mehr und mehr einziehen mußten. Die See peitschte ihnen ins Gesicht und Bernt und der nächstälteste Bruder Anton, der bisher der Mutter am Segel geholfen, mußten sich schließlich an der Raa halten — ein Ausweg, zu dem man seine Zuflucht nimmt, wenn das Boot nicht einmal das fünfmal gereffte Segel mehr verträgt.

Das benachbarte Boot, das eine Weile nicht sichtbar gewesen, tauchte plötzlich neben Elias' Boot wieder auf, mit ganz derselben Takelage wie dieses; aber die Mannschaft dort an Bord wollte ihm jetzt nicht recht gefallen. Die beiden, welche die Raa hielten und deren bleiche Gesichter er unter den Südwestern erblickte, schienen ihm bei der seltsamen Beleuchtung der Schaumwoge mehr Gespenstern als Menschen zu gleichen; auch sprachen sie kein einziges Wort.

Eine Strecke vom Luvart entfernt erblickte er jetzt wieder auf dem Wasser den hohen Kamm einer Sturzwelle, welche sich durch die Finsternis näherte, und er bereitete sich bei Zeiten darauf vor, sie zu empfangen. Das Boot wurde mit dem Steven direkt auf die Welle gelegt und das Segel so groß wie möglich geführt, um Schnelligkeit genug zu gewinnen, daß er die Welle durchschneiden und wieder aus ihr heraussegeln könnte. Herein brauste die Sturzwelle, tosend wie ein Wasserfall; wieder lagen sie einen Augenblick halb gekentert; aber als die Gefahr vorüber war, saß die Frau nicht mehr am Segel und auch Anton stand nicht mehr da und hielt die Raa — sie waren beide über Bord gegangen.

Auch diesmal schien es Elias, als hörte er denselben unheimlichen Ruf in der Luft. Aber dazwischen hörte er deutlich seine Frau angstvoll seinen Namen rufen. Als er begriff, daß sie über Bord gespült war, sagte er nur: „In Jesu Namen!" und schwieg dann. Es war ihm so zu Mut, daß er ihr am liebsten gefolgt wäre, aber er fühlte zugleich, daß es nun galt, den Rest der Last zu bergen, die er noch an Bord hatte, nämlich Bernt und seine zwei anderen Söhne, der eine zwölf, der andere vierzehn Jahre alt, die nun im Hintersteven hinter ihm Platz erhalten hatten.

Bernt mußte nun allein auf die Raa passen und er und der Vater sich so gut helfen als es gehen wollte. Das Steuerruder wagte Elias nicht loszulassen, und er hielt es mit eiserner Hand fest — sie war jedoch längst vor Anstrengung gefühllos geworden.

Eine Weile darauf tauchte das andere Boot wieder auf; es war, wie das erste Mal, eine Zeitlang nicht zu sehen gewesen. Nun sah Elias auch mehr von dem großen Mann, der auf demselben Platz wie er selbst im Hintersteven saß. Aus seinem Rücken unterhalb des Südwesters stand, als er sich umwandte, ganz richtig eine lange Eisenpike, die Elias wiederzuerkennen glaubte. Dadurch ward ihm zweierlei klar: erstens, daß es niemand anders war, als das Seegespenst selbst, das sein Halbboot dicht neben ihm lenkte und ihn ins Verderben geführt; und zweitens, daß es so bestimmt war, daß er in dieser Nacht seine letzte Fahrt machte. Denn der, welcher das Seegespenst auf dem Meere erblickt, ist verloren. Er sagte nichts zu seinen Söhnen, um ihnen nicht den Mut zu rauben; aber in der Stille empfahl er Gott seine Seele.

Seit einigen Stunden hatte er den Kurs ändern müssen, um dem Sturm auszuweichen; zugleich entstand nun ein Schneegestöber, und so sah er ein, daß er auf die Landung warten müßte, bis der Tag graute. Die Fahrt ging indes wie bisher. Von Zeit zu Zeit klagten die Knaben im Hintersteven, daß sie frören, aber dagegen war ja bei der Nässe nichts zu machen, und Elias war zudem mit ganz anderen Gedanken beschäftigt. Es hatte ihn ein so heißes Verlangen ergriffen, sich zu rächen, und er würde es auch getan haben, wenn er nicht das Leben seiner drei übrigen Kinder zu verantworten gehabt. Dann würde er durch eine plötz-

liche Wendung versucht haben, das verfluchte Boot in den Grund zu segeln, das noch immer wie zum Hohn sich neben ihm hielt und dessen böse Absicht er nur allzu klar durchschaute. Konnte die Flunderpike früher das Gespenst treffen, so ließ sich auch wohl jetzt mit einem Messer oder einem eisernen Fischhaken dasselbe erreichen, und er fühlte, er würde gern sein Leben hingegeben haben, um den ordentlich zu treffen, der ihm so unbarmherzig das Liebste auf Erden genommen und wohl noch mehr haben wollte.

Als es zwischen drei und vier Uhr nachts war, erblickte Elias wieder in der Dunkelheit eine Schaumbrechung von solcher Höhe, daß er anfangs glaubte, es sei eine Brandung in der Nähe des Landes. Er erkannte jedoch bald, was es war, nämlich eine ungeheure Woge. Da glaubte er deutlich zu hören, wie es in dem anderen Boote lachte und er vernahm die Worte: „Nun steure dein Großboot, Elias!" Dieser, der das Unglück voraussah, sagte jetzt laut: „Nun, in Jesu Namen!" bat dann seine Söhne, sich aus aller Macht an den Ruderpflöcken festzuhalten, wenn das Boot untertauchte, und nicht eher loszulassen, als bis sie wieder über Wasser wären. Er ließ den ältern vorn zu Bernt gehen, er selbst behielt den jüngsten dicht neben sich, strich ihm heimlich mehrmals die Wange und vergewisserte sich, ob er sich recht fest hielt. Das Boot wurde buchstäblich unter der Schaumwelle begraben, erhob sich jedoch nach und nach mit dem Vordersteven und ging dann unter. Als es mit dem Kiel nach oben wieder an die Oberfläche stieg, lagen Elias, Bernt und der zwölfjährige Martin neben dem Boot und hielten sich an dem Weidenbande fest; aber der dritte Bruder fehlte.

Nun galt es zunächst, die Tauwände an der Seite zu durchschneiden, so daß der Mast an der andern Seite neben dem Boot schwimmen könnte, statt gewaltsam unter demselben zu arbeiten, und dann auf den Kiel zu gelangen, um den Zapfen aus dem Schlüsselloch zu entfernen und die Luft, die das Boot jetzt zu hoch im Wasser hielt, herauszulassen, damit es still liegen könnte. Nach großen Anstrengungen glückte dies und Elias, der zuerst auf den Kiel gelangte, half nun auch den beiden Söhnen hinauf.

Und dort saßen sie nun in der langen, finsteren Winternacht, mit Händen und Knieen sich krampfhaft an den Boden des Bootes

festklammernd, über welches eine Welle nach der andern hinüberschlug.

Schon nach ein paar Stunden starb Martin, den der Vater die ganze Zeit über nach Möglichkeit gestützt hatte, vor Ermattung und glitt in die See hinunter. Mehrmals hatten sie um Hülfe gerufen, gaben es aber wieder auf, weil sie einsahen, daß es nichts nützen würde.

Während die beiden nun allein auf dem umgeschlagenen Boote saßen, sagte Elias zu Bernt: er glaube, auch er würde bald „der Mutter folgen"; er habe jedoch die feste Hoffnung, Bernt würde gerettet werden, wenn er nur wie ein Mann aushalte. Dann erzählte er ihm von dem Seegespenst, das er mit der Flunderpike in den Nacken gestoßen und wie dieses sich nun an ihm gerächt habe und wohl nicht nachgeben würde, bis sie quitt seien.

Gegen neun Uhr morgens, als der Tag zu grauen begann, reichte Elias Bernt, der neben ihm saß, seine silberne Uhr mit der Messingkette, die er entzwei gerissen hatte, um unter der zugeknöpften Weste die Uhr hervorzuziehen. Er blieb noch eine Weile sitzen; aber als es heller wurde, sah Bernt, daß des Vaters Antlitz totenbleich war und das Haar sich an verschiedenen Stellen geteilt hatte, wie es wohl bei einem Sterbenden zu geschehen pflegt, und durch das Festhalten am Kiel war ihm die Haut von den Händen abgerieben. Der Sohn begriff jetzt, daß es mit dem Vater zu Ende ging, und wollte, wenn's ihm nur eben möglich sei, zu ihm hinrücken, um ihn zu unterstützen; aber als Elias dies merkte, sagte er: „Halt dich nur unverzagt fest, Bernt! In Jesu Namen geh' ich nun zur Mutter!" Und damit warf er sich rücklings von dem Boot ins Meer.

Als die See ihre Beute empfangen hatte, wurde sie, wie jeder weiß, der auf einem solchen umgestürzten Boot gesessen, eine Weile nachher ruhiger. Es ward jetzt Bernt leichter, sich festzuhalten; und mit dem heller werdenden Tage faßte er auch neue Hoffnung. Der Sturm legte sich, und als es ganz hell geworden, schien es ihm, als ob er die Gegend erkennte und seiner Heimat, dem Kvalholm zutriebe.

Er begann jetzt wieder um Hülfe zu rufen, setzte aber seine meiste Hoffnung auf eine Strömung, von der er wußte, daß sie an einer Stelle ans Land trug, wo eine Landzunge der Insel die

Wogen brach, so daß das Wasser ruhig wurde. Er trieb auch ganz richtig immer näher und kam schließlich einer Schere so nahe, daß der Mast, der neben dem Boote schwamm, zugleich mit den Wellen an der schrägen Klippe auf- und niederwogte. So starr seine Glieder von dem Sitzen und Festhalten auch waren, gelang es ihm jetzt doch unter großer Anstrengung, sich auf die Felsenklippe zu retten, auf welche er den Mast hinaufzog und wo er das Großboot vertaute.

Das Lappenmädchen, das allein zu Hause war, hatte seit ein paar Stunden Notrufe zu vernehmen geglaubt, und da dieselben nicht aufhörten, stieg sie auf eine Anhöhe, um zu sehen, was es wäre. Da gewahrte sie Bernt auf der Klippe und sah das umgekehrte Großboot an derselben auf- und abwogen. Sie lief sofort hinunter, schob das alte Ruderboot ins Wasser und ruderte um die Insel herum zu ihm hinaus.

Bernt lag unter ihrer Pflege den ganzen Winter krank und ging in diesem Jahre nicht auf den Fischfang. Die Leute meinten auch, nach diesen Erlebnissen wäre er manchmal von etwas wunderlicher Art.

Auf das Meer wollte er nicht wieder hinaus — er hatte den Seeschreck bekommen. Er heiratete das Lappenmädchen und zog hinauf nach Malangen, wo er sich ein Rodeland erwarb und wo er jetzt lebt und sich gut steht.

*

Vergleichen wir die Geschichten dieses Kapitels untereinander, so stellt sich zunächst der Abschnitt aus Tausend und eine Nacht aus den übrigen heraus; er nimmt sich aus, wie ein aus bunten Lappen zusammengestückter orientalischer Teppich gegenüber dem einheitlichen Muster der andern, die ein ruhiges Betrachten und sich steigerndes Interesse ermöglichen. Die beiden Russen und Lie unterscheiden sich von E. T. A. Hoffmann weniger durch typische Rasseneigenschaften als durch die Höhe ihrer Kunst. Der letztere ist der rohere Erzähler, der mit groben Effekten grob arbeitet, jene drei zeigen sich schon durch ihre kunstvollen

Steigerungen, die feinabgetönte Übereinstimmung der Landschaft mit der Handlung, die ruhigere und tiefere Zeichnung von Gespenst und Mensch als die größeren Künstler. Gogol unterscheidet sich von Turgenjew in unserm Stück am auffälligsten durch den Farbenton; er zeichnet figurenreich, trotz des grausigen Gegenstandes in hellen freien Farben, während über der Schöpfung des letzteren ein melancholischer Hauch liegt, zum größten Teil wegen der gedämpften und gedunkelten Farben, die in leisen Übergängen ineinander verfließen. Die Hexen der beiden aber sind durch mancherlei Charakterzüge miteinander verwandt, so wenig dies auf den ersten Blick scheinen mag. Lies Geist dagegen ist von anderem Geschlecht; hier ist keine Gemeinschaft mehr, sondern durchgreifende Verschiedenheit, und zwar beruht sie nicht auf der zufälligen Verschiedenheit der künstlerischen Individuen, sondern hier scheint der Rassenunterschied rein herauszukommen. Einmal haben die Hexe und der Vampyr der Russen neben ihrem Gespenstischen noch Menschliches besonders Frauenhaftes. Sie wollen etwas für sich, sie wollen beide die Liebe des Menschen, auch Ellis, abgesehen von ihrem Durst nach seinem Blut; in dem Dämonischen, Entsetzlichen, Vernichtenden der Hexe liegt viel von dem Haß der zurückgestoßenen Frau. Das Seegespenst will nichts für sich, es ist nur Zerstörungssucht, häßlich wie es selbst in seiner ungeheuerlichen Robbengestalt, und Bosheit gegen den Beleidiger. Weiches, körperliches fehlt ihm durchaus; während die Hexen ein Antlitz voll schmelzender Schönheit tragen, verbirgt ein großer Südwester und seitwärts gewendete Haltung die Gesichter des Seegeistes und seiner gespenstischen Kumpane. Es verfolgt unentrinnbar sein Opfer, wie Ellis den erkorenen Mann nicht losläßt, aber jenes flößt nur Furcht und Abscheu, diese bei allem Verderblichen und Unheimlichen etwas wie Rührung ein. Um Gogols Hexe schwebt noch, wie sie der Philosoph in der einsamen Kirche im Sarge sieht, der sinnliche Reiz einer wunderbaren Schön-

heit, und wie Wollust und Schmerz miteinander verwandt sind, so schlägt hier Sinnlichkeit in wahnsinnigstes Entsetzen um. Von dem Seegespenst aber geht nur Abscheu aus, und das ganze Abenteuer, das Lie erzählt, liegt unter dem dumpfen Druck dringender Not: das schwere Temperament des Germanen, in der nordischen Literatur überall bekannt, und das weichere des Slaven. — Und noch ein Rassenunterschied: der Slave sucht das Gespenst nur zu beschwören, das Wegsehen ist seine beste Waffe. Da ist nur geringer, wenig ernster Widerstand; er ist seinem Gespenst von vornherein verfallen, er fühlt sich in dessen Macht und geht, wenn ihn nicht anderes dazwischentretend errettet, widerwillig sich hingebend zu Grunde. Der Germane aber ringt und kämpft mit seinem Gespenst bis zum letzten Atemzug, übermenschliche Kraft spannt er an, ihm streitig zu machen, was abgerungen werden kann, und wenn der Schiffer in den Wellen versinkt, einen Sohn wenigstens hat er noch gewonnen; der Ozean mag seinen Leichnam behalten oder ans Ufer werfen, das Gespenst hat nichts von ihm weder im Leben noch im Tode, nichts von einem wenn auch nur widerwilligen Hingeben, sondern Haß und Abwehr bis zum letzten Atemzug.

* * *

Achtet man beim Überblicken einer größeren Anzahl von Gespensternovellen auf die Zeit, in der sie entstanden sind, so findet man, daß sie den jeweiligen Strömungen entsprechen. Zwar bilden sie nur ein abgelegenes Gebiet der Literatur, aber sie geben dem Künstler Zwang und Gelegenheit, sich zu einer Frage zu stellen, deren Lösung, in verschiedenen Epochen immer verschieden versucht, mit der gesamten Geistesrichtung einer Zeit durchaus zusammenhängt; man kann an ihr, wie am Wasserstandsglase das

Wasser im Kessel, manches vom Inhalt ihrer Zeit erkennen. — Wer zum Beispiel die Hoffmannschen Spukgeschichten und ihre Räsonnements liest, erkennt einen guten Teil des Geistes der Romantik; aus den Unterhaltungen der Ausgewanderten erhellt die Stimmung des naturforschenden Goethe und seines Kreises; die fortgeschrittene Technik und psychologische Vertiefung des Romans macht auch den Gespensternovellen eine tiefere Anlage und Motivierung notwendig; der Materialismus, der das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts beherrschte und in seinem Gefolge der Naturalismus taten das ihrige, um auch den Gespenstergeschichten, wo sie ihnen Licht und Luft zur Entfaltung ließen, den Druck ihres Milieus und ihrer Folgerichtigkeit aufzupressen.

Schließlich tritt auch in der Novelle die Neuerung auf, die wir im Drama erkannten, und die ihren letzten Grund wohl in der minutiösen psychologischen Kleinmalerei findet, welche Paul Bourget in die große Literatur eingeführt hat. Das sind die, ebenso wie beim Drama immerhin noch seltenen, Geschichten, wo das Gespenst, wie bei Maeterlinck, nicht als Erscheinung auftritt, sondern sich nur durch Stimmung und Gefühl der Lebenden als anwesend offenbart. Als Beispiel dieser Art mag noch einmal Kipling dienen mit seiner Novelle „Imrays Rückkehr", die Maximilian Harden, auch hierin ein findiger Aufspürer des Modernsten, im Januarheft der Zukunft 1901 brachte.*)

Imrays Rückkehr.

Von Rudyard Kipling (Deutsch von Sebastian Harms).

Imray vollbrachte das Unmögliche. Ohne Anzeige, ohne Angabe einer begreiflichen Ursache, jung, an der Schwelle seiner Karriere, verschwand er von der Welt — das heißt von der kleinen indischen Station, wo er lebte.

*) Jetzt am bequemsten in der Sammlung: Unheimliche Geschichten, Berlin, Vita.

Am Abend war er lebendig, wohl, vergnügt und sehr eifrig an den Billardtischen seines Klubs. Am Morgen war er nicht da, und keine Nachforschung brachte Gewißheit über seinen Verbleib. Er hatte seine Wohnung verlassen; er war nicht zur rechten Zeit in seinem Bureau erschienen, man hatte sein Dogcart nicht auf den Straßen gesehen. Aus diesen Gründen, und weil er einmal im mikroskopischsten Grade nachlässig im Dienst der Verwaltung des Indischen Kaiserreichs war, hielt das Kaiserreich sich einen mikroskopischen Moment bei der Untersuchung über Imrays Verschwinden auf. Teiche wurden abgedämmt, Brunnen ausgepumpt, Telegramme an die Eisenbahnstationen und die nächste Seehafenstadt — zwölfhundert Meilen weit — befördert; aber Imray fand sich weder am Ende des Zugtaues noch der Telegraphendrähte. Er war fort; man wußte nichts mehr von ihm. Die Arbeit des großen Indischen Kaiserreiches ging vorwärts, denn man konnte sich nicht aufhalten, und Imray, der Mann, wurde ein Mysterium — eine Sache, von der die Leute einen Monat vielleicht an ihren Klubtischen reden und sie dann vergessen. Seine Flinten, Wagen und Pferde wurden an den Meistbietenden verkauft. Sein Vorgesetzter-Offizier schrieb einen absurden Brief an Imrays Mutter, des Inhalts, daß er auf unerklärliche Weise verschwunden wäre und sein Bungalow leer stände.

Nach drei oder vier Monaten des brennend heißen Wetters mietete mein Freund Strickland von der Polizei das Bungalow von dem eingeborenen Hauswirt. Das war, bevor er sich mit Miß Youghal verlobte, als er noch seine Forschungen über das Leben der Eingeborenen betrieb. Sein eigenes Leben war sonderbar genug, und mancher beklagte sich über seine Gewohnheiten und Manieren. Es waren stets Vorräte in seinem Hause, aber es gab keine bestimmte Zeit für Mahlzeiten. Stehend oder auf- und abgehend aß er, was er gerade auf dem Buffet fand, und das behagt nicht jedem. Seine häusliche Ausrüstung bestand hauptsächlich aus sechs Doppelbüchsen, drei Schrotflinten, fünf Sätteln und einer Sammlung steif geflochtener Mahseer*)-Angelruten, dicker und stärker als die größten Lachs-Angelruten. Diese Gegenstände nahmen die eine Hälfte des Bungalow ein, die andere war für

*) mahseer = ein großer Fisch.

Strickland und seinen Hund Tietjens bestimmt — eine enorme Hündin aus Rampoor, die täglich die Ration für zwei Männer verschlang. Sie sprach zu Strickland in ihrer eigenen Sprache, und wenn sie sich draußen herumtrieb und etwas bemerkte, was den Frieden Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin hätte stören können, kehrte sie zu ihrem Herrn zurück, um Bericht zu erstatten. Strickland tat dann sofort seine Schritte, und die Folgen waren Unruhe, Geldstrafen oder Gefängnis. Die Eingeborenen hielten Tietjens für einen dienstbaren Geist und behandelten sie mit der großen Achtung, die aus Furcht und Haß entsteht. Ein Raum im Bungalow war für Tietjens speziellen Gebrauch bestimmt. Ihr gehörte eine Bettstatt, eine wollene Decke und ein Trinktrog, und wenn nachts jemand in Stricklands Zimmer trat, warf sie den Eindringling zu Boden und heulte solange, bis Licht gebracht wurde. Strickland dankte ihr das Leben. Er war im Grenzlande auf der Suche nach einem Mörder, der gerade in grauer Dämmerung herbeischlich, um Strickland viel weiter noch als bis zu den Andaman-Inseln zu befördern. Tietjens packte den Kerl, als er, den Dolch zwischen den Zähnen, in Stricklands Zelt kroch. Nach gesetzmäßiger Verurteilung wurde der Mörder gehängt. Von dem Tage an hatte Tietjens ein grob gefeiltes silbernes Halsband und ein Monogramm auf ihrer Bettdecke, und die Decke war aus doppeltem Kaschmirstoff, denn Tietjens war ein zarter Hund.

Nie ließ sie sich von ihrem Herrn trennen. Als Strickland einst im Fieber lag, verursachte sie den Ärzten große Mühe; sie konnte ihrem Herrn nicht helfen, wollte aber keinen anderen zur Hülfe herbeilassen. Macarnaght vom indischen Gesundheitsrat schlug den Hund mit einem Gewehrkolben über den Kopf, damit er Raum gab für die, die Chinin geben wollten.

Kurze Zeit, nachdem Strickland Imrays Bungalow genommen, führten meine Angelegenheiten mich nach der Station, und da die Klubquartiere besetzt waren, quartierte ich mich bei Strickland ein. Es war ein gut gebautes Bungalow, mit acht Räumen und gut gedacht, so daß kein Durchsickern des Regens zu fürchten war. Unter der Wölbung des Daches hing ein Dachtuch, so sauber, wie ein weißgetünchter Bewurf. Der Hauswirt hatte es übermalt, als Strickland das Bungalow nahm. Wer die Bauart indischer Bungalows nicht kennt, sollte kaum vermuten,

daß über dem Tuch noch die dunkle, dreieckige Höhle des Daches liegt, wo die Balken und die Innenseite der Dachung allen Arten von Ratten, Fledermäusen, Ameisen und widerwärtigem Gewürm Unterschlupf gewähren.

Tietjens begegnete mir in der Veranda und empfing mich mit einem Gebell wie das Dröhnen der Glocke von St. Paul und legte mir die Pfoten auf die Schultern als Beweis ihrer Freude. Strickland hatte es zu stande gebracht, eine Art von Mahlzeit zusammenzukratzen, die er Frühstück nannte, aber unmittelbar, nachdem er gegessen, ging er fort, seinen Geschäften nach. Ich wurde mit Tietjens und meinen Gedanken allein gelassen. Die Hitze des Sommers war vorüber und hatte sich in den warmen Dampf der Regenzeit gewandelt. Es war keine Bewegung in der heißen Luft, aber der Regen fiel gleich Ladestöcken auf die Erde und schleuderte einen blauen Nebel empor, während er zurückspritzte. Der Bambus, die Zuckeräpfelbäume, die Poinsettias (Art Wolfsmilch) und die Mangobäume standen unbeweglich, während das warme Wasser auf sie niederfiel, und die Frösche sangen zwischen den Aloehecken. Etwas vor Dunkelwerden, als der Regen am schwersten fiel, saß ich im Hintergrund der Veranda, hörte das Wasser aus den Dachtraufen brüllen und kratzte mich, denn ich war mit Hitzbläschen bedeckt. Tietjens war mit mir herausgekommen, legte den Kopf in meinen Schoß und war sehr traurig. Ich gab ihr Biskuits, als ich meinen Tee in der hinteren Veranda (weil ich da etwas Kühlung fand) einnahm. Die Räume des Hauses lagen im Dunkel hinter mir. Ich konnte Stricklands Sattelzeug und das Öl an seinen Flinten riechen und hatte keine Lust, zwischen diesen Sachen zu sitzen. Mein eigner Diener kam zu mir, seine dünne Kleidung klebte fest an seinem durchnäßten Leibe, und sagte, daß ein Herr gekommen sei, der jemand zu sprechen wünsche. Sehr ungern, aber nur, um die dunklen Zimmer durch meinen Diener erleuchten zu lassen, trat ich in das kahle Empfangszimmer. Es mochte oder mochte auch nicht ein Besucher warten — es schien mir, als sähe ich eine Gestalt an einem der Fenster — aber als die Lichter kamen, war nichts da, außer dem Toben des Regens draußen und dem Geruch der trinkenden Erde in meiner Nase. Ich erklärte meinem Diener, daß er reglementswidrig dumm wäre, und kehrte in die Veranda zurück,

um mich mit Tietjens zu unterhalten. Sie war in die Nässe hinausgegangen, und es war schwer, sie zurückzulocken, selbst mit Biskuits und Zuckerstückchen. Strickland kam triefend naß nach Hause, eben vor dem Essen, und sein erstes Wort war:

„Ist jemand hier gewesen?"

Ich antwortete, daß mein Diener mich aus Dummheit in das Empfangszimmer gerufen habe, daß vielleicht ein Bummler dagewesen, um Strickland aufzusuchen, sich aber eines Bessern besonnen und, ohne seinen Namen zu nennen, fortgegangen wäre. Strickland bestellte das Essen, und da es ein ordentliches Mahl auf einem weißen Tischtuch war, setzten wir uns an den Tisch.

Um neun Uhr ging Strickland schlafen, und ich war auch müde. Tietjens, die unter dem Tisch gelegen hatte, sprang auf und schwang sich in die am meisten geschützt liegende Veranda, sobald ihr Herr sich in sein Schlafgemach begab, das nächst Tietjens stattlichem Prachtzimmer lag. Wenn etwa eine Frau außerhalb des Hauses in dem strömenden Regen zu schlafen gewünscht hätte, es würde nicht viel zu bedeuten gehabt haben; aber Tietjens war ein Hund und daher das bessere Tier. Ich sah Strickland an, erwartend, daß er ihn mit der Peitsche zurückholen würde. Er lächelte sonderbar, wie ein Mann ungefähr lächeln würde, der eben eine unangenehme Familien-Tragödie erzählte. „Sie hat das so getrieben, seitdem ich hier eingezogen bin. Laß sie gehen." Der Hund war Stricklands Hund, deshalb schwieg ich, fühlte aber, daß es Strickland schwer wurde, so leicht darüber hinwegzugehen. Tietjens schlug ihr Lager draußen vor dem Fenster meines Schlafzimmers auf. Sturm folgte auf Sturm, donnerte auf das Dach und schwand dahin. Die Blitze spritzten über den Himmel wie ein niedergefallenes Ei über ein Scheunentor; aber das Licht war blaßblau, nicht gelb. Durch die Spalten meiner Bambus-Jalousie sah ich den großen Hund, nicht schlafend, aber stehend in der Veranda. Sein Rückenhaar war emporgesträubt, seine Füße standen so fest und gespannt wie das Drahtseil einer Kettenbrücke. In den kurzen Pausen des Donners versuchte ich zu schlafen, aber dann war mir, als ob jemand dringend nach mir verlangte. Wer immer es war, versuchte mich bei Namen zu rufen, aber die Stimme war so wie ein schwaches Flüstern. Der Donner hörte auf, Tietjens ging in den Garten und heulte den

Mond an. Es versuchte jemand, meine Tür zu öffnen, und wanderte auf und ab im Hause und stand schwer atmend in den Veranden. Endlich fiel ich in Schlaf und bildete mir ein, daß ich ein wildes Hämmern und Geschrei über meinem Kopf oder an der Tür hörte.

Ich stürzte in Stricklands Zimmer und fragte, ob er krank wäre und mich gerufen hätte. Er lag halb angekleidet auf seinem Bette, eine Pfeife im Munde. „Ich dachte, du würdest kommen," sagte er. „Bin ich tüchtig im Hause herumgelaufen?"

Ich sagte, er hätte im Eß- und Rauchzimmer und noch zwei oder drei anderen Räumen getrampelt. Er lachte und riet mir, wieder zu Bett zu gehen. Ich ging zu Bett und schlief bis zum Morgen, aber in all meinen verschiedenen Träumen war es mir so, als beginge ich ein Unrecht gegen jemand, der meiner bedürfe. Was dies Bedürfen sei, konnte ich mir nicht klar machen, aber ein schwankendes, flüsterndes, hastig umhertappendes, schleichendes und zauderndes Etwas warf mir meine Saumseligkeit vor, und halbwach hörte ich im Garten das Dreschen des Regens und Tietjens' Geheul.

Zwei Tage blieb ich in dem Haus. Strickland ging täglich in sein Bureau und ließ mich acht oder zehn Stunden, mit Tietjens als einziger Gesellschaft, allein. So lange volles Tageslicht war, fühlte ich mich behaglich, ebenso Tietjens; aber im Zwielicht schon zogen wir uns in die hintere Veranda zurück und liebkosten einander zur Unterhaltung. Wir waren allein im Hause, trotzdem war es zu sehr von einem Insassen bewohnt, mit dem ich nichts zu tun haben mochte. Niemals sah ich ihn, aber ich sah die Vorhänge zwischen den Räumen sich bewegen, als sei er eben durchgegangen; ich hörte die Bambus-Stühle knarren, wie wenn sich eben ein Gewicht von ihnen erhoben hätte. Ich fühlte, wenn ich ein Buch aus dem Eßzimmer holen wollte, daß jemand im Schatten der Vorderveranda wartete, bis ich fortging. Tietjens machte das Zwielicht interessant durch ihr Starren nach den dunklen Räumen, jedes Haar gesträubt, und die Bewegungen eines Etwas, das ich nicht sehen konnte, beobachtend. Sie trat nicht in die Zimmer ein, aber ihre Augen bewegten sich voll Spannung; das war genug. Nur wenn mein Diener die Lampen brachte und alles hell und wohnlich machte, ging sie mit mir hinein, setzte sich auf die Hinter-

beine und bewachte eine unsichtbare Erscheinung, die sich hinter meinem Rücken umherbewegte. Hunde sind freundliche Gefährten.

Ich sagte Strickland so höflich wie möglich, daß ich jetzt im Klub Quartier zu finden glaubte. Ich pries seine Gastfreundschaft, bewunderte seine Waffen und Angelruten, aber sein Haus und die Luft darin sagten mir nicht zu. Er ließ mich zu Ende reden, lächelte dann müde, aber ohne Empfindlichkeit, denn er ist ein Mann, der zu begreifen versteht. „Bleibe hier," sagte er, „und erforsche, was dies bedeutet. Alles, was du mir mitgeteilt, wußte ich, seitdem ich das Bungalow bewohne. Bleibe noch und warte ab. Tietjens hat mich verlassen. Willst du auch gehen?"

Ich hatte eine kleine Affäre, ein heidnisches Götzenbild betreffend, mit ihm durchgemacht, die mich fast an den Rand des Wahnsinns brachte, und hatte keine Lust, ihm bei ferneren Experimenten beizustehen. Er war an Ungeheuerlichkeiten so gewöhnt, wie andere Leute an das Mittagessen.

Deshalb erklärte ich noch einmal klar und deutlich, daß ich ihm sehr gut wäre und ihn mit Freuden am Tage besuchen würde; aber daß ich nicht unter seinem Dache schlafen möchte. Dies geschah nach dem Mittagessen, als Tietjens draußen in der Veranda lag.

„Bei meiner Seele, es wundert mich nicht," sagte Strickland mit den Augen an dem Dachtuch. „Sieh dorthin."

Die Schwänze von zwei braunen Schlangen hingen zwischen dem Tuch und dem Gesims der Wand. Sie warfen lange Schatten in dem Lampenlicht.

„Wenn du dich vor Schlangen fürchtest, natürlich —" sagte Strickland.

Ich hasse und fürchte Schlangen. Sieht man in die Augen einer Schlange, so glaubt man, sie wisse alles von dem Geheimnis des Sündenfalles der Menschen und fühle die ganze Verachtung, die der Teufel bei der Vertreibung Adams aus Eden fühlte. Außerdem ist ihr Biß meist verhängnisvoll, und sie windet sich an den Beinkleidern hinauf.

„Du solltest dein Dach einmal untersuchen lassen," sagte ich. „Gib mir eine Masheer-Angel, und ich will sie herunter pokern."

„Sie werden sich zwischen den Dachbalken verkriechen. Ich kann keine Schlangen überm Kopf ertragen. Ich steige in das Dach hinauf. Wenn ich sie hinunter schüttele, zerschlage ihnen mit einem Ausklopfstock den Rücken."

Ich war nicht sehr geneigt, Strickland in seiner Arbeit beizustehen, ergriff aber doch den Stock und wartete im Eßzimmer, während Strickland eine Gärtner-Leiter aus der Veranda holte und an die Wand des Zimmers lehnte. Die Schlangenschwänze wanden sich aufwärts und verschwanden. Wir konnten die trocken raschelnde Bewegung von langen Körpern hören, die über das sackartige Zimmerdeckentuch hineilten. Strickland nahm eine Lampe mit. Ich suchte ihm die Gefahr vorzustellen, Dachschlangen zwischen Deckentuch und Dach zu jagen, und nebenbei die Schädigung des Eigentums durch Zerreißen des Deckentuchs begreiflich zu machen.

„Unsinn!" sagte Strickland. „Sie haben sich sicher zwischen Wand und Tuch versteckt. Die Steine sind ihnen zu kalt. Die Hitze im Zimmer behagt ihnen." Er ergriff eine Ecke des Tuches und riß sie vom Gesims los. Es gab mit Geräusch nach, und Strickland steckte seinen Kopf durch die Öffnung in die Dunkelheit des Winkels unter den Dachbalken. Ich biß die Zähne aufeinander, hob den Angelhaken in die Höhe und hatte nicht die geringste Ahnung von dem, was herunter kommen könnte.

„Hm!" machte Strickland und seine Stimme rollte und dröhnte unter dem Dach. „Hier ist Platz für eine Anzahl Zimmer, hier oben, und, zum Teufel, sie sind von jemand in Beschlag genommen!"

„Schlangen?" fragte ich von unten.

„Nein, es ist ein Büffel. Reiche mir die Spitzen einer Masheer-Angel herauf, ich will ihn stechen. Er liegt an dem Endpfeiler des Daches."

Ich reichte ihm die Angel hinauf.

„Was für ein Nest für Eulen und Schlangen. Kein Wunder, daß sie sich hier gefallen," rief Strickland, weiter in die Höhle hinein kletternd. Ich konnte seinen Arm mit der Angel stoßen sehen. „Komm da heraus, was du auch seist! Kopf in acht nehmen da unten. Es fällt."

Ich sah das Dachtuch fast in der Mitte des Zimmers sich sackartig beuteln durch einen Gegenstand, der es nieder und immer

niedriger preßte gegen die brennende Lampe auf dem Tisch. Ich riß die Lampe weg und trat zurück. Dann riß das Tuch von den Wänden los, zerriß, breitete sich aus und schoß etwas auf den Tisch hinunter, was ich nicht anzusehen wagte, bis Strickland, von der Leiter gestiegen, neben mir stand.

Strickland war kein Mann von vielen Worten; er faßte das niederhängende Ende des Tischtuches und deckte es über das, was auf dem Tische lag.

„Mir will scheinen," sagte er, die Lampe hinstellend, „daß unser Freund Imray zurückgekommen ist."

Es bewegte sich etwas unter dem Tuche. Eine kleine Schlange ringelte sich heraus, der sogleich der Rücken mit dem dicken Ende der Masheer-Angel gebrochen wurde. Mir wurde so übel, daß ich kein Wort sprechen konnte.

Strickland stand nachdenklich da, verschaffte sich aber etwas zu trinken. Unter dem Tuche war keine Bewegung mehr zu sehen.

„Ist es Imray?" fragte ich.

Strickland legte einen Augenblick das Tuch zurück und schaute hin.

„Es ist Imray," sagte er, „und sein Hals ist von einem Ohr zum andern durchschnitten."

Dann sprachen wir zugleich und zu uns selbst: „Deshalb wisperte er durch das Haus."

Tietjens im Garten erhob ein furchtbares Gebell. Einen Augenblick später hob ihre große Nase den Drücker der Tür in die Höhe. Sie schnüffelte und war still. Das zerrissene Deckentuch hing weit über den Tisch ausgebreitet, und es blieb kaum Raum, von der Entdeckung fern zu stehen.

Tietjens setzte sich nieder, zeigte ihre Zähne und stellte die Vorderfüße fest auf den Boden. Sie sah Strickland an.

„Es ist eine böse Geschichte, alte Dame," sagte er. „Die Leute klettern doch nicht in die Dächer ihrer Bungalows, um da zu sterben und dann das Dachtuch unter sich fest zu machen. Laß mich überlegen."

„Laß uns es anderswo überlegen," sagte ich.

„Famose Idee! Lösche die Lampen aus. Wir wollen in mein Zimmer gehen."

Ich löschte die Lampen nicht aus. Ich trat in Stricklands Zimmer und überließ es ihm, die Dunkelheit herzustellen. Er folgte mir, wir zündeten unsere Pfeifen an und dachten nach; das heißt, Strickland dachte nach. Ich rauchte wütend und fürchtete mich.

„Imray ist zurück," sagte Strickland. „Die Frage ist — wer ermordete Imray? Sprich nicht, ich habe eine eigne Idee.

Als ich dies Bungalow bezog, übernahm ich die meisten von Imrays Dienern. Imray war arglos und gutmütig, nicht wahr?"

Ich stimmte zu, obgleich man dem Haufen unter dem Tuch weder das eine noch das andere ansehen konnte.

„Wenn ich alle Diener hereinrufe, werden sie sich dicht zusammenstellen und lügen wie Arier. Was schlägst du vor?"

„Rufe sie einen nach dem andern," sagte ich.

„Dann werden sie davonlaufen und allen ihren Genossen die Neuigkeit preisgeben. Wir müssen sie auseinanderbringen. Glaubst du, daß dein Diener etwas ahnt?"

„Es kann sein. Ich weiß es nicht. Aber es ist nicht wahrscheinlich. Er ist ja nur zwei oder drei Tage hier. Was ist deine Ansicht?"

„Ich kann es noch nicht genau sagen. Wie zum Kuckuck kam der Mann hinter die unrechte Seite des Dachtuches?"

Man hörte ein lautes Husten vor Stricklands Schlafzimmertür, das Zeichen, daß Bahadur Khan, sein Leibdiener, vom Schlaf erwacht, seinem Herrn zu Bett helfen wollte.

„Komm herein," sagte Strickland. „Es ist eine sehr heiße Nacht, nicht wahr?"

Bahadur Khan, ein dicker, grün beturbanter, sechs Fuß großer Mohammedaner, sagte, die Nacht wäre sehr warm; aber es wäre mehr Regen in Aussicht, der, bei Seiner Gnaden Gunst, dem Lande Erleichterung bringen würde.

„Es wird so sein, wenn es Gott gefällt," erwiderte Strickland, seine Stiefel ausziehend. „Es ist mir eingefallen, Bahadur Khan, daß ich dich unbarmherzig habe arbeiten lassen für lange Zeit — ja fast —, seit du in meinen Dienst tratest. Wann war das doch?"

„Hat der Himmelentsprossene das vergessen? Es war, als Imray Sahib im geheimen nach Europa ging, ohne eine Absicht kundzugeben; da trat ich — auch ich — in den geehrten Dienst des Wohltäters der Armen."

„Und Imray Sahib ging nach Europa?"

„Die seine Diener waren, sagen es."

„Und sollte er einst zurückkehren, würdest du dann wieder in seinen Dienst treten?"

„Sicherlich, Sahib. Er war ein guter Herr und sorgte für seine Untergebenen."

„Das ist wahr. Ich bin sehr müde, aber ich gehe morgen auf die Jagd. Gib mir die kleine scharfe Flinte, die ich brauche, den schwarzen Bock zu schießen; sie liegt in dem Kasten dort."

Der Diener bückte sich über den Kasten und reichte Strickland, der alles zusammenfügte und dabei furchtbar gähnte, Gewehr, Ladestock und Vorder-Ende. Dann griff er in den Gewehrkasten, nahm eine scharfe Patrone heraus und schob sie in das Verschlußstück der 360 Expreß.

„Und Imray Sahib ist im geheimen nach Europa gereist! Das ist sehr sonderbar, nicht wahr, Bahadur Khan?"

„Was weiß ich von den Gebräuchen weißer Menschen, Himmelentsprossener?"

„Sehr wenig, natürlich. Aber du sollst sogleich mehr davon wissen. Ich habe erfahren, daß Imray Sahib von seinen langen Reisen zurückgekehrt ist, und daß er gerade jetzt im Zimmer nebenan liegt und auf seinen Diener wartet.

„Sahib!"

Das Lampenlicht huschte am Flintenlauf entlang, als dieser gegen Bahadur Khans breite Brust gerichtet wurde.

„Geh und sieh," sagte Strickland. „Nimm eine Lampe. Dein Herr ist müde und wartet auf dich. Gehe!"

Der Mann ergriff eine Lampe und ging in das Eßzimmer. Strickland folgte und schob ihn fast mit der Mündung des Gewehrs vorwärts. Einen Moment blickte er nach oben in die schwarze Tiefe hinter dem Dachtuche, dann nach der zuckenden Schlange auf dem Fußboden und zuletzt mit gläsernem Ausdruck im Gesicht auf den Gegenstand unter dem Tischtuch.

„Haſt du geſehen?“ fragte Strickland nach einer Pauſe.

„Ich habe geſehen. Ich bin Staub in der Hand des weißen Mannes. Was wird der Erhabene tun?“

„Dich hängen innerhalb eines Monats. Was ſonſt?“

„Weil ich ihn getötet habe? Nein, Sahib, bedenke: er ging zwiſchen uns, ſeinen Dienern, hindurch und ſein Auge fiel auf mein Kind, das vier Jahre zählte. Er hat es bezaubert, und in zehn Tagen ſtarb es am Fieber — mein Kind!“

„Was ſagte Imray Sahib?“

„Er ſprach, es wäre ein ſchönes Kind, und ſtreichelte ihm den Kopf; deshalb ſtarb mein Kind. Und deshalb tötete ich Imray Sahib im Zwielicht, als er von ſeinem Bureau gekommen war und ſchlief. Deshalb zerrte ich ihn nach oben unter die Dachbalken und machte alles unter ihm feſt. — Der Himmelentſproſſene weiß alles. Ich bin der Diener des Himmelentſproſſenen.“

Strickland ſah mich über die Flinte hinweg an und ſprach im einheimiſchen Idiom: „Du biſt Zeuge dieſes Geſtändniſſes. Er hat getötet.

Bahadur Khan ſtand aſchgrau da im Licht der einen Lampe. Schnell ſuchte er ſich zu rechtfertigen. „Ich bin in die Falle gegangen,“ ſagte er, „aber die Schuld trifft dieſen Mann. Er hat den böſen Blick auf mein Kind geworfen, dafür tötete und verbarg ich ihn. Nur ſolche, die von Teufeln bedient werden,“ er ſtarrte nach Tietjens, die eingeſchüchtert vor ihm lag, „nur ſolche konnten wiſſen, was ich tat.“

„Geſchickt biſt du. Aber du hätteſt ihn mit einem Strick an die Dachbalken binden ſollen. Nun wirſt du ſelbſt mit einem Strick gehangen. Ordonnanz!“

Ein ſchläfriger Poliziſt erſchien auf Stricklands Ruf. Ein zweiter folgte ihm. Tietjens ſaß auffallend ſtill da.

„Führt ihn auf die Polizei-Station,“ befahl Strickland. „Es liegt etwas gegen ihn vor.“

„Werde ich denn gehangen?“ fragte Bahadur Khan. Er machte keinen Verſuch, zu entkommen, und ſeine Augen hafteten am Boden.

„Wenn die Sonne ſcheint oder das Waſſer rinnt — ja!“ ſagte Strickland.

Bahadur tat einen großen Schritt rückwärts, schauderte und stand still. Die beiden Polizisten erwarteten weitere Befehle.

„Geh!" rief Strickland.

„Ja; aber ich gehe ja schon ganz geschwind," sagte Bahadur Khan. „Sieh, ich bin schon jetzt ein toter Mann."

Er erhob seinen Fuß; an der kleinen Zehe haftete der Kopf der halb getöteten Schlange fest, in der Agonie des Todes.

„Ich stamme aus Land besitzendem Geschlecht," sagte Bahadur Khan, schwankend, wo er stand. „Es wäre eine Schande für mich, zu dem öffentlichen Schafott zu gehen, deshalb wähle ich diesen Weg. Möge man sich erinnern, daß des Sahib Hemden genau gezählt sind, und daß ein extra Stück Seife in seiner Waschtoilette liegt. Mein Kind wurde bezaubert, und ich erschlug den Zauberer. Warum solltet Ihr mich durch den Strick töten? Meine Ehre ist gerettet, und — und — ich sterbe."

Nach einer Stunde starb er, wie die sterben, die von der kleinen braunen „Karait" gebissen werden. Die Polizisten trugen ihn und das Ding unter dem Tischtuch nach dem ihnen angegebenen Ort. Das Verschwinden Imrays war nun erklärt.

„Dieses," sagte Strickland sehr ruhig, als er ins Bett kletterte, „dieses nennt man das neunzehnte Jahrhundert. Hast du gehört, was der Mann sprach?"

„Ich hörte es," antwortete ich. „Imray hat ein Versehen gemacht."

„Einfach und allein aus Unkenntnis der orientalischen Natur — und durch das Hinzutreten des jährlich wiederkehrenden Fiebers. Bahadur Khan hat ihm vier Jahre gedient."

Ich schauderte. Mein eigner Diener war genau so lange bei mir. Als ich in mein eigenes Zimmer trat, wartete mein Mann, so unbeweglich wie der Kopf auf einer Münze, um mir die Stiefel auszuziehen.

„Was ist mit Bahadur Khan passiert?" fragte ich.

„Er ist von einer Schlange gebissen. Das übrige weiß der Sahib," war die Antwort.

„Und was hast du von der Geschichte gewußt?"

„So viel, als man entnehmen kann von einem, der im Zwie-

licht kommt, um Sühne zu ſuchen. Langſam, Sahib. Laſſet mich Euch die Stiefel abziehen."

Ich war gerade in den Schlaf der Erſchöpfung geſunken, als ich Strickland von der andern Seite des Hauſes laut rufen hörte:

„Tietjens iſt auf ihren gewohnten Platz zurückgekommen!"

Und ſo war es. Der große Jagdhund lag ſtattlich in ſeinem eigenen Bett, auf ſeiner eigenen Decke. Im Eßzimmer raſchelte das zerriſſene, leere Dachtuch, als es vom Tiſche herunter fiel.

Die Technik der Gespenstergeschichten.

Le secret d'ennuyer est celui de tout dire.
Friedrich der Große.

Trotz der Vielheit und Mannigfaltigkeit der Gespenstergeschichten herrscht eine gewisse Einheit unter ihnen, man könnte sogar von einer Art Eintönigkeit sprechen. Diese Familienähnlichkeit macht eine Technik möglich, d. h.:

Es gibt verschiedene von den Dichtern mehr unbewußt als bewußt angewandte Gesetze, durch die das Gefühl der Leser so weit geregelt und gerichtet wird, daß es den Weg einschlägt, der es mehr und mehr in die eigenartig vibrierende Empfindung hineinführt, die wir Gespensterfurcht nennen.

Solche Gesetze lassen sich natürlich nicht aufstellen, sondern müssen gefunden werden. Eins erkannten wir schon oben: daß Ruhe der Stimmung dienlicher sei als Unruhe. Das ist etwas, aber nicht viel, und reizt nur die Lust zu weiterer Erkenntnis.

Wir wollen also einmal eine Gespenstergeschichte vornehmen und durchlesen, womöglich, wenn wir nicht gewöhnt sind, unsere Empfindungen beim Lesen in flagranti zu ertappen (glücklich der, der es nicht ist!), sie vorlesen. Wir wollen aber dabei nicht künsteln und renken oder uns ihr gegenüber in den Hinterhalt legen, sondern sie einfach lesen und natürlich auf uns wirken lassen. Sie stammt aus einer

älteren Nummer des Hamburger Fremdenblattes (1901), ist aus dem Englischen (gut) übersetzt von Hans Esch (der Originalautor ist nicht genannt) und heißt:

Ein geheimnisvolles Telegramm.

Gegenüber der Westfront des Hauptpostamtes in London steht ein kleines Haus, in dem wir Beamte des Telegraphenbureaus einmal wöchentlich unseren Klubabend abhielten.

An einem solchen Abend war es, als unser alter Kollege, der Telegraphist Davison, uns eine Begebenheit aus seinem Leben erzählte, die uns bis zum Schluß in größter Spannung erhielt und die zu vergessen uns allen unmöglich war.

Ich will ihn selbst erzählen lassen.

Wie ihr wißt, begann er, bin ich seit dreizehn Jahren Telegraphist. Ich bin kein nervöser oder überspannter Mensch, im Gegenteil, ich habe stets gelacht über Geistergeschichten, Spiritismus, Erscheinungen und dergleichen, und diejenigen, die daran glauben, als geistig nicht normal bedauert.

Diese Meinung hielt ich aufrecht, bis ich selbst etwas erlebte, das über die Grenzen des Natürlichen ging. Meine Dienstzeit in dem Londoner Bureau, in dem ich seit vier Jahren angestellt war, begann abends $7^1/_2$ Uhr und war beendet $2^1/_2$ Uhr nachts.

Eines Abends, als ich mich nicht ganz wohl fühlte und mir Erlaubnis erbeten hatte, etwas früher nach Hause gehen zu dürfen, hatte ich kurz vor meinem Fortgehen noch ein Telegramm auszufertigen, es war an einen in Whitechapel wohnenden Mann adressiert und enthielt nur die Worte „Sieh Dich vor", unterzeichnet „H.". Ich beförderte das Telegramm, übergab meinen Dienst einem Kollegen und ging direkt nach Hause.

Bevor ich zu Bett ging, trat ich zufällig noch einmal auf den Korridor hinaus und bemerkte, daß im Badezimmer, dessen Tür halb offen stand, Licht brannte. Dies kam mir sonderbar vor, denn es war niemand im Zimmer und ich selbst hatte das Licht nicht angezündet. Ich ging aber hinein, um die Lampe auszulöschen. Hierbei sah ich, daß der eine Wasserhahn nicht vollständig geschlossen war und daß die Tropfen in Zwischenräumen auf den Boden der Badewanne fielen. Das Geräusch, welches dadurch

hervorgerufen wurde, zog nun meine Aufmerksamkeit derartig auf sich, daß ich aufhorchend stehen blieb. Die Tropfen schienen mir in einer seltsam unregelmäßigen Weise zu fallen.

Ich lauschte aufmerksam und sagte dann beinahe mechanisch zu mir selbst: „Das klingt ja wie ein Telegramm!" Tropp-tropp, tropp-tropp-tropp . . . es war tatsächlich ein Telegramm! Ich hörte deutlich, wie verschiedenemale wiederholt wurde: „Sieh dich vor!" und dann nach einer Pause das Zeichen „H" folgte.

Ich glaubte meinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Es war das Telegramm, welches ich zuletzt expediert hatte. Ich setzte mich auf den Rand der Badewanne, hörte nochmals auf das Tropfen, beobachtete den Wasserhahn — kein Zweifel, es war das Telegramm „Sieh dich vor!"

Im höchsten Grade erstaunt ging ich zu einem eine Etage unter mir wohnenden Kollegen, um ihn zu bewegen, zu mir heraufzukommen. Auch er sollte sich von der eigentümlichen Erscheinung überzeugen. Es war inzwischen spät geworden, und er hatte sich natürlich schon zu Bett begeben. Über die Störung nicht wenig ärgerlich, erklärte er sich jedoch schließlich bereit, mir zu folgen.

Ich erzählte ihm nichts von dem Telegramm, sondern wartete, bis er es selbst gehört haben würde. Er lauschte und sagte dann erstaunt: „Das ist ja ein Telegramm! „Sieh dich vor!" unterzeichnet „H"." Ich sagte ihm, daß auch ich es so hörte.

Wir horchten und beobachteten beide noch eine Weile und auch er konnte sich die Sache nicht erklären. Schließlich verließ mich mein Freund und ging wieder auf sein Zimmer, nicht ohne vorher noch weidlich über die Geschichte gelacht und sie für Unsinn erklärt zu haben. Ich ging ebenfalls auf mein Zimmer und setzte mich an den Tisch, um noch über die Sache nachzudenken, denn ich war doch zu aufgeregt geworden, um schlafen zu können.

Endlich aber erhob ich mich, ging zum Waschtisch, um mich auszukleiden, und sah, noch immer über das Telegramm nachdenkend, in den Spiegel. Ich war starr! Auf dem Platz, den ich eben noch eingenommen hatte, saß ein Mann und schrieb! Das Blut stockte in meinen Adern und es war mir unmöglich, mich umzuwenden und der Erscheinung direkt ins Angesicht zu sehen. Meine Augen waren wie gebannt an das Bild im Spiegel!

Es war ein großer, schlanker Mann. Sein Gesicht farblos,

weiß wie Kalk; und unter den Augen sah ich große, dunkle Ringe. Ein ähnliches Gesicht hatte ich einst in der Morgue gesehen und der grünliche Schatten unter den Augen jener Leiche hatte genau dieselbe Farbe der dunkeln Ringe unter den Augen jenes Mannes.

Ich beobachtete seine Hand — sie malte ein großes „S". Dann kam ein „i", ein „e" und „h". Dann schrieb sie ein großes „D" und so fort. — „Sieh Dich vor!" Ich wußte genau, wie der nächste Buchstabe lauten würde — und er war ein „H".

Der Mann stand auf. Als ob er nicht wüßte, daß ich in dem Zimmer sei, sah er weder nach mir, noch wendete er überhaupt sein Antlitz, sondern ging lautlos durch die offene Tür hinaus auf den Korridor. Ich stand und sah in den Spiegel, nicht im stande, mich bewegen zu können und erwartete jeden Augenblick die Rückkehr der Erscheinung aus dem Dunkel des Korridors. Aber sie kam nicht zurück und ich fand schließlich den Mut, nach dem Tische zu gehen, um zu sehen, was dort geschrieben stand. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich nicht ein einziges Wort fand.

Ich ging zur Tür, schloß sie leise aber schnell und setzte mich, mich fragend, ob ich geträumt hätte oder was eigentlich geschehen sei.

Wie lange ich in dieser Verfassung gesessen habe, weiß ich nicht; aber plötzlich hörte ich das lustige Zwitschern der Vögel aus dem nahen Garten zu mir dringen. In meinem aufgeregten Zustande war es mir unmöglich, an Schlafen zu denken; mein Kopf glühte fieberhaft und ich ging deshalb an das Fenster, um die kühle Morgenluft zu atmen.

Eine Zeitlang sah ich hinunter in die um diese Zeit gänzlich vereinsamten Straßen, als wie aus der Erde emporgestiegen auf dem jenseitigen Trottoir ein Mann erschien. Sein Gehen verursachte nicht das geringste Geräusch; scheinbar geisterhaft schwebte er über das Pflaster. Als er sich meinem Fenster gegenüber befand, blieb er stehen. Er wendete mir anfangs den Rücken; plötzlich drehte er sich aber um und sah mir direkt ins Gesicht. Unsere Blicke trafen sich. Ein angstvoller Ausdruck war in seinen Zügen, und er zeigte mit dem Arm nach Osten. Es war der Fremde, welcher mich in der Nacht besucht hatte!

Bestürzt von all' diesem Geheimnisvollen lehnte ich mich weit aus dem Fenster und rief, als er sich zum Gehen wandte, ihm

mit lauter Stimme nach. Ob er mich nun nicht hörte oder nicht hören wollte, weiß ich nicht. Er beachtete jedenfalls weder mein Rufen, noch sah zurück, und ich bemerkte nur noch, daß er um die nächste Straßenecke verschwand. Ich lief die Treppe hinunter und auf die Straße, um ihm zu folgen. Ich erreichte die Ecke, um die er gegangen war auch, bevor er bei der nächsten Ecke angelangt sein konnte, aber keine Spur von ihm war zu sehen. Und wenn er gelaufen wäre, er hätte mir nicht so schnell außer Sicht kommen können.

Nach Hause zu gehen und zu ruhen, war mir unmöglich. Ganz mechanisch schlug ich die Richtung nach meinem Bureau ein.

Als ich dort ankam, war natürlich jeder erstaunt, mich zu sehen. Ich erklärte, ich sei nervös und könne nicht schlafen; ging nach den Telegrammfächern, suchte die Abschrift des Telegramms, das „H" gezeichnet war, und fand auch die Adresse, welche ich mir notierte in der Absicht, den Adressaten aufzusuchen. Trotzdem ich mir sagte, daß es aufdringlich und unberechtigt von mir sein würde, dem Empfänger des Telegramms irgend welche Fragen zu stellen, wollte ich hingehen.

Ich ging dann schnell durch die Straßen, in der etwas bangen Erwartung, den Mann, welcher mich zweimal in wenigen Stunden wie ein Gespenst genarrt hatte, wiederzusehen.

Vor dem bezeichneten Hause fand ich eine große Menschenansammlung. Ich versuchte mich durchzudrängen, wurde aber angehalten und mit Fragen bestürmt, denn man hielt mich für einen Detektiv. Erst nach meiner gegenteiligen Versicherung ließ man mich los und es gelang mir, durch den Haufen der aufgeregten Nachbarn und des sonstigen Publikums zu kommen. Ich fragte einen an der Tür postierten, mir bekannten Schutzmann, was passiert sei.

„Ein schrecklicher Mord ist in diesem Hause verübt worden," antwortete er, „wenn Sie wollen, können Sie hineingehen."

Ich ging hinein und wurde von einem zweiten Schutzmann in ein kleines Zimmer geführt. Es war ein schrecklicher Anblick, der sich mir hier bot. Der Körper eines Mannes lag auf dem Boden in einer Blutlache. Blut überall und neben dem Körper eine Axt.

Ich mußte mich mit Gewalt abwenden; jedoch etwas in den

Zügen des Mannes zog meine Blicke immer wieder dorthin. Dies Gesicht hatte ich schon einmal gesehen; doch konnte ich über die Persönlichkeit, der es gehörte, nicht klar werden.

Der Beamte durchsuchte die Taschen des Toten nach etwaigen Papieren. In seiner Westentasche fand er ein Telegramm. Er entfaltete es und las: „Sieh Dich vor! H." Es war das Telegramm, welches ich zuletzt expediert hatte. Später kam es in meinen Besitz und ich habe es bis heute aufbewahrt.

Ganz verstört von dem Erlebten ging ich hinaus, nahm eine Droschke und fuhr nach dem Amt, wo ich die Geschichte einem Kollegen erzählte. Der sah mich nur zweifelhaft an und schien zu glauben, daß mein Gehirn wohl etwas gelitten habe. Nach diesem habe ich die Geschichte niemandem mehr mitgeteilt.

Sechs Monate waren vergangen, und der Mörder war noch nicht ergriffen. Alle Recherchen der Polizei waren resultatlos geblieben. Es war auch nicht ein einziger Anhaltspunkt vorhanden, wo die Ermittelungen hätten eingesetzt werden können. Aber die Erscheinung, die ich in jener Nacht gehabt hatte, kam mir nicht wieder aus dem Sinn.

Eines Abends, als ich wie gewöhnlich an meinem Schalter saß, betrat ein großer, kräftig gebauter Mann das Bureau; ging zu dem Pult am Fenster, nahm ein Telegrammformular und begann zu schreiben. Nachdem er fertig war, kam er auf meinen Schalter zu, um bei mir das Telegramm aufzugeben.

Ich sah ihm ins Gesicht; — es war die Erscheinung aus jener Nacht! Und doch, dieser Mann sah anders aus. Sein Gesicht war fleischiger, seine Stirn niedriger, mit einem Ausdruck des Brutalen, Rohen. Und auch die Augen hatten nicht die dunkeln Ringe jenes Mannes.

Mit möglichster Ruhe nahm ich das Telegramm entgegen. Als ich die Worte zählte, kam einer meiner Mitarbeiter herein. Zu ihm gehend, sagte ich ihm, so leise es meine Erregung zuließ, daß dieser Mann der Mörder von Whitechapel sei und daß wir ihn verhaften lassen müßten.

Der Mann sah uns von der Seite beobachtend an. Als wir dies bemerkten, hielten wir mit Sprechen inne. Ich ging zurück zum Schalter. Während ich so langsam als möglich die Sendung fertig machte, verließ mein Kollege das Bureau, um

einen Schutzmann herbeizuholen. Um Zeit zu gewinnen, wollte ich meinen Partner in eine Unterhaltung verflechten; aber anscheinend behagte ihm das Sprechen nicht. Als er bezahlt hatte, wandte er sich zum Gehen. Es war nun für mich die höchste Zeit, zu handeln. Ich berührte seinen Arm und sagte: „Entschuldigen Sie, sind Sie nicht Herr Atkins?" Es war der schlechteste Gedanke, der mir kommen konnte, denn er durchschaute meine Absicht sofort. Mit einem Fluch warf er sich auf mich und packte mich blitzschnell bei der Kehle. „Du Schuft, du willst mich fangen!" zischte er. Er preßte seinen Daumen tief in meinen Hals und drückte mir so die Luft ab. Mir schwanden die Sinne.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem Hospitalzimmer. Mir wurde erzählt, daß mich der Fremde beinahe getötet hätte, aber daß zur rechten Zeit die Schutzleute erschienen wären und mich befreit hätten. Vor dem Untersuchungsrichter bekannte der Gefangene, daß er der Mörder von Whitechapelhouse sei. Später wurde er zum Tode verurteilt.

Der Mörder hatte einen Bekannten in Louth, namens Anthony Usina. Er verlor einst gegen diesen im Spiel eine größere Summe, durch den Verlust und reichlich genossene Getränke erregt, fing er mit ihm Händel an, welche jedoch zu seinen Ungunsten ausfielen. Nun schwur er seinem Freunde Rache; und als Usina nach London ging, folgte er ihm.

Des Mörders Bruder, ein in Louth hochangesehener Mann, welcher die Absicht desselben erriet, suchte vergeblich ihn zurückzuhalten. Er wollte nicht indirekt den Tod eines Menschen verschulden; und deshalb sandte er das Telegramm an Usina, um ihn zu warnen. Einige Stunden später erlag er plötzlich einem Schlaganfall.

Dieser plötzliche Tod ist meiner Ansicht nach die mittelbare Ursache der Erscheinung und des eigentümlichen Tropfens des Wassers gewesen. Die Gedanken des Mannes hatten sich unausgesetzt mit der Verhinderung des geplanten Verbrechens beschäftigt. Sein Tod aber machte ihm unmöglich, dem Morde vorzubeugen. Der Körper war tot, der Geist jedoch lebte weiter und versuchte, aller irdischen Fesseln ledig, mich, als den einzigen, der Kenntnis von dem Telegramm hatte, zu bewegen, den Ermordeten zu warnen.

Ich kam zu spät. Doch wenn ich auch nicht das unglückliche Opfer vor dem Tode bewahren konnte, so wurde ich doch infolge der Erscheinung in jener Nacht zum Werkzeug des Schicksals, das den Mörder ereilte, als er sich am sichersten fühlte.

Davison hatte geendet. Er stand auf und verabschiedete sich. Wir aber unterhielten uns noch lange über das merkwürdige Ereignis. Wir setzten nicht den geringsten Zweifel in Davison, denn er war ein ehrenhafter, ernster Mann; aber erklären haben wir uns die Sache nie können. Es gibt eben mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt.

*

Das also wäre die Geschichte. Nichts Bedeutendes, aber geschickt erzählt, wie Engländer meist in diesem Genre. Wir wollen uns zunächst nicht auf Einzelheiten einlassen. Wie ist der allgemeine Eindruck? — Entsprechend, d. h. der Dichter hat uns in eine gewisse seiner Geschichte adäquate Stimmung versetzt.

Reflektieren wir nun über unsere Empfindung, bemerken wir da irgend etwas Erwähnenswertes? Über unser Interesse vielleicht? — Ja, es ließ nachher nach, ziemlich plötzlich sogar, man möchte sagen, es bekam einen Knick. Wenn es so plötzlich ging, muß man ja auch die Stelle bezeichnen können. Gewiß, es war nach der Mitte, ungefähr da, wo wir hören, daß ein Mord passiert ist.

Woran liegt das plötzliche Nachlassen? — Wir wissen jetzt, worauf das spukhafte Wesen gezielt hat; die Neugier, die der erste, etwas größere Teil erregt hat, ist gestillt, die Spannung, das Rätsel ist gelöst; es ist wie bei Lessings Epigramm: Erwartung und Aufschluß.

In welchem Teil gefiel uns dann die Geschichte besser? — Natürlich im ersten; der zweite schien etwas lang. Und wurde dadurch lästig. Natürlich. Das Rätsel muß länger sein als die Auflösung. Die ist am besten, wenn sie nur ein Wort ist.

Sehen wir noch etwas genauer zu: Gab es außerdem noch Steigerungen oder Minderungen unseres Interesses? — Ja, im zweiten Teil. Jedesmal mit dem Beginn des Neuen. Aber es erregte eher Unlust, es schien uns aufzuhalten, man nahm das Neue mehr als ein Hindernis, um zum Ende zu kommen. Wir hatten den Eindruck, als gehöre das Ganze nicht mehr recht zu unserer Geschichte; als würden äußere Momente hineingeführt, da das Innere seit dem „Knick" keine Spannkraft mehr hatte.

Aber vor dem „Knick"? — Ja, da stieg es und stieg in gerader, ununterbrochener Linie aufwärts.

Und doch gab es schon im ersten Teil ein Nachlassen, nicht des Interesses zwar, aber der Furcht, auch nicht lästig, sondern angenehm. Es trat, nachdem die Flut gestiegen und gestiegen, gewissermaßen Stauwasser ein. Das war da, wo der Beamte wieder unter Menschen geht, ins Bureau, da haben wir den Eindruck, als sei er jetzt von der persönlichen Gefahr, auf die das „Hüte dich" zu deuten schien, befreit. Es ist ein Aufatmen, ein gewisses Ruhen kurz vor dem Knick der Auflösung, vergleichbar der Stille vor dem Sturm, oder dem retardierenden Moment. Das Interesse: was kommt nun? bleibt dabei bestehen, aber die Aufregung beruhigt sich.

Wir machen einen Augenblick halt, um zu überlegen, ob sich aus dem, was wir in der einzelnen Geschichte gefunden haben, Richtungslinien für die Allgemeinheit erkennen lassen. Folgendes scheint das Resultat: Notwendiges Erfordernis einer Gespenstergeschichte ist Spannung; diese bedingt eine Auflösung, wird aber durch deren Fehlen nicht aufgehoben. D. h., eine Auflösung kann fehlen; wenn sie da ist, ist es besser, weil ihr Fehlen eine Enttäuschung ist. Sie muß kurz sein und plötzlich kommen.

Das sind also Grundsätze für die Komposition.

Einige weitere dafür mögen aus der folgenden Geschichte entnommen werden. Sie stammt aus Daumer, Das Geisterreich.

Hermann, der mit Louisen verlobt war, verliebte sich in ein anderes Mädchen, Christine, vermählte sich aber, um nicht untreu zu werden, gleichwohl mit ersterer und verlor sie dann durch den Tod. Nun denkt er wieder an Christinen und beschließt, zu ihr zu reisen und sein Verhältnis zu ihr zu erneuern. Er hat schon alles dazu veranstaltet, wirft sich im Dämmerlicht auf das Sofa und gibt sich sehnsuchtsvollen Phantasieen hin, die für ihn den vollen Charakter der Wirklichkeit annehmen. Er sieht sich nach R. versetzt, er steigt die Treppe empor und tritt in das Gesellschaftszimmer. Christine sitzt in einer Fenstervertiefung und sieht ihn nicht. Da geht eine Tür auf, ein Offizier tritt herein, Christine fliegt ihm mit einem Ausrufe des Entzückens entgegen und — Hermann stürzt ohnmächtig zusammen. In diesem Zustande findet ihn ein Freund. Wieder zu sich gekommen, erzählt Hermann den Vorgang und ist von der Realität des von ihm Wahrgenommenen überzeugt. Statt seiner reist nun der Freund nach R. Christine ist wirklich die Braut eines Offiziers. Auch die Vision kommt zur Sprache. Christine sagt aus, daß sich die Sache in der Tat so verhalten habe. Sie saß in jenem Zimmer, der Geliebte überraschte sie, sie flog ihm entgegen — da erklang durch das Gemach ein unaussprechlich wehmütiger Schmerzenslaut, so daß die beiden erschrocken umhersahen und Christine in Tränen ausbrach. Sie hatte lange nicht an Hermann gedacht, aber in dem Augenblick erwachte die Erinnerung an ihn. Sie glaubte in dem Schrei seine Stimme zu vernehmen, und noch lange nachher soll ihr der schmerzliche Eindruck geblieben sein, den der schauerliche Vorfall auf ihr Gemüt gemacht.

*

Diese Geschichte hat, als Gespenstergeschichte angesehen, ihren Beruf verfehlt. Einmal wäre sie inhaltlich nichts wert, weil selbst die Möglichkeit ihres Stimmungsgehalts sehr gering ist, und zweitens ist sie auch schlecht erzählt, so schlecht, daß sie nur als Kuriosum, nicht als Unheimliches wirkt.

Woran liegt das?

Erstens: wir wissen von vornherein, wer oder was das spukhafte Wesen ist.

Zweites: wir begleiten mit unsern Empfindungen den Spukenden statt den Bespukten.

Richtig erzählt müßte die Geschichte so gewendet werden: Im Zimmer des Mädchens. Sie sitzt und näht. Es wird dämmerig, so daß sie nicht mehr sehen kann. Läßt die Hände in den Schoß sinken. Träumt. Schreckt zusammen, als sie die Uhr zum Schlagen ausheben hört. Ihr ist so merkwürdig, weiß nicht warum. Wenn doch ihr Verlobter käme. Aber der kann ja heute nicht, der ist dienstlich verhindert. Ach, wenn sie doch erst verheiratet wäre. Da, ist das nicht sein Schritt? Richtig, also doch! Sie eilt ihm entgegen, will ihm um den Hals fliegen, da plötzlich — der Klageton. Nun diesen recht unheimlich schildern, verklingen, eventuell sich wiederholen lassen, und dann zum Schluß eine schnelle Lösung. — Es würde so keine besondere Geschichte werden, aber immerhin an Stimmung gerettet, was zu retten ist.

Das durchgehende Gesetz, das aus diesem Experiment klar wird und das in Gespenstergeschichten allgemein befolgt wird (Daumers Geschichte will nur ein Tatsachenbericht sein), ergibt sich von selbst als der Gegensatz zu den eben angeführten beiden Gründen für die künstlerische Minderwertigkeit des Berichts.

Noch ein anderes Gesetz, wozu wir ebenfalls eine kleine Geschichte aus Daumer anführen:

Es war im Jahre 1658 auf einem großen Wiesengrunde in Upland, in der Nähe einer Kirche, wo eben gepredigt wurde, als man bei hellem, lichtem Tage eine Geisterschlacht erblickte, und zwar so deutlich, daß sie die meisten unter den Wahrnehmenden für reine Wahrheit und Wirklichkeit hielten. Zuerst fiel sie einem Soldaten, der etwas spät zur Kirche ging, in die Augen. Er sah viele gewaffnete Regimenter in vollkommener Schlachtordnung, lief erschrocken in die Kirche und sagte den Leuten, was er gesehen hatte. Man glaubte sich von einem feindlichen Überfall bedroht, alles eilte zur Kirche hinaus, selbst der Prediger. Da

stellten sich im Norden und Süden der Kirche zwei Armeen dar, die bereits in vollem heftigen Kampfe miteinander begriffen waren. Menschen, Rosse, Waffen der verschiedensten Arten, die Bewegungen der Heeresteile, das verschiedene Benehmen der einzelnen Menschen und Gruppen, die Verwundungen durch Eisen und Schießgewehr, Flucht, Verfolgung und Erlegung, alles kam in bestimmtester Weise zur Anschauung. Nicht weit davon schien sich zu gleicher Zeit ein blutiges Seegefecht zu ereignen. Die Schiffe mit ihren Masten, Seilen, Segeln und Flaggen und eine Menge von Schiffs- und Kriegsvolk darauf, wovon viele verwundet oder getötet ins Wasser stürzten, die Geschütze, welche man losbrannte und welche Feuer und Rauch gaben, waren vor Augen. Es blitzte jedoch ohne das Geknall und Gekrach, wie man es im Kriege zu hören pflegt. — Zur Seite neben diesen Vorgängen spazierte eine ungewöhnlich hohe, lange Gestalt in breitem Hut und langem Rock. Es war, als wollte diese Person beobachten, wie die Schlacht ablaufen werde. Nach einiger Zeit wandte sie sich dem nächsten Dorfe zu, verschwand dann und mit ihr im Nu alles übrige.

*

Was wirkt hier, denken wir uns die Geschichte ausgeführter, spukhaft? —

Eigentlich nur der Einzelne, der große Mann. Er hat an und für sich etwas Übermenschliches, Großes, Düsteres, Fremdartiges, und während das plötzliche Aufhören der Gesamterscheinung etwas Ähnlichkeit mit dem Platzen einer Seifenblase hat, wirkt sein Verschwinden geheimnisvoll. Er ist auch der Einzige, der sich von der Gesamtheit unterscheidet, der dem Beschauer nahe ist.

Also, und das ist wieder ein allgemeines psychologisches Gesetz, was für die Anlage von Gespenstergeschichten direkt herübergenommen werden kann: Je eindringlicher etwas wirken soll, desto mehr muß es sich herausheben, desto einzelner muß es sein, desto näher muß es sein. Das heißt also für Gespenstergeschichten: Der Spuk muß dem Bespukten möglichst nahe auf den Leib rücken, die Gespenster müssen ein

Einzelnes sein oder wenigstens eine einheitliche Gesamtheit bilden; negativ ausgedrückt: sie dürfen nicht en masse auftreten. Als Probe darauf nehme man in der nachfolgenden Geschichte von Bulwer das Nachlassen des Grauenvoll-Gefährlichen bei der Erscheinung der vielen Kugeln; man versuche auch, die Geistererscheinungen in Shakespeares Richard III. sich in eine Novelle zu projizieren: wie würden sie sich da durch ihre Menge gegenseitig in ihrer Eindringlichkeit stören.

Das wären so die wichtigsten allgemeinen Grundsätze, die wir für Komposition und Anlage der Gespenstergeschichten befolgt gefunden haben.

* * *

Wir kehren noch einmal zu unserer Geschichte vom Telegramm zurück und kommen jetzt auf die Kardinalfrage der ganzen Gespensterkunst: Worin liegt eigentlich das, was einem das unheimliche Gefühl gibt?

Das läßt sich an unserer Geschichte unschwer feststellen.

Den ersten Choc erleidet unsere Gemütsruhe schon bei der Überschrift: „Ein geheimnisvolles Telegramm", und als dann im vierten Abschnitt von Geistergeschichten u. s. w. geredet wird, da wissen wir, woher oder vielmehr wohin uns der Wind blasen wird. Unsere Seelen sind sozusagen eingestellt. Das Telegramm „Sieh Dich vor" gibt noch nichts Bestimmteres als das Gefühl, in eine Atmosphäre des Räuberromantischen getrieben zu werden. Aber dann kommt es. Es kommt ihm etwas sonderbar vor. Was denn? Offene Tür, brennendes Licht, und er selbst hatte weder geöffnet noch angezündet. Es zieht etwas seine Aufmerksamkeit derartig auf sich, daß er aufhorchend stehen bleibt. Was denn? Der Rhythmus der fallenden Wassertropfen. Er lauscht aufmerksam auf die seltsam unregelmäßige Weise und hört — ein Telegramm; dessen Inhalt — Sieh Dich vor!

Jetzt sind wir aufgeregt, wir fürchten mit und für ihn. Wer soll sich anders vorsehen als er? (daß er es später nicht ist, ist der Hauptfehler der Geschichte, durch den nachher das Interesse zerstreut wird und der zweite Teil zu lang und matt erscheint). Der Besuch des Kollegen, das gemeinsame Lauschen, seine Bestätigung läßt uns auf dieser Stufe der Aufregung einen Augenblick verweilen. Dann weiter!

Er ist wieder allein! Die Atmosphäre von drohender Gefahr geschwängert, er hofft sie zu überwinden (der Leser glaubt es nicht), da — ein Zweiter sitzt im Zimmer. Wie ist er hineingekommen? Welcher Art ist er? Was wird er tun? Das Blut stockt ihm in den Adern. Der Andere schreibt, wieder das fürchterliche „Sieh Dich vor!" Dann entfernt er sich, ruhig, lautlos.

Wieder ein Ausruhen, am Fenster, wo die kühle Morgenluft und die Freiheit der freilich jetzt menschenleeren Straße niederschlagend wirkt. Da plötzlich — wie aus dem Boden gewachsen, wieder die Gestalt!

Wir brauchen nicht weiter zu umschreiben, wir haben schon, was wir suchen. Unsere Empfindung wird erst geweckt, leise angeschlagen, dann mit immer heftigeren Hieben auf und weitergepeitscht. Die einzelnen Schläge sind in folgenden Sätzen enthalten:

Ein geheimnisvolles Telegramm (Überschrift).
. . . die Worte „Sieh Dich vor", unterzeichnet H.
Dies kam mir sonderbar vor, denn . . .
. . . zog nun meine Aufmerksamkeit derartig auf sich, daß ich aufhorchend stehen blieb.
. . . in einer seltsam unregelmäßigen Weise.
Ich lauschte aufmerksam . . .
(Dann verschiedene Stellen gleicher Stimmung. Darauf weiter)
. . . sah in den Spiegel. Ich war starr.

Auf dem Platz, den ich eben noch eingenommen, saß ein Mann und schrieb.
Das Blut stockte in meinen Adern.
u. s. w.

Diese kurzen Sätze, Satzglieder, einzelnen Worte enthalten also durch und in ihrem Zusammenhang mit der ganzen Geschichte den Sprengstoff für unsere Empfindung, es sind die Minen, welche, durch die Berührung mit unserer Phantasie explodierend, die Seele mit der Gespensterstimmung dieser Geschichte erfüllen. Wir sind damit offenbar bei dem Kleinsten angelangt, denn ein Wort, ein Ding bildet hier den Gegenstand unserer Aufmerksamkeit. Wir wollen diese kleinen Erreger der Gespensterstimmung Stimmungsmomente oder kurz „Momente" nennen. Sie sind die Urzellen der Gespenstergeschichten, aus denen die ganze Stimmung erwächst. Wir müssen sie deshalb auf ihre Verbreitung und Keimkraft untersuchen, kommen dabei aber bequemer zum Ziel, wenn wir, nachdem ihr Vorhandensein einmal konstatiert, von der Telegrammgeschichte absehen und von unserer allgemeinen Erfahrung ausgehen.

Wie fängt das Kindermädchen an, uns, was ihr im übrigen verboten ist, eine Gespenstergeschichte zu erzählen? — Es war einmal ein altes, einsames Haus, oder: es war einmal in einem finstern, finstern Walde . . . Da haben wir schon ein Moment, ein sehr allgemeines allerdings. Der finstre Wald, das einsame Haus lösen von vornherein eine Art Stimmung; genaues bieten sie noch nicht, denn beide können ja auch ein freundliches Idyll umschließen. Zum eigentlichen Gespenstermoment werden beide erst dadurch, daß die Phantasie auf einen bestimmten Weg gelenkt wird: was kann oder wird im finstern Wald, im einsamen Haus Finsteres und Lichtscheues passieren, oder was ist da schon passiert?

I. Solcher allgemeinen Momente gibt es viele. Zum

Beispiel all die unheimlichen Örter, mit denen der Mensch Gespenster leicht in Verbindung setzt, wodurch denn von vornherein, ohne besonderes Zutun des Dichters, die Phantasie nach der bestimmten Richtung in Bewegung gesetzt wird.

Hierher gehören Ruinen und verfallenes Gemäuer, das einsame, seit langem unbewohnte Haus, im Walde verrufene Stellen, die einsame Lichtung oder der versteckte kleine See, die wilde Schlucht, an welche schon die Alten gern den Eingang zur Unterwelt verlegten, das gefährliche Moor, wo die Seelen Versunkener umgehen können, der Anger mit den drei vereinzelten Bäumen, deren Laub im Winde klagt (sollte es nicht eine alte Richtstätte gewesen sein?), der einsame Pfad, die menschenleere Landstraße, der Kreuz- oder Dreiweg, wo Griechen und Römer der unheimlichen Hekate zu opfern pflegten, die einsame Alm, wo der gespenstische Alperer in die kaum verlassene Sennhütte einzieht und seine Geisterkühe weidet (vgl. Amersbach, Licht- und Nebelgeister, Programm, Baden-Baden 1901). Überhaupt jede Einsamkeit in Wald (Waldweben), Meer, Gebirge, Wüste u. s. f.

Ferner bestimmte Zeiten. Hauptsächlich natürlich die Stille der Nacht, „die tiefe, dunkle Nacht", wie Shakespeare sagt (Heinrich VI, 2), „die Zeit der Nacht, da Troja stand in Feuer, die Zeit, wann Eulen schrein und Hunde heulen, wenn Geister wandeln und die Gräber sprengen"; aber auch „die träumende Öde blendender Mittagsglut" (vgl. Rhodes Psyche, S. 370 f. und Paul Heyses Mittagszauber). Es gibt bestimmte Tage, an denen die Seelen heraufkommen, „ein Tag im Jahre ist den Toten frei", der Allerseelentag, dazu Silvester-, Walpurgis-, Dreikönigs- und Johannisnacht, besonders aber die zwölf Nächte um Weihnachten, wo der Teufel umhergeht, die Hexen sichtbar werden, das wilde Heer durch die Lüfte jagt und die Seelen der Verstorbenen umgehen. Was alles in diesen Nächten für Spuk und Aberglauben herrscht, davon hat Bilfinger in seiner Abhandlung über das germanische Julfest (Stuttgart 1901) allerlei erzählt.

Ferner allerhand atmosphärische Erscheinungen, Dunkel, Nebel, Sturm, Gewitter. Das Brockengespenst, die Fata Morgana, die Kimmung. Lichterscheinungen, wie das Elmsfeuer und besonders die Irrlichter, in denen der Aberglaube Anzeichen verborgener Schätze sah, oder die Seelen ungetaufter Kinder, oder die Seelen von Israeliten, die den sich nach Jerusalem unter dem Erdboden durchgrabenden Leichnamen gerechter und rechtgläubiger Israeliten ob der Erde nachschweben (!), oder die Seelen ruheloser Selbstmörder (vgl. Kurtz, Ellwangen 1900).

Ferner Gerüchte, die als umlaufend erzählt werden, Titel und Überschriften, die den Leser von vornherein für eine gewisse Stimmung bereit machen.

Ferner alles, was mit Tod und Trauer zusammenhängt. Kirchhöfe zunächst, „ungelebtes Leben zuckt und lodert", sagt C. F. Meyer, „aus der Körperkraft, die hier vermodert", alte Richtstätten, Schlachtfelder (vgl. N. v. Eschstruth, die einen von Goethe wahrgenommenen (?) Schlachtfelderspuk erzählt). Aber auch düsterer Blick, finsteres Wesen, schwarze oder dunkle Kleidung, oder, in Anlehnung an die Leichentracht, langwallende, weiße Kleidung; Geruch wie von Verwesung (vgl. Ossip Schubin).

Ferner Stimmungsmomente, aus Aberglauben herrührend. Die Irrlichter kann man wieder hierherziehen, Alräunchen, Springwurzel, die seltsame (blaue bei den Romantikern) Blume (vgl. Kyffhäusersagen). Auch der unbesetzte Stuhl (vgl. Maeterlinck), das freie Kuvert (vgl. Fontanes Gedicht) oder die Zahl dreizehn bei Tisch. — Komplizierter das Herantreten an eine Leiche, wie es im altdeutschen Bahrrecht den stärksten Ausdruck seines Aberglaubens findet und zum Beispiel in Hebbels Nibelungen zu großartig packender Wirkung gebracht ist.

All diese Dinge sind in ihrem letzten Grunde nicht spukhaft, sondern nur fremdartig, unheimlich, ungemütlich, und der Dichter läßt es sich angelegen sein, die Keimkraft,

die in ihnen liegt, durch allerlei Mittel zur Entfaltung zu bringen. Einmal durch Worte wie seltsam, merkwürdig, eigenartig, sonderbar, rätselhaft u. ä., oder durch Begleitempfindungen des Erlebers, die sich dann dem Leser mitteilen (er wurde aufmerksam, lauschte, horchte, fuhr zusammen, schauderte, erschrak u. ä.).

Die bis jetzt erwähnten Momente erregen also, soweit sie noch unentwickelt sind, den Eindruck: Hier ist es nicht geheuer, es *kann* etwas passieren; sie gehen im ganzen mehr in die Breite als in die Tiefe.

II. Etwas intensiver wirken schon die Momente, die es wahrscheinlich machen, daß etwas passiert.

Hierzu rechnen wir zunächst das große Heer der Vorbedeutungen, zu denen jeder Vorgang gehört, der sich überhaupt auf Erden denken läßt, sofern der Dichter durch ein kleines Ausrufungszeichen dahinter zu verstehen gibt: das, was euch hier blindes Ungefähr oder bare Alltäglichkeit nur dünkt, gerade das steigt aus den tiefsten Quellen. Wie oft sind aufgehende Türen, herunterfallende Bilder u. ä. als unheimliche Vorzeichen benutzt worden. Im Altertum beruhte bekanntlich der größere Teil der Wahrsagekunst auf Ausbeutung des Zufälligen. Geläufig ist die Geschichte von dem Römer, der angstvoll zu dem weisen Cato lief, weil die Mäuse ihm nachts seine Schuhe benagt hatten, und den sarkastischen Trost mit nach Hause nehmen mußte, daran wäre nichts Wunderbares; nur wenn umgekehrt die Schuhe die Mäuse angefressen hätten, dann bedeutete es etwas. Bekannt ist auch das zufällige Niesen eines von Xenophons Soldaten, das von dem ganzen Heere als ein glückliches Vorzeichen aufgenommen wurde, und das leitet zu dem Vorzeichen-Aberglauben neuer und neuester Zeit über. — Ein besonderes Mittel, Vorbedeutungen nachdrücklich zu machen, ist ihre Wiederholung zu bestimmten Malen und Intervallen; ein anderes (und sehr wirksames), dem alltäglichen Ereignis leise, fast unmerklich, etwas Wunderbares beizumischen. Das

Bild des Entfernten fällt zum Beispiel von der Wand. Gut, das bedeutet etwas. Aber wie, wenn es nicht fällt, sondern langsam gewissermaßen von der Wand herabgleitet?

Zu den Vorbedeutungen gehören auch die Träume, durch die Zahl ihrer Wiederholungen oder sonst als fatidik erkenntlich und häufig in der Literatur als unheimlich stimmungsvolles Moment angewendet (vgl. zum Beispiel Schillers Wallenstein in der S. 134 u. 135 abgedruckten Stelle, oder Hebbels Ballade vom Haideknaben).

Zu den Momenten, die ein kommendes Unheimliches sicher andeuten, zählen noch die einzelnen Phasen bei Geisterbeschwörungen, Bannungen und Citationen; Gebote in Geschichten, wie Sieh dich nicht um! Sieh dich vor! u. ä., oder Laute, die irgendwie angstvoll oder drohend eine große Stille durchbrechen.

III. Die Momente, die Gewißheit geben, daß etwas Spukhaftes im Werk ist. Das sind die eigentlichen Gespensterstimmungsmomente, bei denen die Phantasie des Hörers von vornherein den Spukweg einschlägt, so daß dem Dichter nur obliegt, es möglichst scharf und klar in seiner Spukhaftigkeit herauszuarbeiten. Zunächst ein Beispiel: Erstens: eine Tür wird aufgeklinkt. Sehr einfach, es faßt jemand auf die Klinke und drückt sie nieder. Zweitens: ich bin im Zimmer und meine Türklinke senkt sich: es drückt jemand von außen darauf, der dann hereintritt. Drittens: ich bin allein im Hause. Die Klinke senkt sich von selbst, wie wenn jemand darauf drückt, und geht dann langsam wieder hoch; es drückt aber keiner. In diesem Dritten haben wir solch eine Keimzelle für Gespensterstimmung. Will der Dichter diese Zelle stark zur Entwicklung bringen, so hat er die Unerklärlichkeit des Vorgangs nachdrücklich zu betonen, zum Beispiel die Einsamkeit des Bewohners möglichst herauszuheben. Man sieht aus diesem Beispiel, wie die allgemeineren Momente den spezielleren den Boden bereiten (denn die Einsamkeit ist ein allgemeines Moment).

Zwischen diesen Momenten, in denen, wie gesagt, die stärkste Stimmungskraft der Gespenstergeschichten liegt, bestehen nun noch Unterschiede der Intensität. Zum Beispiel: es rumort im Spukhaus; ich bin draußen, oder ich bin drinnen. Im ersten Fall beunruhigt es mich weniger. Wir sehen also, was wir oben als ein Gesetz der Anlage erkannten, beruht schon auf einer Eigenschaft der einzelnen Momente: je näher sie mir auf den Leib rücken, oder je näher der Dichter sie an seinen Helden herandringen läßt, desto stärker wirken sie. Natürlich, und wir erkennen gleich, wie ein geschickter Künstler durch ein Näherrücken, was nicht bloß räumlich, sondern auch als ein dichter, drohender, gefährlicher Werden zu verstehen ist, die Stimmung steigern und Spannung erregen kann. Festzustellen ist bei diesen Momenten immer noch, daß das Was, welches die unheimlichen Erscheinungen erregt, im verborgenen bleibt.

Ihre Zahl ist nun Legion. Das zeigt schon die einfache Überlegung, daß ich jede alltägliche Lebensäußerung irgend eines Lebewesens, wenn ich den Urheber wegdenke, als einen Ausfluß spukhafter Wirkung darstellen kann. In unserer Telegrammgeschichte die offenstehende Tür, das brennende Licht, in unserm Beispiel die Türklinke u. s. f., die einfachsten, alltäglichsten Dinge.

Wir greifen aufs Geratewohl eine Handvoll heraus. Optisch: Lichtscheine ohne Feuer, Verdunkeln und Verlöschen von Lichtern. Akustisch: Schritte, Schlürfen, Tappen, Händeklatschen, Pochen, Musik, Glockenklingen, Rufe. Gefühl: Schlag, Überstreichen mit der kalten Hand. Dazu allerhand Dinge, deren Existenz sich besonders gut und geläufig als beunruhigendes Moment bewährt: das wehende Handtuch, die wehende Gardine, der klappende Fensterflügel, die klagende Wetterfahne, die tickende oder aushebende Uhr (als Schloßuhr recht beliebt), dunkle Zimmer, in ihnen dunkle Ecken, dunkle Flecken (Blut!) auf den Dielen, geheime (Tapeten-)Türen, Falltüren, Wandschränke. Romantischer dann:

zuckende Schwerter, venetianische Gondeln (weil sie aussehen wie Särge auf einem Boot), Leichensteine u. s. w.

Das von dem Eisklumpen tropfende Wasser wird in Fritz Reuters Festungstid sehr geschickt als spukendes Tappen benutzt. Ein sehr wirksames und noch nicht abgebrauchtes Motiv besteht darin, daß ein nicht auf den ersten Blick auffälliges, den gewöhnlichen Naturgesetzen Widersprechendes eingeführt wird, auf das der Dichter dann mit geheimnisvoller Stimme hinweist: die schwarze Katze kletterte langsam zu den äußersten Zweigen, und seltsam! diese beugten sich nicht unter der Last des großen Tieres. Eine sehr gute Möglichkeit der Steigerung bei Toten: erst schwache Bewegung, Mundzucken, Armregen, Lichthuschen über das Antlitz, dann eine Bewegung des Aufstehens, dann allmähliches Aufstehen; das läßt sich bei Vampyrerzählungen gut verwenden.

Ein besonderes Wort verdienen bei diesen Momenten die Tiere. Sie sind schon aktiv bei allerhand Spuk beteiligt. Die leise schleichenden Katzen, deren Augen im Dunkeln leuchten, deren Fell übergestrichen gelegentlich elektrische Funken sprüht, sind die ständigen Begleiterinnen der Hexen; wie unheimlich sie wirken können, erkennt man aus Storms Geschichte. Der Hund, im Altertum Begleiter der Hekate, auf Grabmälern viel abgebildet, als Cerberus Torhüter der Unterwelt (so schon indisch). Pferde reden bei Homer, als „Geisterroß" in einem Gedicht von C. F. Meyer. Dann speziell spukhaft der Werwolf, häufig in Gespenstergedichten, bei Klaus Groth zum Beispiel, Karl Söhle u. a. Schafe (vgl. das Kinderlied vom schwarzen und weißen), Schlangen (Märchen vom Schlangenkrönlein). Kurz, es gibt eigentlich kaum ein Tier, welches nicht einmal Gast- oder ständige Rollen in Gespenstergeschichten gibt. Wir haben uns nach gelegentlichem Finden noch notiert: Bär, Kuckuck, Siebenpfeifer (bedeutet nach englischem Aberglauben Unheil), Ferkel (!), Kühe, Karpfen (!), Frösche, Kröten, Luchs, Ziegen- und andere Böcke, Reh.

So sind umgekehrt die Tiere auch treffliche Erreger von Gespensterstimmung. Zunächst ihr Gebaren. Sie bemerken etwas, wo der Mensch noch nichts sieht. Das Pferd will an einer bestimmten Stelle nicht vorüber, trotzdem die Straße frei scheint. Auch die Hühner sollen Gespenster sehen. Der Hund wird unruhig, spitzt die Ohren, bellt an oder verkriecht sich vor etwas, das offenbar nicht da ist. (Wie wunderbar gerade Hunde Gespensterstimmung erregen können, bezeugt nachher die Novelle Bulwers.) Dann wirkt noch aufregend der Holzkäfer, Totenkäfer oder Totenuhr genannt; der Waldkauz, der klagt, oder dessen Stimme zu lachen scheint, oder der die Wange des Menschen mit seinem leisen, unbemerkten Flügel streift; der Rabe (bei Poe zum Beispiel); allerhand seltsam verstümmelte Tiere, die dreibeinig vor dem einsamen Waldwanderer herlaufen oder ihn einäugig anglotzen; allerlei Mißgeburten, wie Böcklins Einhorn im „Schweigen im Walde"; schließlich der Hahn, der Vertreiber der Gespenster, der aber doch als „roter Hahn" in einem Bilde Richard Pfeiffers in der Münchner Jugend (wo nicht selten gespenstische sich finden) unheimlich glühend in das Stroh und Sparrwerk des Dachbodens hineinflog.

IV. Wir sind in einem einsamen Hause, abgeschlossen, allein. Da klappt die Tür eines entfernten Zimmers, wir hören Schritte, näher, immer näher, sie kommen auf unser Zimmer zu, sind an der Tür, jetzt — ist das Gespenst da! Wie das Erscheinen des Gespenstes selbst, von langer Hand her mehr und immer dringender und ängstlicher vorbereitet, den Höhepunkt der Spannung bezeichnet, so ist diese Erscheinung auch, als Anstoß für unsere Empfindung gefaßt, ein Moment von sehr starker Wirkung. Es ist die stärkste Steigerung der beunruhigenden Momente, die ja von den allgemeinen an bis jetzt stetig steigend stärker und stärker wurden.

In anderer Art. In unserer Geschichte vom Telegramm der Passus: „Endlich aber erhob ich mich, ging zum Waschtisch, um mich auszukleiden, und sah, noch immer über das

Telegramm nachdenkend, in den Spiegel. Ich war starr. Auf dem Platz, den ich eben noch eingenommen hatte, saß ein Mann und schrieb." Hier ist das Gespenst als solches nicht weiter vorbereitet — plötzlich ist es da. Wir erschrecken direkt, und deshalb nennen wir das Erscheinen eines Geistes in dieser Art ein „Schreckmoment". Auch das ein Höhepunkt. —

Lösungsmoment und Schreckmoment sind als Spukerscheinung gleich, an Stimmungswert verschieden. Jenes bringt mit der höchsten Steigerung zugleich eine Lösung: also das ist es, was da draußen so drohend näher und näher getappt ist. Aus dem Schreckmoment erhebt sich, sowie wir uns wieder gesammelt haben, sofort die Furcht: was wird es nun beginnen? Dies ist also keimkräftiger und für die Stimmung des Ganzen wertvoller.

Welches der beiden Momente ein Dichter aus einer Erscheinung machen will, ist Sache der Technik und Ökonomie seiner Geschichte. Seine Kunst wird häufig dazu greifen, wegen ihres Wertes auch solche Momente, die eigentlich nur zu den beunruhigenden gehören, als schreckhaft herauszuarbeiten und es ebenso mit den Lösungsmomenten zu machen. Dazu hat er verschiedene Mittel, von den Wörtern „plötzlich, da, auf einmal, unversehens" u. s. w. angefangen; am besten bewährt sich auch hier, durch die Stimmung der erzählenden oder erlebenden Person (das Herz stockte mir, ich war starr, regungslos u. s. f.) die Seele des Hörers anstecken zu lassen. Ein Mittel, das ebenfalls Stimmung und Furcht erhöht, sind (ohnmächtige) Versuche, die Gespenster abzuwehren und Schutzmittel des Aberglaubens.

Solche Schreck- und Lösungsmomente sind also die mannigfaltigen Erscheinungen, in denen Gespenster auftreten, die Spukphänomene, von gespenstischen Hunden, Katzen, Pferden und anderen Tieren angefangen bis hinauf zu den Totengerippen und weißen Frauen, den kettenklirrenden Geistern mit oder ohne Kopf unter dem Arm, oder feineren

Sachen, wie flimmernden Nebelsäulen u. ä. — Verhältnismäßig selten sind die, welche ihrer ganzen Beschaffenheit nach nur Schreckmomente sind. Amersbach erwähnt eine solche Erscheinung, den „langen Wapper"; der geht als Matrose auf der Straße und steckt sich seine Pfeife an dem Feuer eines Antwerpener Wirtes an, der eben aus dem Fenster seines dritten Stockwerks sieht, indem er plötzlich riesengroß zu ihm aufwächst.

Wir könnten nunmehr mit unserer neuen Kenntnis der Momente folgendes Hülfsgerüst für den Bau einer packenden Gespenstergeschichte aufstellen.

Ausgehen vom allgemeinen, Spukhaus, einsame Gegend u. s. w.

Dann ein leises Anzeichen, ferner Klang, Fußtapfen, Niedergehen einer Klinke, Aufspringen einer Tür, Vogel auf einem Zweiglein, das sich nicht senkt.

Die Anzeichen häufen sich oder werden stärker.

Wir begleiten alles hübsch mit Äußerungen von Unruhe, Erwartung, Aufregung, Bestürztheit, Schrecken, Entsetzen, welches alles der Held der Geschichte sich steigernd empfindet.

Wir lassen möglichst lange auf die wirkliche Erscheinung warten.

Zum Schluß: Grund des Spukwesens, die Erscheinung selbst.

Eventuell noch eine kurze Lösung.

Es sind also die Momente gewissermaßen die Urzellen, aus denen die unheimliche Stimmung einer Spukgeschichte hervorwuchert. Einen tatsächlichen Beweis für ihren Wert bildet die Trockenheit und Einförmigkeit der wissenschaftlichen Spukgeschichten, wo die Berichterstatter sie mit Absicht verschmähen, oder, da ja eine Geschichte ohne sie überhaupt nicht möglich ist, ihre Keimkraft mehr mit Absicht als versehentlich töten. Der innerste Grund ihrer Keimkraft besteht aber darin, daß sie oder vielmehr die Hörer für sie

eine Vervollständigung suchen. Denn sie sind (besonders die drei ersten) fragmentarisch, es fehlt ihnen immer gerade das, was wir im gewöhnlichen Leben selbstverständlich als Ursache oder Wirkung bei ihnen sehen. Dadurch wirken sie befremdend, dann beunruhigend, dann erschreckend auf die Phantasie und veranlassen diese, sich in schattenhaften, mehr gefühlten als vorgestellten Schreckniſſen zu ergehen. „Das Milieu wirkt mehr als die Gespenster selbst", meint Lessing; „das Unerklärliche ist das Element des Gespensterglaubens", sagt Rhode: in diesen beiden Ausſprüchen liegt Wert und Natur der Momente begründet.

* * *

Als ein Beispiel aber von einer bis zur Hälfte mustergültig komponierten Gespenstergeschichte, in die Momente von seltener Kraft mit verschwenderischer Hand hineingestreut sind, und die Spannung, stetig steigend, sich zu Grauen und Entsetzen auftürmt, möchten wir zum Schluß eine Geschichte von Bulwer aus der Sphinx abdrucken, betitelt

Eine Art von sogenannten Geistern.

Ein eigenes Erlebnis und dessen Erklärung.

Einer meiner Freunde, ein Schriftsteller und Philosoph, sagte eines Tages halb ernst, halb scherzhaft zu mir: „Denke dir, seit wir uns das letzte Mal sahen, habe ich im Mittelpunkte Londons ein Haus entdeckt, in dem Gespenster umgehen."

„Wahrhaftig, spukt es darin? Und welche Sorte von Geistern?"

„Das kann ich dir nicht beantworten; alles, was ich darüber weiß, ist folgendes: Vor sechs Wochen suchten meine Frau und ich möblierte Zimmer. Wir schritten eine einsame Straße entlang und sahen an einem Fenster einen Zettel „Möblierte Zimmer zu vermieten". Die Lage sagte uns zu, wir betraten das Haus, die Zimmer gefielen uns, wir mieteten sie auf wöchentliche Kündigung und — verließen sie am dritten Tage. Keine Gewalt der

Erde hätte meine Frau vermocht, länger darin zu bleiben, und ich wundere mich nicht darüber."

„Was in aller Welt ist euch denn darin zugestoßen?"

„Entschuldige — aber ich habe durchaus keine Lust, als abergläubischer Träumer belächelt zu werden, noch kann ich andererseits verlangen, daß du auf meine Versicherung hin dich von etwas überzeugen ließest, was jeder anzweifelt, der es nicht mit eigenen Augen sah. Ich will dir nur eines sagen, es trieb uns weder Gehörtes noch Gesehenes hinweg; nein, es war ein unbeschreibliches Grauen, das uns beide befiel, so oft wir die Tür eines gewissen kleinen, leeren Zimmers zu passieren hatten, obschon sich durchaus nichts Ungewöhnliches aus demselben vernehmen ließ.

„Unserem Abkommen gemäß, bezahlte ich der Haushälterin den Wochenpreis am vierten Tage, indem ich ihr sagte, daß uns die Zimmer nicht ganz genehm seien und daß wir den Rest der Woche nicht darin verbleiben würden. Sie antwortete trocken: Ich weiß weshalb, Sie sind bereits länger hiergeblieben, als irgend einer Ihrer Vorgänger. Wenige brachten eine zweite Nacht hier zu, niemand eine dritte. Es scheint, sie haben sich gütig gegen Sie benommen.

„Sie? — Wer?" fragte ich, indem ich gezwungen lächelte.

„Sie — je nun, ich meine diejenigen, die in diesem Hause umgehen; mögen sie sein, wer sie wollen, mich stören sie nicht. Ich entsinne mich „ihrer" Gegenwart Jahre und Jahre zurück, als ich dieses Haus nicht in dienender Stellung bewohnte; aber ich weiß sehr wohl, daß „sie" nicht die Ursache meines Todes sein werden. Mir ist das gleich, ich bin alt und muß so wie so sterben und dann lebe ich doch in diesem Hause mit „ihnen" fort."

„Die Frau sprach mit so schwermütiger Resignation, daß mich eine Art von Scheu abhielt, weiter mit ihr zu plaudern. Niemand war froher, so leichten Kaufs davon zu kommen, als meine Frau und ich."

„Du erregst meine Neugier aufs höchste" — entgegnete ich — „ich könnte mir kaum etwas vorstellen, was mich mehr reizte, als in einem Hause zu nächtigen, in dem Gespenster umgehen. Bitte, gib mir die Adresse der Wohnung, die ihr so geflohen."

Ich erhielt dieselbe und als wir schieden, wandte ich mich sofort dem bezeichneten Stadtviertel zu. Das Haus lag auf der

nördlichen Seite von Oxfordstreet, in einer düsteren, aber anständigen Straße. Es war verschlossen. Kein Vermietungszettel war zu entdecken, keine Antwort kam auf mein Klopfen. Eben wollte ich mich wegwenden, da trat ein Bierjunge, der leere Zinnkrüge aus den nachbarlichen Häusern eingesammelt, auf mich zu und sagte höflich: „Suchen Sie jemand in diesem Hause, mein Herr?"

„Ja, ich hörte, es sei mietfrei."

„Zu vermieten? Ah, das sollte mich wundern, die Hüterin desselben ist tot — seit drei Wochen tot und niemand findet sich, der Lust hätte, die vakante Stelle einzunehmen, obgleich Herr J. hohe Bezahlung dafür aussetzte. Er bot meiner Mutter, die seine Aufwärterin ist, ein Pfund pro Woche, nur um täglich die Fenster zu öffnen und zu schließen, jedoch sie mochte das Anerbieten nicht annehmen."

„Sie mochte nicht? Und aus welchem Grunde?"

„Weil es hier spukt; die Hüterin wurde mit weitaufgerissenen Augen in ihrem Bette tot aufgefunden. Sie sagen, der Satan habe sie erdrosselt."

„Du nanntest eben Herrn J., den Besitzer des Hauses. Wo wohnt der?"

Ich gab dem Bierjungen seine wohlverdiente Belohnung für seine bereitwillige Auskunft und ging meines Weges weiter zu Herrn J. in G—street — ganz nahe der Straße, in der das Spukhaus stand. Ich war so glücklich, Herrn J., einen ältlichen Mann mit einem klugen Gesicht und einnehmendem Wesen, zu Hause zu treffen und teilte ihm mein Anliegen ohne Umschweif mit. Ich sagte, daß sein Haus als ein von unheimlichen Besuchern belästigtes bekannt sei, daß ich ein lebhaftes Verlangen hätte, Räume mit eigenen Augen zu sehen, die in jenem zweifelhaften Rufe stünden, und daß ich ihm zu größtem Dank verpflichtet sein würde, wenn er es mir mietweise nur für eine Nacht zur Verfügung stellen wolle. Ich wolle jeden Preis, den er irgend fordere, für diese Gefälligkeit zahlen.

„Mein Herr," sagte Herr J. mit ausgesuchter Höflichkeit, „das Haus steht Ihnen ganz zur Verfügung, für so lange oder so kurze Zeit, als es Ihnen irgend beliebt. Miete dafür anzunehmen, steht für mich völlig außer Frage — die Verpflichtung

ist ganz auf meiner Seite, da es Ihnen ja möglicherweise gelingen kann, die Ursache der sonderbaren Erscheinungen zu entdecken, die das Haus augenblicklich gänzlich wertlos machen. Ich kann es geradezu nicht vermieten, denn ich finde nicht einmal jemand, der es in Ordnung halten und an der Türe Rede stehen will. Unglücklicherweise spukt es wahrhaftig darin (und das ist nicht einmal der rechte Ausdruck dafür), denn es geschieht dies nicht nur bei Nacht, sondern am hellen, lichten Tage, obschon die Ruhestörungen und Erscheinungen des Nachts unheimlicheren, ja manchmal geradezu erschreckenden Charakters sind.

„Ich befreite die beklagenswerte Alte, die vor drei Wochen starb, einst aus dem Armenhause. Sie war meiner Familie als Kind schon bekannt und hatte bessere Tage gesehen, befand sich sogar in so guten Verhältnissen, daß sie einst Abmieterin meines Oheims gewesen war. Sie hatte eine leidliche Erziehung genossen, besaß einen starken Geist und war das einzige Wesen, was ich je zu überreden vermochte, in jenem Hause auszuhalten. Ich muß sagen, seit ihrem so plötzlichen Tode, dessen Art durch den Leichenbeschauer allgemein bekannt wurde, verzweifelte ich daran, ihre Stelle je wieder besetzt zu sehen, noch viel weniger einen Mieter zu finden. Ich überlasse das Haus mit Vergnügen jedem auf ein Jahr gratis, der sich verpflichtet, die Steuern dafür auf seine Schultern zu nehmen."

„Seit wann hat denn Ihr Haus diesen unheimlichen Charakter?"

„Das bin ich kaum in der Lage, Ihnen beantworten zu können, es ist lange — sehr lange her.

„Die alte Frau, die ich gleichfalls darüber befragte, meinte, es habe 30 bis 40 Jahre hindurch, ehe sie es mietete, darin gespukt. Ich meinerseits habe den größten Teil meines Lebens im ostindischen Zivildienst verbracht. Im vorigen Jahre kehrte ich nach England zurück, um die Erbschaft eines Onkels anzunehmen, unter dessen Nachlaß jenes fragliche Haus war. Ich fand es mit verschlossenen Fensterläden und Türen vor. Die Fama ging, es hausten Gespenster darin und es sei deshalb von allen lebenden Wesen gemieden. Ich belächelte dies unglaubliche Histörchen, gab Geld aus, sein Inneres und Äußeres zu renovieren, fügte dem altväterischen Ameublement neue hübsche Stücke hinzu, inserierte

die Wohnung und bekam einen Mieter auf ein Jahr. Es war ein Oberst außer Dienst.

„Er bezog das Haus mit seiner Familie, bestehend aus Tochter, Sohn und vier bis fünf Dienstboten — am nächsten Tage verließen sie es sämtlich. Jeder einzelne beschwor, eine andere Erscheinung gehabt zu haben, doch alle erfüllte das gleiche Entsetzen.

„Ich konnte es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren, den Obersten wegen Kontraktbruches gerichtlich belangen zu lassen — ja, ich konnte ihn nicht einmal tadeln. —

„Darauf wies ich der besagten Alten ihre Stellung als Hüterin an und autorisierte sie, das ganze Grundstück, in kleine möblierte Wohnungen parzelliert, zu vermieten. Ich hatte nie einen Mieter, der über zwei Tage geblieben wäre.

„Es würde zu weit führen, Ihnen die Erlebnisse der einzelnen zu erzählen — nicht zwei davon haben die gleiche Erscheinung gehabt. Jedoch — urteilen Sie lieber selbst, anstatt mit beeinflußter Phantasie jene Schwelle zu überschreiten; bereiten Sie aber Ihren Geist vor, Ungewöhnliches zu sehen und zu hören, und wappnen Sie sich mit jeder Vorsichtsmaßregel, die Ihnen irgend zu Gebote steht."

„Haben Sie selbst nie den Versuch gemacht, einmal eine Nacht in jenem Hause zuzubringen?"

„Gewiß. Ich verblieb zwar keine Nacht darin, hingegen drei Stunden bei strahlender Tageshelle. Meine Neugier ist nicht befriedigt, aber sie ist gedämpft. Ich empfinde keinerlei Verlangen, das Experiment je zu wiederholen. Sie sehen, mein Herr, ich gehe Ihnen gegenüber sehr offenherzig zu Werke und rate Ihnen wohlmeinend, wenn Ihr Verlangen nicht ganz besonders dringend und Ihre Nerven nicht ganz besonders stark sind, — stehen Sie ab davon, eine Nacht in jenem Hause zu verbringen."

„Mein Interesse ist ein nicht zurückzudrängendes," sagte ich, „nur ein Feigling verkriecht sich hinter seine zarten Nerven, sobald es gilt, einer ungewöhnlichen Situation die Stirne zu bieten, auch sind die meinigen durch Gefahren jeder Art gestählt. Ich kann mich mit vollem Recht auf sie verlassen — sogar Geistern gegenüber!"

Herrn J.'s Gegenargumente schienen erschöpft. Er nahm aus seinem Schreibpulte die Schlüssel des verhängnisvollen Hauses,

gab sie mir, und ihm aufrichtig für seine Offenheit und freundliche Erfüllung meines Wunsches dankend, trug ich meine Beute im Triumph davon. Brennend vor Ungeduld nahm ich, zu Haus angelangt, meinen treuen Diener vor. Es war ein junger Mensch von sprudelndem Temperament, furchtlosem Charakter und freier von abergläubischen Vorurteilen als irgend jemand.

„Frank," sagte ich, „du erinnerst dich, wie enttäuscht wir waren, als wir in Deutschland in jenem alten Schlosse übernachteten, wo das Gespenst ohne Kopf, das darin umgehen sollte, uns nicht erschien. — Soeben höre ich von einem Hause hier in London, in dem die Geister sich weniger zurückhaltend benehmen. Ich beabsichtige eine Nacht daselbst zuzubringen. Nach allem, was ich höre, bleibt jeder Zweifel ausgeschlossen, daß wir es nicht verlassen werden, ohne Absonderliches gehört oder gesehen zu haben, im Gegenteil — vielleicht sogar Haarsträubendes. Kann ich, wenn ich dich mit mir nehme, mich felsenfest auf deine Geistesgegenwart verlassen, es ereigne sich, was da wolle?"

„O Herr, bitte, verlassen Sie sich auf mich," antwortete Frank, indem er vor Vergnügen strahlte.

„Nun gut — hier sind Adresse und Schlüssel des Hauses. Geh, wähle mir ein Schlafzimmer nach deinem Geschmack und da seit Monaten keine Seele diese Räume betrat, lüfte das Bett, mache ein behagliches Feuer und vergewissere dich hinreichend, ob Lichter und Brennmaterial vorhanden sind. Nimm meine Pistole und meinen Degen an dich — damit wäre mein Teil erledigt. Nun rüste auch du dich wohl aus und wenn wir alsdann nicht einem halben Dutzend Gespenster gewachsen sind, erkläre ich uns für ein paar erbärmliche Wichte."

Ich meinesteils war für den Rest des Abends durch Geschäfte so dringender Natur in Anspruch genommen, daß mir keine Muße blieb, über das nächtliche Abenteuer, dem ich förmlich meine Ehre verpfändet hatte, nachzugrübeln.

Ich speiste sehr spät und allein, meiner Gewohnheit nach beim Essen lesend. Meine Lektüre waren Macaulays Essays. Ich beschloß, das Buch mitzunehmen. Es war ein so kerniger Stil, so viel praktische Lebenswahrheit darin, daß es mir wie ein Gegengift gegen die Einflüsse einer überreizten Phantasie vorkam. Gegen halb zehn Uhr steckte ich das Buch ein und schlenderte ge-

mächlich dem Geisterhause zu. Ich nahm meinen Lieblingshund mit mir, einen außergewöhnlich schneidigen Bullterrier — einen Hund, der nachts in den unheimlichsten Schlupfwinkeln und Durchgängen auf Rattenfang herumstrolchte — ein kapitaler Hund einem Gespenst gegenüber.

Es war eine kühle Sommernacht. Leichte Wolkengebilde überzogen den Himmel. Dennoch war der Mond sichtbar; jedoch sein Licht war fahl verblassend. — Aber es war doch ein Mond; und wenn es die Wolken gestatteten, so konnte er gegen Mitternacht mit intensiverem Lichte leuchten. Ich erreichte das Haus, klopfte, und mein Diener öffnete mir mit einer vergnügten Grimasse.

„Herr, es ist alles in bester Ordnung und sehr gemütlich hier."

„O," erwiderte ich enttäuscht; „ist dir denn gar nichts Verdächtiges begegnet?"

„Doch Herr, ich will offen sein, ich hörte etwas Sonderbares."

„Wie denn? — Sprich!"

„Das Geräusch von Fußtritten trappelte hinter mir her und ein- bis zweimal hörte ich ein leises Geflüster dicht an meinem Ohr — sonst weiter nichts."

„Du bist also nicht im geringsten furchtsam?"

„Ich?! Herr, durchaus nicht," und des Burschen kühner Blick bürgte mir von neuem dafür, daß — möge kommen, was da wolle — er mich nicht verlassen würde!

Wir standen im Vestibül, die Haustür war geschlossen, und meine Aufmerksamkeit lenkte sich auf den Hund.

Dieser lief zuerst fidel hinein, kroch aber bald zur Ausgangstür zurück und kratzte und winselte, um hinaus gelassen zu werden. Ich streichelte seinen Kopf, ermutigte ihn freundlich und der Hund schien sich mit seiner Lage auszusöhnen. Er folgte mir und Frank an die Ferse geheftet durch das Haus, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, vorauszulaufen, um schnuppernd das fremde Terrain zu rekognoszieren.

Wir untersuchten zuerst die Souterrain-Räume, Küche, Speisegewölbe und besonders die Keller. Zwei bis drei völlig mit Spinngeweben überzogene Flaschen Wein lagerten dort, augenscheinlich seit vielen Jahren in ungestörter Ruh. Zechbrüder waren die

Geister also nicht. Im übrigen entdeckten wir nichts Bemerkenswertes. Es war dort ein kleiner, düsterer, von hohen Mauern rings umschlossener Hinterhof. Die Steinplatten auf dem Fußboden waren feucht und mit Staub, Ruß und Nässe bedeckt; daher hinterließen unsere Fußtritte leichte Spuren. Jetzt zeigte sich in dieser sonderbaren Umgebung die erste Außergewöhnlichkeit, deren Augenzeuge ich war.

Plötzlich vor mir, auf dem feuchten Gestein, formte sich von selbst eine fremde Fußspur. Ich stand still, faßte meinen Diener am Arm und deutete nach der Stelle hin; soeben formte sich die zweite. Ich trat rasch darauf zu, aber die fremde Spur blieb immer auf einen Schritt mir voraus. Es war eine kleine Spur, wie vom Fuße eines Kindes, indes war der Eindruck zu schwach, um die Form vollständig beurteilen zu können. Im Augenblick hatten wir beide den Gedanken, daß sie der Abdruck eines nackten Kinderfußes sei. Das Phänomen verschwand, als wir an der gegenüberliegenden Mauer ankamen, und wiederholte sich auch auf dem Rückweg nicht. Wir stiegen die Treppen wieder hinauf und betraten die Zimmer zu ebener Erde, das Speisezimmer, ein kleines Wohnzimmer und einen dritten winzigen Raum, der mutmaßlich als Bedientenzimmer benutzt worden war, alle still wie das Grab. Dann gingen wir in die Salons, die neu eingerichtet schienen. Im Vorderzimmer angelangt, setzte ich mich auf einen Armstuhl.

Frank stellte das Licht, mit dem er geleuchtet, auf den Tisch. Ich befahl ihm, die Tür zu schließen. Als er sich umwandte, meinen Befehl auszuführen, begann ein mir gegenüber an der Wand stehender Stuhl sich schnell und geräuschlos vorwärts zu bewegen und blieb einen Meter entfernt mir gegenüber still stehen.

„Nun, wenn's weiter nichts ist," sagte ich mit einem halben Lachen, „'s ist mir lieber als Tischrücken!"

Als ich lachte, warf aber mein Hund den Kopf zurück und heulte. Frank war, indem er sich wegwandte, die Wanderschaft des Stuhles entgangen. Er beschäftigte sich damit, den Hund zu beschwichtigen. Ich hatte ununterbrochen den Stuhl im Auge und glaubte darauf, wie aus bläulichem Dunst gewoben, die Umrisse einer menschlichen Gestalt zu erkennen. Die Linien waren jedoch so unklar, daß ich meiner eigenen Phantasie zu mißtrauen anfing. Der Hund hatte sich wieder beruhigt.

„Stelle diesen Stuhl mir hier gegenüber an die Wand zurück," sagte ich zu Frank. Er gehorchte.

„Waren Sie das, Herr?" fragte er, sich kurz umdrehend.

„Ich — was?"

„Ich bekam eben einen Schlag. Ich fühle denselben schmerzhaft hier an der Schulter."

„Nein," sagte ich. „Aber wir haben es mit Taschenspielern zu tun, und wenn wir auch ihren Kunststückchen nicht auf die Spur kommen, so werden wir sie doch fangen, ehe sie uns verblüffen."

Wir hielten uns nicht weiter in den Salons auf, sie waren so feucht und kalt, daß ich mich freute, hinauf in mein Zimmer und an das Feuer zu kommen. Wir verschlossen die Tür. Eine Vorsichtsmaßregel, die wir überhaupt durchgängig beobachteten. Das von meinem Diener für mich gewählte Schlafzimmer war das beste in der ganzen Etage. Höchst geräumig, hatte es zwei Fenster Front nach der Straße zu. Ein viersäuliges Bettgestell, das dem Kamin gegenüber stand, in dem ein helles Feuer prasselte, nahm keinen bedeutenden Raum ein. Zwischen Fenster und Bett befand sich die Tür des Kabinetts, worin sich mein Diener etabliert hatte. Es war dies sehr klein und enthielt nichts außer einem Schlafsofa. Keine Verbindungstür führte nach dem Treppenhaus — auch existierte sonst keine Tür, außer dieser, die zu meinem Zimmer führte. Zu beiden Seiten meines Kamins waren Wandschränke ohne Schlösser angebracht und mit derselben melancholischen Tapete wie die Wand überklebt. Wir untersuchten die Schränke genau — sie enthielten nur einige Haken zum Aufhängen weiblicher Kleidungsstücke, sowie auch die äußeren Wände; alles erwies sich durchaus massiv. Nachdem ich mein Zimmer so inspiziert, wärmte ich mich ein wenig, zündete mir eine Zigarre an und ging dann, von Frank begleitet, meine Rekognoszierung zu vollenden.

Auf dem Treppenabsatz vor unsern Gemächern war eine zweite Tür — sie war fest verschlossen. „Herr," — sagte mein Diener überrascht, — „ich schloß bei meinem Kommen diese Tür so gut wie alle übrigen auf, auch kann sie nicht von innen verriegelt worden sein, denn es ist..." Ehe er den begonnenen Satz vollendete, ging besagte Tür, ohne daß sie einer von uns berührt hätte, langsam von selbst auf. Wir sahen uns gegenseitig einen Augenblick verblüfft an. Ein und derselbe Gedanke beschlich uns — irgend

eine menschliche Einwirkung mußten wir hier entdecken! Ich schritt voran, mein Diener folgte. Wir befanden uns in einem kleinen, öden, düsteren Zimmer ohne jegliches Ameublement, einige leere Koffer und Körbe in einer Ecke. Die Läden des einzigen kleinen Fensters waren geschlossen, nicht einmal ein Kamin fand sich vor, keine andere Tür als die, durch die wir eingetreten waren, kein Teppich auf dem Fußboden, obschon derselbe alt, uneben und wurmstichig war, was die hellen, ausgebesserten Flecke deutlich bekundeten. Kein lebendiges Wesen war sichtbar, kein Platz, wo sich eines hätte verbergen können. Während wir noch dastanden und rundum blickten, schloß sich die Tür langsam von selbst, genau so, wie sie sich zuvor geöffnet. — Wir waren Gefangene.

Zum ersten Male überkam mich ein unaussprechliches Grauen — nicht so meinen Diener.

„Ich glaube gar, Herr, die denken uns fangen zu können — ich sage Ihnen, mit einem Stoß meines Fußes fliegt die verwitterte Tür auf."

„Sieh zuvor, ob sie nicht deiner Hand weicht," sagte ich und suchte meine Furcht abzuschütteln, während ich die Läden öffnete, um mich zu überzeugen, wie es außerhalb aussah. Ich schob die Riegel zurück. Das Fenster ging auf den kleinen zuvor beschriebenen Hof hinaus. Ich konnte keinen Vorsprung außerhalb entdecken, es ging senkrecht hinab. Niemand hätte, um durch dieses Fenster zu entfliehen, irgendwo festen Fuß fassen können, ehe er hinab auf die Steinplatten kam.

Frank hatte die ganze Zeit über erfolglose Versuche gemacht, die Tür zu öffnen. Er wandte sich jetzt um und bat um die Erlaubnis, Kraft anwenden zu dürfen.

Ich muß, um diesem Menschen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hier nochmals konstatieren, wie völlig frei von jeglicher Furcht er war.

Seine Kaltblütigkeit, seine ganze Haltung, ja sogar Heiterkeit unter so außergewöhnlichen Verhältnissen zwangen mir Bewunderung ab. Ich beglückwünschte mich innerlich zu diesem Genossen, welcher der Situation so ganz gewachsen war, und gab ihm willig die verlangte Zustimmung. Obwohl er ein außergewöhnlich starker Mann war, erwies sich doch seine Kraft hier ebenso machtlos wie seine mäßigeren Anstrengungen — die Tür rührte sich nicht unter

seinen Stößen. Nun versuchte auch ich mich an der Tür, — alles umsonst. Als ich meine Versuche aufgeben mußte, kam wieder jene namenlose Angst über mich. Diesmal war sie anhaltender — unbezwinglicher. Ich hatte das Gefühl, als stiege ein geisterhaftes Wehen aus den Ritzen des holprigen Fußbodens auf und füllte die Atmosphäre mit giftigem, der menschlichen Existenz feindseligem Dunst. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür wieder langsam und geräuschlos, ganz von selbst. Rasch sprangen wir auf den Treppenabsatz hinaus. Nun sahen wir ein großes bleiches Licht vor uns herschweben, so groß wie eine menschliche Gestalt, jedoch form- und masselos. Es bewegte sich die Treppe hinauf, die zu den Böden führte. Ich folgte dem Licht und mein Diener folgte mir. Die Erscheinung schlüpfte in eine zur Rechten gelegene Dachkammer, deren Tür offen stand. Ich trat sofort auch ein. Da schrumpfte das große Licht zu einer kleinen Kugel zusammen, die strahlend und lebhaft leuchtend einen Augenblick über einem Bett in der Ecke schwebte, flackerte und verschwand. Wir näherten uns dem Bett und untersuchten es genau. Es hatte ein eisernes Gestell, wie man es oft auf Böden als Schlafstätte für die Dienerschaft findet.

Auf der Kommode dicht daneben lag ein altes, verblaßtes, seidenes Tuch; eine Nadel steckte noch in dem halb reparierten Riß. Das Tuch war dick mit Staub bedeckt, jedenfalls gehörte es der alten letztverstorbenen Haushüterin, und dies mochte ihr Schlafraum gewesen sein. Meine Neugier stieg. Ich öffnete die Fächer. Allerlei Überreste weiblicher Kleidungsstücke nebst zwei mit einem gelben Band umbundenen Briefen lagen darin. Ich war so frei, dieselben an mich zu nehmen Außerdem fanden wir nichts Bemerkenswertes in dem Zimmer vor, noch tauchte das Licht wieder auf, wohl aber vernahmen wir beide genau leise, trippelnde Schritte dicht vor uns. Die Inspizierung der vier bis fünf anderen Böden ergab nichts — doch waren und blieben die Fußtritte uns stets voraus. Nichts war zu sehen — absolut nichts, aber der trippelnde Schritt war desto mehr zu hören. Meine Hand umschloß fest die beiden Briefe. Als ich die Treppe hinabstieg, fühlte ich deutlich mein Handgelenk umklammert und einen schwachen Versuch, mir die Briefe zu entwinden. Ich schloß meine Hand fester, und der Druck am Gelenk ließ nach.

In mein Schlafzimmer zurückgekehrt, fiel es mir erst jetzt auf, daß mein Hund uns nicht gefolgt war, als wir es verließen, sondern sich zitternd an das Feuer drängte. Ungeduldig faltete ich die Briefe auseinander, und während ich las, nahm mein Diener die Waffen, die ich ihm befohlen mitzunehmen, aus ihren Futteralen. Er placierte sie auf meinen Nachttisch und bemühte sich dann vergebens, den Hund zu beschwichtigen.

Die Briefe waren kurz, sie waren datiert und die Daten fünfunddreißig Jahre alt. Offenbar waren es Billets eines Liebhabers an seine Erwählte oder eines Gatten an sein junges Weib. Nicht allein die Ausdrücke, sondern auch ganz bestimmte Anspielungen auf eine frühere Seereise charakterisierten den Seemann. Orthographie und Handschrift waren die eines nur mittelmäßig gebildeten Menschen, dennoch war die Sprache an sich mächtig. Durch alle liebkosenden Ausdrücke hindurch klang eine Art von wilder Leidenschaft, und hier und da fanden sich Andeutungen über ein Geheimnis, das sich jedoch auf keine Liebesaffäre bezog, sondern auf ein Verbrechen.

„Wir sollten uns lieben," so lautete, wie ich mich deutlich erinnere, die eine Stelle, „denn wie würde die Welt uns fluchen, wüßte sie darum." Und weiter: „Teile dein Schlafgemach nie mit jemand, denn du sprichst im Schlaf." Ferner wiederum: „Geschehenes ist unabänderlich und ich sage dir, kein Zeuge steht gegen uns auf, es sei denn, die Toten kehrten wieder." Hier war mit einer besseren und zwar weiblichen Handschrift geschrieben und unterstrichen: „Sie stehen wieder auf!" Am Schluß des Briefes jüngsten Datums endlich hatte dieselbe weibliche Hand weiter geschrieben: „Gestorben auf dem Meere am 4. Juni, an demselben Tage als —"

Ich ließ die Hand sinken und verlor mich in Sinnen über das Gelesene. Indessen fürchtete ich, der Gedankengang nach dieser Richtung hin möchte meine Nerven aufregen. Ich war fest entschlossen, meinen Geist in der nötigen Spannkraft zu erhalten, um gegen alles Wunderbare gewappnet zu sein, es komme, was da wolle.

Bereits rückte die Nacht bedeutend vor. Ich sprang empor, legte die Briefe auf einen Tisch, schürte das Feuer, das lustig knisterte, und öffnete meinen Band Macaulay. Mit leidlicher Ge-

mütsruhe las ich bis 1/2 12 Uhr, dann warf ich mich auf mein Bett, hieß meinen Diener sich zurückziehen, jedoch sich wachhalten und die Verbindungstür unserer Zimmer nicht zuschließen. Ungefähr 20 Minuten später war mir, als streife ein außerordentlich kalter Luftzug meine Wange. Die Tür rechts, nach dem Flur, schien aufgegangen zu sein, aber nein, sie war zu. Ich wandte mich links und sah, wie die Flamme meines Lichtes, wie vom Luftzug bewegt, heftig hin und her flackerte. Im selben Augenblick glitt meine, dicht neben dem Revolver liegende Uhr sacht vom Tisch, leise, leise, wie von unsichtbarer Hand gezogen, sie war verschwunden. Ich schnellte empor, ergriff mit einer Hand den Revolver, mit der anderen den Degen, denn ich verspürte keine Lust, meine Waffen das Schicksal meiner Uhr teilen zu lassen. So bewaffnet, spähte ich auf dem Fußboden herum, aber keine Spur von meiner Uhr. Jetzt begann es dreimal langsam am Kopfende meines Bettes zu klopfen.

„Sind Sie das, Herr?" rief mein Diener.

„Nein, sei auf deiner Hut."

Nun sprang der Hund auf, setzte sich aufrecht, spitzte die Ohren und bewegte sich rasch nach rückwärts und vorwärts. Er sah mich dabei mit sonderbar beredtem Blick an, so daß sich meine volle Aufmerksamkeit auf mein Tier konzentrierte. Plötzlich erhob dasselbe sich langsam, jedes Haar an ihm sträubte sich, es stand starr und festgebannt da und hatte einen wilden Blick. Es blieb mir jedoch keine Zeit, den Hund länger zu beobachten. Mein Diener stürzte aus seinem Zimmer heraus.

Wenn ich je das Entsetzen in einem menschlichen Antlitz sah, so war es in dieser Stunde. Ich hätte den Mann nicht erkannt, wenn er mir auf der Straße begegnet wäre, so verzerrt waren seine Züge. Er flog an mir vorüber und raunte in einem Ton, der kaum von seinen Lippen zu kommen schien: „Laufen Sie, was Sie können — er ist hinter mir."

Er erreichte die Tür zum Korridor, riß sie auf und raste fort. Ich folgte ihm unwillkürlich, wollte ihn zurückrufen, aber ohne mich zu beachten, schwang er sich, krampfhaft das Treppengeländer fassend, hinab, riß die Haustür auf und ich hörte nur noch, wie sie zuschlug — ich war allein im Geisterhause. Ich gestehe, ich schwankte einen Augenblick, ob ich meinem Diener folgen sollte

oder nicht, allein Stolz und Neugier hielten mich von so feiger Flucht zurück. Ich trat wieder in mein Zimmer, schloß die Tür und schritt vorsichtig nach dem kleinen Kabinett, fand aber keinerlei Erklärung für meines Dieners Entsetzen. Nochmals die Wände prüfend, tastete ich, nach einer geheimen Tür suchend, umher, aber es fand sich keine Spur davon, auch nicht das kleinste Rißchen in der Tapete. Wie in aller Welt hatte dasjenige, was ihn verscheucht, möge es heißen, wie es wolle, Zutritt gefunden, außer durch mein Zimmer. Ich verfügte mich zurück in dasselbe, schloß und verriegelte die Tür zum Kabinett und stellte mich an den Kamin, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Jetzt bemerkte ich, daß mein Hund in die Ecke des Zimmers kroch und sich derartig dagegen drückte, als wolle er sich buchstäblich den Weg in die Wand erzwingen. Ich näherte mich dem armen Tier und sprach ihm zu, es war außer sich vor Furcht, fletschte die Zähne, geiferte und hätte mich sicher gebissen, dafern ich es berührte. Er schien mich nicht zu erkennen. Wer jemals in einem zoologischen Garten ein Kaninchen durch den Blick der Schlange gebannt in einem Winkel hocken sah, der nur kann sich die Todesqual ausmalen, die der Hund ausstand. Als alle Versuche scheiterten, das Tier zu besänftigen, fürchtend, daß sein Speichel, wie bei der Tollwut, giftig sein könnte, überließ ich es sich selbst, legte meine Waffen auf den Tisch zurück, setzte mich und nahm Macaulay wieder auf. Nach kurzer Zeit gewahrte ich, daß sich etwas zwischen Licht und Buch stellte, denn es fiel ein Schatten auf das Blatt. Ich sah auf und sah, was mir schwer, vielleicht nie glücken wird, zu beschreiben. Es war ein dunkles Etwas vor mir, das sich wie aus Luft von selbst bildete und sehr unentschiedene Konturen zeigte. Ich kann nicht sagen, daß es eine menschliche Gestalt war, und doch hatte es eine große Ähnlichkeit mit einer solchen oder wenigstens mit dem Schatten derselben. Je länger ich hinsah, desto mehr lösten sich Licht und Schatten voneinander los und die Größenverhältnisse der Erscheinung schienen mir enorm, denn das oberste Ende berührte fast die Decke. Während ich unablässig darauf hinstarrte, empfand ich einen Hauch von eisiger Kälte. Ein Eisberg direkt vor mir hätte mich nicht mehr zusammenschauern machen können, noch hätte er eine so intensive Kälte auszuströmen vermocht. Als ich fortfuhr, das Ungeheuerliche anzustieren, kam es mir vor (jedoch das kann ich

nicht einmal bestimmt behaupten), als unterscheide ich ein paar Augen, die aus der Höhe auf mich herabsahen. Einen Augenblick schien mir ihre Existenz zweifellos, den andern waren sie wieder verschwunden, jedoch zwei Strahlen bläulichen Lichtes schossen durch das Dunkel und zwar gingen sie von jener Stelle aus, wo ich glaubte, daß mir vorhin Augen begegnet waren. Ich versuchte zu sprechen — meine Stimme versagte vollständig.

Ist das Furcht? dachte ich bei mir. O nein, die kenne ich nicht. Ich wollte aufstehen — umsonst — eine unsichtbare Gewalt hielt mich nieder. Ein fremder Wille lehnte sich gegen den meinigen auf ein unendlich überlegener, ungefähr so, wie Sturm und Feuer der Menschenhand gegenüber. Und nun, da dieser Gedanke mehr und mehr in mir zur Überzeugung reifte — kam ein Entsetzen über mich, das jeder Beschreibung spottete. Nur mein Stolz hielt mich aufrecht — nicht mein Mut. Entsetzen ist das, sagte ich mir, und keine Furcht; so lange ich aber diese banne, wird mich nichts anfechten, weil meine Vernunft alles dies für ein Gebilde der Phantasie hält. Mit einer heftigen Bewegung gelang es mir, meine Hand nach meinen Waffen auszustrecken, als ich es aber tat, bekam ich einen eigentümlichen Ruck und mein Arm sank kraftlos an meiner Seite nieder. Und nun, um das Maß des Grauens voll zu machen, nahm der Glanz der Lichter mehr und mehr ab, sie verlöschten nicht, aber ihre Flamme schien wie langsam zurückgezogen zu werden. Genau so geschah es mit dem Feuer im Kamin und in wenigen Augenblicken lag das Zimmer im tiefsten Dunkel. Die Angst, bei der Idee, mit dem dunklen Etwas, dessen Macht ich vorhin so intensiv gefühlt hatte, im Finstern allein zu sein, brachte eine Gegenwirkung in mein Nervensystem. Das Entsetzen in mir hatte jenes Stadium erreicht, daß mich entweder meine Sinne verlassen hätten oder ich den Zauber brechen mußte. Ich brach ihn. Ich fand meine Stimme wieder, obgleich sie mehr wie ein Aufschrei klang. Ich erinnere mich, daß ich Worte herausstieß wie: „Ich fürchte mich nicht, meine Seele ist frei von Schuld," zu gleicher Zeit fand ich die Kraft zum Aufstehen. Von tiefem, tiefem Dunkel umgeben, flog ich nach der Fensterseite hin — riß den Vorhang zurück und stieß die Läden auf — mein einziger Gedanke war Licht!

Und wie ich den Mond so ruhig, hoch und klar über mir

sah, empfand ich eine Freude, die mich für alle Schreckniſſe entſchädigte. Da ſtand der Mond, da waren die Gasflammen in der öden, menſchenleeren Straße. Ich wandte mich nach dem Zimmer zurück. Der Mond durchdrang deſſen dunkle Schatten nur ſpärlich und teilweiſe — aber es war eben doch Licht darin. Das dunkle Etwas war verſchwunden, nur einen düſteren Reflex, als wäre er der Schatten der Schattengeſtalt, nahm ich an der gegenüberliegenden Wand wahr. Mein Auge fiel nun auf den alten, runden Mahagonitiſch, der ohne Decke daſtand. Da erhob ſich eine Hand bis zum Handgelenk ſichtbar. Sie ſchien von Fleiſch und Blut wie meine eigene zu ſein, aber es war die einer älteren Perſon — dürr, runzlich und klein dazu — eine Frauenhand. Dieſe Hand umſchloß ſanft die beiden Briefe auf dem Tiſch — Hand und Briefe verſchwanden. Nun folgten erneut die drei abgemeſſenen Stöße gegen die Bettwand zu Häupten, die ich vor Beginn des wunderbaren Dramas bereits vernommen. Als dieſer Lärm vorüber war, erbebte das Zimmer fühlbar und von nah und fern tauchten Kügelchen, wie erleuchtete Waſſerblaſen in allerlei Farben, grün, gelb, feuerrot und himmelblau, auf. Hinauf und herunter, herüber, hinüber, hierhin, dorthin, winzigen Irrlichtern gleich, bewegten ſich die Funken, langſam und ſchnell, je nach Laune. Ein Stuhl (wie zuvor im Salon unten) rückte langſam von der Wand aus vorwärts, ohne ſichtbare Aktion und poſtierte ſich mir gegenüber am Tiſch. Plötzlich, wie von dem Stuhl empor, wuchs ein Schatten weiblicher Form. Er war ſo deutlich ſichtbar, wie eine lebende Geſtalt und doch totenbleich, wie eine Leiche. Das Geſicht war jugendlich, von ſonderbar melancholiſcher Schönheit. Hals und Schultern waren entblößt und das Übrige der Erſcheinung in ein langes weißes Gewand gehüllt. Die Geſtalt glättete ihr langes, gelbliches, über die Schultern fallendes Haar. Ihr Blick war unverwandt auf die Tür geheftet, ſie ſchien lauſchend, ſpähend, zu warten. Der Schatten der Schattengeſtalt im Hintergrunde wurde tiefer und abermals ſchien es mir, als funkelten Augen aus der Höhe nieder, den weiblichen Schatten beobachtend. Aus der Tür, obſchon ſie ſich nicht öffnete, wuchs eine andere Geſtalt heraus, gleich deutlich, gleich aſchfahl, die eines jungen Mannes. Er war in der Tracht des vorigen Jahrhunderts oder wenigſtens in einer ganz jener ähnlichen. Die männliche, ſowie

die weibliche Gestalt, wenngleich sehr deutlich, waren unbedingt massenlos, nicht greifbar, sondern Gespenster und zwar war an ihnen etwas Widerstreitendes, Gegensätze, die sich bekämpften. Beide waren lächerlich und furchtbar zugleich in dem mühsamen Aufputz ihrer alten Kostüme, die mit ihren Spitzen, Krausen und Schnallen in höfischer Genauigkeit ausgeführt waren; zu alledem das leichenhafte Aussehen und die geisterhafte Schweigsamkeit ihrer schwebenden Träger. Im Augenblick, als die weibliche Figur sich der männlichen zuneigen wollte, löste sich der Schatten von der Wand los, und alle drei waren in Dunkel gehüllt. Ja, im ersten Morgengrauen schien es, als wären die beiden Gespenster in der Gewalt des Schattens, der sich über sie aufschwang. Ein Blutfleck wurde nun auf der Brust des weiblichen sichtbar. Das männliche Gespenst lehnte sich auf ein Geisterschwert, Blut rieselte heftig von seiner Krause und seinen Spitzen nieder und wieder verschlang der Schatten, der zwischen ihnen gestanden, alle drei, sie waren verschwunden. Wieder schossen die bunten Blasen empor, segelten und wogten herum, schwollen dicker und dicker auf, und ihre Bewegungen wurden immer wirrer. Die Schranktür zur Rechten des Kamins tat sich auf, und aus der Öffnung trat die Gestalt einer alten Frau mit Briefen in der Hand, mit denselben Briefen, welche die Hand vorhin ergriffen hatte, und hinter der Erscheinung erklangen Fußtritte. Sie drehte sich aufhorchend um, öffnete dann die Briefe und schien zu lesen und über ihre Schulter hinweg blickte ein bleifarbenes Gesicht, wie das eines vor langer Zeit Ertrunkenen, aufgeschwollen, gebleicht und mit Seegras in dem tropfenden Haar. Der Frau zu Füßen lag eine Masse, wie die eines entseelten Körpers und neben demselben hockte ein Kind, ein elendes, unsauberes Kind, den Hungertod auf den Wangen und Furcht in den Augen. Und als ich das Antlitz der Frau näher ins Auge faßte, verschwanden die Furchen und Linien und es wurde ein jugendliches Gesicht daraus mit strengem, steinernem Blick. Der gewaltige Schemen schoß vorwärts und überschattete mit seinem Dunkel alle drei Gespenster, wie er es zuvor mit den anderen getan. Nichts blieb sichtbar als der Schatten, den ich unausgesetzt beobachtete, aus dem abermals zwei Augen leuchteten, boshafte Schlangenaugen. Und die Lichtblasen stiegen und fielen und machten ihre unregelmäßige und ungestüme Irrfahrt mitten im Schein des verblassenden Monden-

lichtes, aber aus den Kugeln wie aus der Schale des Eies, brachen widrige Larven heraus, blutlos und scheußlich anzusehen. Ich kann sie nur schwärmenden Milben in einem Wassertropfen vergleichen, wenn sie das Mikroskop veranschaulicht; durchsichtige Körper, geschmeidig, beweglich, einer den anderen verjagend, einer den anderen verschlingend. Figuren winziger Gestalt und doch mit unbewaffnetem Auge erkennbar. Ihr Herumstreichen war systemlos, sie näherten sich mir schneller und in dichteren Haufen und krochen über meinen rechten Arm hinweg, den ich unbewußt wie zur Abwehr böser Kobolde befehlend ausgestreckt hielt. Manchmal berührte mich etwas, aber das kam nicht von ihnen; unsichtbare Hände stießen mich an. Einmal sogar umschloß ein Griff von kalten weichen Fingern meine Kehle. Ich blieb mir klar bewußt, daß, sowie ich der Furcht wich, ich in körperlicher Gefahr schwebte, deshalb konzentrierte ich meine ganze Kraft nur in dem einen Gefühl — mit eiserner Willenskraft zu widerstehen. Ich wandte mein Gesicht von dem Schatten, ganz besonders aber von den gräßlichen Schlangenaugen ab, die nun deutlich sichtbar geworden waren. Denn dort und sonst in nichts um mich herum, das ward ich gewahr, lag ein „Wille" von intensiv schöpferischer Gewalt zum Bösen, ein Wille, der den meinigen zu zermalmen fähig war. Das fahle Morgengrauen fing an, sich zu röten, wie in der Nähe einer Feuersbrunst und die Larven schwammen wie in feuriger Lohe einher. Nochmals erbebte das ganze Gemach, nochmals ließen sich drei abgemessene Stöße vernehmen. Der dunkle Schatten verschlang alles mit seiner Finsternis, als ob von ihm alles ausginge und zu ihm alles zurückkehren müsse.

Als die Dunkelheit wich, war der Schatten gänzlich verschwunden; langsam, wie die Flammen aus den Lichtern zurückgezogen worden waren, nahmen sie auch wieder zu, ebenso das Feuer auf dem Rost. Das ganze Zimmer lag in tiefem Frieden da, als wäre es von nichts Befremdlichem je berührt worden. Die beiden Türen waren fest zu, die des Bedientenzimmers sogar verschlossen. Der Hund lag in der Ecke des Gemaches, in die er sich so krampfhaft gedrängt hatte. Ich rief ihn an — er rührte sich nicht, ich trat ihm nah — das arme Tier war tot. Die Augen waren ihm herausgetreten, die Zunge hing aus dem Maule und die Kinnlade war mit Schaum bedeckt. Ich nahm ihn in meine

Arme, stellte Wiederbelebungsversuche am Feuer mit ihm an — vergebens. Der Schmerz, meinen Liebling verloren zu haben, war um so heftiger, da ich nicht frei von Selbstvorwürfen sein konnte. Ich mußte mich ja der Ursache seines Todes anklagen; ich konnte nichts anderes annehmen, als daß er aus Furcht verendet sei. Wie aber überraschte mich die Entdeckung, daß er geradezu das Genick gebrochen, denn bei näherer Untersuchung fand ich, daß die Wirbel aus dem Rückgrat herausgedreht waren. Mußte das nicht in der Finsternis geschehen sein und zwar von einer menschlichen Hand von gleicher Beschaffenheit wie die meinige? Sollten da nicht auch menschliche Einwirkungen die ganze Zeit über in diesem Zimmer ihr Wesen getrieben haben? Viel Grund zu dieser Annahme lag entschieden vor. Behaupten kann ich es nicht, ich kann nur einfach aussagen, was ich mit meinen Augen sah. Der Leser mag seine eigenen Schlüsse ziehen.

Bis zum Anbruch des Tageslichtes ereignete sich nun nichts weiter. Mit dem ersten Sonnenstrahl verließ ich das Gespensterhaus. Bevor ich ging, betrat ich nochmals das kleine, leere Gemach ohne Ausgang, das meinen Diener und mich gefangen gehalten. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß der Organismus, der das ganze Phänomen hervorgebracht, seinen Ursprung dort und nur dort habe. Trotzdem ich den Ort bei Tageslicht betrat und die Sonne hell durch die beschmutzten Scheiben drang, beschlich mich das Grauen der Nacht dennoch wieder. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, länger als eine halbe Minute daselbst zu verweilen. Ich stieg die Treppe hinunter und wieder trippelten Fußtritte vor mir her; und als ich die Haustür öffnete, war mir, als unterschiede ich ein leises Lachen. Ich erreichte meine Wohnung und setzte voraus, meinen Flüchtling, den Diener, dort vorzufinden. Aber er war weder dahin zurückgekehrt, noch hörte ich im Laufe der nächsten Tage von ihm, bis ich endlich einen Brief folgenden Inhalts aus Liverpool erhielt: „Verehrtester Herr, ich bitte Sie demütigst um Verzeihung, obschon ich kaum hoffen darf, daß Sie mich derselben wert halten, es sei denn — wovor der Himmel Sie hoffentlich behütete — daß sie sahen, was ich gesehen. Ich fühle, es werden Jahre und Jahre vergehen, ehe ich mich erhole. Ich bin zum Diener unbrauchbar geworden, daran ist kein Zweifel; deshalb reise ich zu meinem Schwager nach Melbourne.

Morgen segelt das Schiff ab. Vielleicht bringt mir die lange Reise mein Gleichgewicht zurück. Zehnmal am Tage fahre ich zusammen und zittere an allen Gliedern; mir ist, als wäre es hinter mir. Ich ersuche Sie ergebenst, geehrter Herr, meine Habseligkeiten und meinen rückständigen Lohn meiner Mutter in Walworth zu übermitteln. — Johann kennt ihre Adresse."

Der Brief schloß mit unzähligen Bitten um Verzeihung nebst Auseinandersetzungen und Details über Dinge, die seinen Dienst betrafen.

Sicher mag manchem jene Flucht nach Australien unumstößliche Bürgschaft dafür sein, daß der Mann so oder so in betrügerischer Weise mit den Ereignissen der Nacht in Verbindung gestanden. Ich widerlege keine dieser Mutmaßungen, aber ich behaupte auch, daß sie dem Gros der Menschheit, diesen unnatürlichen Vorfällen gegenüber, die bequemste Lösung bieten.

Am Abend kehrte ich nochmals nach dem Gespensterort zurück, um meine Sachen und meines armen Hundes Kadaver in einem Fiaker zu entfernen. Ich wurde dabei durch nichts gestört, noch ereignete sich irgend ein bemerkenswerter Zwischenfall, außer, daß ich beim Hinauf- und Hinansteigen der Treppen die Fußtritte mir voraus abermals hörte.

Nachdem ich das Haus verlassen, ging ich zu Herrn J. und traf ihn an. Ich gab ihm die Schlüssel zurück, versicherte ihm, daß meiner Neugierde volle Genüge geworden, und holte eben aus, ihm zu erzählen, was sich zugetragen, als er mich unterbrach und höflich sagte, er habe jedes Interesse an einem Geheimnis, das nun einmal unenthüllt bleiben werde, verloren. Ich entschloß mich noch, wenigstens der Briefe zu erwähnen, die ich gelesen, ebenso wie deren rätselhaften Verschwindens und befragte ihn, ob er dächte, daß sie einst an jene eben verstorbene Hüterin gerichtet gewesen wären und ob in deren Lebensgeschichte sich nicht vielleicht Anhaltspunkte für die dunklen Vermutungen finden ließen, welche die Briefe andeuteten. J. schien überrascht, und nachdem er einige Augenblicke nachgesonnen, sagte er: „Ich weiß nur wenig aus dem früheren Leben der Frau, ausgenommen, daß sie meiner Familie bekannt war. Jedoch rufen Sie mir einige vage Erinnerungen zu ihren Ungunsten wach. Ich will Nachforschungen anstellen und Sie seiner Zeit mit dem Erfolge bekannt machen.

Allein selbst angenommenen Falles, wir teilten den allgemeinen Aberglauben, daß ein Wesen, welches hienieden Urheber oder Opfer eines dunklen Verbrechens war, wiederkehren müsse, um als ruheloser Geist die Stätte heimzusuchen, die einst der Schauplatz desselben gewesen, so muß ich dem entgegnen, daß das Haus durch Lärm und absonderliche Erscheinungen verpönt war, ehe die Alte darin starb. — Sie lächeln, was wollen Sie sagen?"

„Ich meine, könnten wir der Sache auf den Grund kommen, so fänden wir sicher Einwirkungen lebender Wesen."

„Was? Sie halten den ganzen Spuk für eine Betrügerei? Und aus welchem Motiv?"

„Nicht gerade eine Betrügerei dem Wortlaut nach — wie wenn ich zum Beispiel plötzlich in einen tiefen Schlaf verfiele, aus dem Sie mich nicht erwecken könnten, ich aber könnte während desselben Fragen mit einer Genauigkeit beantworten, wie es mir wachend unmöglich wäre. Wenn ich imstande wäre, Ihnen zu sagen, wieviel Geld Ihre Börse enthält, oder Ihre Gedanken zu erraten — so nenne ich das ebensowenig betrügerisch wie übernatürlich. Ich stehe eben dann unbewußt unter tierischem Magnetismus, den ein entfernt lebendes Wesen über mich ausübt, zu dem ich ehedem in irgendwelchen Beziehungen stand. Es mag eine dem tierischen Magnetismus verwandte Kraft, sogar eine demselben überlegene geben; — diese Gewalt hieß in grauer Vorzeit „Magie". Es kann sein, daß eine solche Macht auch den Abgeschiedenen innewohnt, das heißt, sich nur auf gewisse Gedanken und Erinnerungen derselben erstreckt und nicht auf den Teil, den wir eigentlich mit „Seele" bezeichnen, denn dieser ist nach dem Tode allem Irdischen abgewandt. Jene Kraft mag sich, wie gesagt, nur auf den Teil an ihnen beschränken, der weltlich und befleckt war und somit für unsere Sinne erkennbar ist. Jedoch das ist eine veraltete Theorie, über die ich mir kein Urteil erlaube. Demungeachtet glaube ich keinesfalls, daß die Kräfte, die hier wirken, übernatürliche sind. Lassen Sie mich Ihnen durch ein Beispiel klarer machen, was ich meine. Paracelsus beschreibt nachstehendes Experiment als nicht schwer und der Autor der „Curiosities of Literature" zitiert es als glaubwürdig. Eine Blume stirbt, Sie verbrennen sie. Aus welchen Stoffen die Blume auch lebend bestanden haben mag, als Asche verstreut, erkennt man sie nicht und

kann ſie auch nicht ſammeln. Jedoch iſt mittels chemiſchen Prozeſſes aus dem verbrannten Blumenſtaub ein Farbenſpektrum hervorzubringen, das der lebenden Blume täuſchend ähnlich ſieht. Es mag wol das Gleiche mit lebenden Weſen ſein. Die Seele iſt entflohen, wie der Geruch, der Urſtoff der Blume. Dennoch mag ſich eine Farbenerſcheinung hervorbringen laſſen, die die abergläubiſche Menge für den Geiſt der Abgeſchiedenen hält. Es iſt nichts als das Eidolon des toten Körpers. So erklärt ſich auch, daß an den nachweislich beſten Spukgeſchichten uns eines ſtets frappiert und das iſt — der Mangel alles Seeliſchen, des erhabenen geiſtigen Elementes. Erſcheinungen zeigen ſich meiſt aus unbedeutenden oder gar keinen Veranlaſſungen, ſprechen ſelten und äußern dann keinerlei über dem Niveau des Alltäglichen ſtehende Gedanken. Die amerikaniſchen Spiritiſten haben Bände voll in Proſa und Verſen herausgegeben, die ſie behaupten, von großen Toten, wie Shakeſpeare, Baco und von Gott weiß wem, diktiert erhalten zu haben. Alle ſolche Mitteilungen, faſſen wir die beſten von ihnen ins Auge, ſind nicht um einen Deut von höherer Art, als die ganz gewöhnlicher Sterblicher, die ein Durchſchnittstalent beſitzen und Erziehung genoſſen haben. Sie ſind ſehr weit dem untergeordnet, was Baco, Shakeſpeare und Plato ſagten und ſchrieben, als ſie auf Erden wandelten. Ebenſowenig — und das iſt ganz beſonders auffallend — enthalten ſie je einen Gedanken, der neu wäre.

„Ich meinesteils halte alle dieſe Phänomene nur für Gedanken, die durch dieſe oder jene noch unentdeckten Mittel von einem ſterblichen Gehirn auf das andere übertragen werden. Sei's nun, daß Tiſche von ſelbſt rücken, teufliſche Geſtalten in magiſchen Kreiſen erſcheinen oder körperloſe Hände auftauchen und greifbare Gegenſtände in Bewegung ſetzen oder daß ein dunkles Etwas, wie es mir erſchien, unſer Blut erſtarren macht. Ich habe die feſte Überzeugung, daß alles nur durch elektriſche Drähte beförderte Einwirkungen eines fremden Gehirns auf das meinige waren. Es gibt Konſtitutionen von natürlicher, magnetiſcher Kraft und dieſe mögen magnetiſche Wunder hervorbringen; andere beſitzen ein natürliches Fluidum, wenn Sie wollen, Elektrizität und dieſe führen elektriſche Wunder aus. Beide weichen von der normalen Wiſſenſchaft ab, erſcheinen dieſer daher ebenſo gegenſtands- und reſultat- wie wertlos. Sie führen zu keinerlei hohen Endzwecken, darum

beachtet sie die Welt auch nicht und wahre Wissenschaft hat jene Kräfte im Menschen nicht gepflegt. In mir steht die Überzeugung unumstößlich fest, daß von allem, was ich hörte und sah, ein Geschöpf von Fleisch und Blut wie ich der entfernte Urheber ist und zwar unbewußt der wirklichen Folgen, die er hervorgebracht. Ich behaupte das aus diesem Grunde, weil, wie Sie selbst sagen, nie zwei Personen das Gleiche erlebten. Beruhten die ganzen Ereignisse auf einer gewöhnlichen Betrügerei, so wäre der Mechanismus darauf eingerichtet, sein Resultat mit nur kleinen Abweichungen hervorzubringen. Wären es aber übernatürliche Gewalten, die der Schöpfer zuließe, so würden sie einen sicheren Endzweck haben. Diese Phänomene gehören keiner der beiden Kategorieen an. Ich bin vielmehr überzeugt, sie entspringen einem Gehirn, das weit entfernt von uns ist, und daß dieses Gehirn nichts Bestimmtes bezweckt hinsichtlich dessen, was sich zutrug, sondern daß das, was sich ereignet, nur seine herumirrenden, bunten, wenig wechselnden, halbierten Gedanken reflektiert. Kurzum, daß es nichts gewesen ist, als verwirklichte Träume eines solchen Hirnes und zwar befähigt, sich teilweise verkörpern zu können. Dieses Gehirn mag eine eminente Kraft haben, so, daß es Mittel in Bewegung setzen kann, die boshaft und zerstörend wirken,— denn eine solche Kraft muß meinen Hund getötet haben. Wahrscheinlich hätte dieselbe auch ausgereicht, mich zu vernichten, wäre ich einer solchen Furcht unterworfen gewesen wie mein Tier, hätte mein Verstand und mein Geist mir keine entgegenwirkende Widerstandskraft verliehen."

„Es hat Ihren Hund umgebracht? Das ist ja entsetzlich."

„Wirklich, es ist äußerst befremdend, daß kein Tier je vermocht werden konnte, in diesem Hause zu bleiben, nicht einmal eine Katze; ebensowenig haben sich Ratten oder Mäuse darin gezeigt. Der Instinkt vernünftiger Tiere entdeckt sicher Einflüsse, die ihrer Existenz tödlich sind. Der menschliche Verstand ist in diesem Punkte weniger zuverlässig. Jedoch nun genug hierüber: Ist Ihnen meine Theorie verständlich?"

„Ja, das heißt unvollkommen, und ich nehme lieber jede Schrulle hierüber (entschuldigen Sie den Ausdruck) willig an, als mich mit dem Gedanken zu befreunden, daß es Geister und Kobolde gibt — denn das gehört in die Kinderstube. Was in aller Welt aber soll ich mit dem Hause anfangen?"

„Ich will Ihnen sagen, von welcher Seite ich die Sache anpacken würde. Mir scheint der Gedanke unabweislich, daß das kleine unmöblierte Zimmer, rechtwinklig mit dem Schlafzimer zusammenstoßend, das ich bewohnte, das Behältnis, der Ausgangspunkt des ganzen Spukes war. Ich rate Ihnen daher allen Ernstes, die Mauern niederreißen, die Dielen öffnen zu lassen, kurz, das ganze Kabinett zu demolieren. Es fiel mir auf, daß dasselbe unabhängig vom Übrigen in den kleinen Hinterhof hinausgebaut ist und folglich abgebrochen werden kann, ohne das Gebäude zu schädigen."

„Glauben Sie wirklich, daß, wenn ich das täte, die elektrischen Drähte damit vernichtet würden?"

„Versuchen Sie es. Ich bin so vollständig überzeugt, mich nicht zu irren, daß ich mit Vergnügen die Hälfte der Kosten des Unternehmens trüge, zumal wenn Sie mich mit der Oberleitung desselben betrauen."

„Keinesfalls, ich trage die Kosten allein, im übrigen werde ich Sie über alles orientieren."

Ungefähr zehn Tage später erhielt ich einen Brief folgenden Inhalts von Herrn J. Er hatte das Haus selbst besucht und die beiden besprochenen Briefe wieder in die Kommode (aus der ich sie mit fortgenommen) zurückgelegt gefunden. Er schrieb, er habe sie mit denselben Zweifeln angesehen wie ich, habe die sorgfältigsten Erhebungen über jene Frau angeordnet, an die, wie ich richtig vermutete, die Schriftstücke gerichtet gewesen. Es schien daß dieselbe vor sechsunddreißig Jahren (also ein Jahr früher, als die Briefe datiert waren) gegen den Willen ihrer Familie geheiratet hatte und zwar einen Amerikaner von zweifelhafter Reputation — man hielt ihn allgemein für einen Seeräuber. Sie selbst war die Tochter eines ehrenwerten Kaufmannes und war Erzieherin. Sie hatte einen Bruder, der Witwer war, in guten Verhältnissen lebte und ein sechsjähriges Kind besaß. Ein Jahr nach der Verheiratung oben erwähnter Frau wurde der Leichnam dieses Bruders aus der Themse gezogen, dicht bei London Bridge. Man hatte Spuren von Gewalttat an seiner Kehle entdeckt, jedoch wurden sie nicht für ausreichend erachtet, um das Zeugnis des Leichenbeschauers anders zu formulieren als: „ertrunken aufgefunden". — Der Amerikaner und seine Frau nahmen sich des Kindes an, da der verstorbene Bruder letztwillig angeordnet, daß

seine Schwester sein einziges Kind in ihre Obhut nehmen sollte, — auch hatte er, im Falle des Ablebens desselben, die Schwester zur Erbin eingesetzt. Das Kind starb ungefähr sechs Monate später; man munkelte, daß es vernachlässigt und schlecht behandelt worden sei. Die Nachbarn sagten aus, sie hätten es des Nachts aufschreien hören. Der Arzt, der das Kind nach dem Tode untersuchte, konstatierte, daß dasselbe an ungenügender Nahrung hingesiecht sei, auch war der Körper mit schwarzgelben Flecken bedeckt. Es schien, als hätte das kleine Geschöpf in einer Winternacht einen Fluchtversuch gemacht, sich nach dem Hinterhof geschlichen und versucht, an der Mauer in die Höhe zu klettern, daß es jedoch erschöpft zurückgetaumelt und morgens sterbend auf den Steinen vorgefunden war. Lag nun auch der Verdacht großer Grausamkeit vor, so doch nicht der des Mordes. Die Tante und ihr Mann suchten die Greuel zu bemänteln, indem sie die außerordentliche Widerspenstigkeit und Dickköpfigkeit des Kindes zu dokumentieren sich bemühten, — ja sie erklärten es für halb idiot.

Sei dem nun, wie ihm wolle, die Frau des Amerikaners erbte nach dem Ableben der kleinen Waise das Vermögen ihres Bruders. Noch bevor das erste Jahr besagter Ehe abgelaufen, verschwand urplötzlich der Gatte aus England, und zwar auf Nimmerwiedersehen. Er pachtete ein kreuzendes Schiff, das zwei Jahre später im Atlantischen Ozean unterging. Die Witwe blieb in guten Verhältnissen zurück, jedoch Unglücksfälle aller Art brachen über sie herein. Eine Bank fallierte, ein gut angelegtes Kapital ging verloren, sie kaufte ein Geschäft und ruinierte sich damit, ging abermals in Stellung als Haushälterin, kam aber mehr und mehr herunter und wurde schließlich Aufwärterin. Nirgends hielt sie aus, obgleich nichts Besonderes gegen sie einzuwenden war, im Gegenteil, jeder erkannte ihre Fähigkeit, Ehrlichkeit und stille Art und Weise an, aber nichts wollte ihr zum Segen ausschlagen; so sank sie herab zum Armenhause, aus dem ich sie befreite und zur Hüterin jenes Hauses einsetzte, das sie mir dermaleinst abgemietet hatte. Herr J. fügte noch hinzu, daß er allein eine Stunde in dem Zimmer verbracht, das ich der Zerstörung preisgegeben haben wollte, nichts darin gehört oder gesehen, daß ihn aber ein derartiges Grauen befallen, daß er begierig sei, die Mauern niederzureißen und die Dielen gehoben zu sehen, so, wie ich ihm es vorgeschlagen. Er

hatte bereits Arbeitsleute bestellt und wollte beginnen lassen, sobald es mir genehm wäre. Ich begab mich nach dem Gespensterort, wir betraten das unheimliche Gemach, lüfteten die Holzverkleidungen und rissen die Fußböden auf. Unter den Balken, die Staub und Schmutz bedeckte, lag eine Falltür von Mannesgröße. Sie war sorgfältig durch eiserne Klammern und Spangen niedergehalten. Nachdem diese entfernt waren, stiegen wir hinab in ein unterirdisches Zimmer, dessen Vorhandensein niemand geahnt hatte. Ein Fenster und ein Rauchfang befanden sich darin, doch sie waren beide augenscheinlich seit langen Jahren mit Ziegeln ausgesetzt. Mit Hülfe von Lichtern durchsuchten wir den Raum. Er barg einige beschimmelte Möbelstücke, drei Stühle, einen eichenen Tisch nebst Sessel, alles im Geschmack des vorigen Jahrhunderts.

An der Wand stand eine Kommode, in der wir halbvermoderte männliche Kleidungsstücke vorfanden, der Tracht nach aus dem vorigen Jahrhundert, und zwar offenbar die eines Mannes von Rang und Lebensstellung, mit kostbaren Stahlschnallen und Knöpfen verziert (so, wie wir sie jetzt an Hofkostümen sehen). Außerdem einen Degen, eine Weste, einst reich mit Goldbrokat verziert, nun längst geschwärzt und durch Feuchtigkeit verdorben. Ferner entdeckten wir fünf Guineen, einige Silbermünzen und ein Elfenbeintäfelchen — die Eintrittskarte zu einem Vergnügungsort, dessen Freuden heute längst verrauscht sind. Die hauptsächlichste unserer Entdeckungen bestand jedoch in einer Art von eingelassenem, feuerfestem Schrank, dessen Schloß mit dem Dietrich zu öffnen, nicht unerhebliche Mühe kostete. In diesem Behältnis zeigten sich drei Regale und zwei Schiebladen. Auf dem ersteren standen in Reihe und Glied, hermetisch verschlossen, Glasflaschen. Sie enthielten farblose, sich verflüchtigende Essenzen, welcherlei Stoffes, tut nichts zur Sache, sie waren nicht giftig, einige waren mit Phosphor und Salmiak angefüllt. Ferner fanden sich daselbst einige sehr eigentümliche Glasröhren, eine kleine zugespitzte Eisenstange, ein großer Klumpen Bergkristall und ein zweiter von Bernstein vor, ebenso ein Magnet von großer Kraft. In einem der Fächer lag ein Miniaturporträt in Gold gefaßt, dem die Frische der Farben in wunderbarer Schönheit erhalten geblieben, wenn man bedenkt, welch eine Reihe von Jahren es dort gelegen haben mochte. Das Bildnis war das eines Mannes in den mittleren Jahren zwischen 47 bis 48 stehend.

Die Physiognomie war eine höchst absonderliche, eine, die man nicht wieder vergißt. Könnte man sich eine Schlange in einen Mann verwandelt vorstellen, der trotz der menschlichen Umrisse den alten Schlangentypus beibehalten, so wäre das das treffendste Bild seines Gesichtsausdruckes. Die Breite und Flachheit der Stirn, die zugespitzte Kopfform, der mörderische Blick der langgeschnittenen schrecklichen Augen, grünlich schillernd und funkelnd wie Smaragd und zu alledem eine gewissermaßen erbarmungslose Ruhe, der Stempel unbesieglicher Gewalt.

Mechanisch drehte ich das Porträt herum, seine Rückseite zu prüfen, und fand dort ein Fünfeck eingraviert und in der Mitte desselben eine kleine Leiter, deren dritte Sprosse das Datum 1765 trug. Ich untersuchte es eingehender und entdeckte eine Feder, die dem Drucke wich, so daß die Hinterseite des Bildes sich wie ein Deckel öffnete. Auf der Innenseite stand eingraviert: „Dir, Mariana! Sei getreu im Leben wie im Tode Deinem —", hier folgte der Name, den ich nicht nennen will — er war mir geläufig. Ich hatte ihn oft in meiner Kindheit von alten Leuten nennen hören, als den eines alles verblendenden Charlatans, der ungefähr ein Jahr hindurch großes Aufsehen machte. Schließlich wurde er, eines Doppelmordes im eigenen Hause angeklagt, flüchtig. Man beschuldigte ihn, seine Geliebte und seinen Nebenbuhler vergiftet zu haben.

Ich erzählte Herrn J. nichts von der Sache und händigte ihm, wenn auch widerstrebend, das Miniaturbild aus. Es hatte uns wenig Mühe gekostet, das erste Fach des eisernen Schrankes zu öffnen, desto schwieriger war's mit dem zweiten. Es war unverschlossen, widerstand aber allen Anstrengungen, bis wir einen Meißel in einen Spalt eintrieben. Endlich wich es der Gewalt und es zeigte sich ein absonderlicher Apparat in bester Ordnung darin. Auf einem kleinen, dünnen Buche oder mehr einer Platte, stand eine gläserne Schale mit einer durchsichtigen Substanz gefüllt und auf dieser schwebte ein Kompaß mit einer Nadel, die sich rasch rundum drehte, doch an Stelle der gewöhnlichen Kompaßspitze befanden sich sieben merkwürdige Lettern, nicht unähnlich denen, welcher sich Sternkundige bedienen, um Planeten zu bezeichnen. Ein absonderlicher, nicht starker und auch nicht unangenehmer Geruch kam uns aus diesem Fache entgegen und wir sahen erst

später, daß es von innen mit Haselholz ausgelegt war. Was auch die Ursache des Geruches gewesen sein mochte, er übte einen physischen Eindruck auf uns aus, das fühlten wir alle, sogar die beiden Arbeiter, die uns halfen. Es kam eine prickelnde Empfindung, von den Fingerspitzen bis zu den Haarwurzeln über uns. Ungeduldig, die Platte zu untersuchen, nahm ich das Schälchen davon weg. Sofort kreiste die Kompaßnadel mit ungeheurer Vehemenz und ich fühlte einen Stoß durch meinen ganzen Körper, so daß mir die Schale aus der Hand und zu Boden fiel. Die Flüssigkeit war verschüttet und das Schälchen zerbrochen, der Kompaß rollte in die andere Ecke des Zimmers und im selbigen Augenblick schienen die Wände zu beben, als hätte ein Riese an ihnen gerüttelt. Die beiden Arbeiter waren so entsetzt, daß sie die Leiter hinaufrannten, die von der Falltür hinabführte; als sie jedoch sahen, daß sich nichts weiter ereignete, waren sie leicht zur Umkehr zu bewegen. Währenddem hatte sich das Täfelchen geöffnet. Es war in glattes, rotes Leder gebunden, hatte einen silbernen Verschlußhaken und enthielt nur ein einziges Pergamentblatt; darauf waren in Mönchslatein nachstehende Worte geschrieben, die genau übersetzt heißen: „Alles was ich innerhalb dieser Mauern erreichen kann, Fühlendes oder Lebloses, Lebendiges oder Totes will ich vernichten — so wie die Nadel sich bewegt, so arbeitet mein Wille! Verflucht sei dieses Haus und ruhelos seine Bewohner."

Wir fanden nichts mehr. Herr J. verbrannte die Tafel samt ihrem Bannfluch. Er zerstörte das unterirdische Gemach nebst dem Zimmer darüber bis zum Grundstein.

Darauf fand er den Mut, das Haus auf einen Monat selbst zu bewohnen, und wahrlich, ein gemütlicheres Heim gab es in London nicht. Später vermietete er dasselbe vorteilhaft und sein Abmieter hat keine Klage laut werden lassen.

*

Bulwer hat den Hauptschatz seiner mystischen Gelehrsamkeit in dem Roman „Zanoni" niedergelegt; dazu bilden Partieen seiner oben (S. 162) erwähnten Strange Story eine (für diesen Stoff) interessante Ergänzung. — Im übrigen interessiert es vielleicht den einen oder den andern

Leser auch dieses Buches, was C. K. (Carl Kiesewetter) zu dem Abdruck von Bulwers Novelle in der Sphinx abschließend bemerkt:

„Obwohl die Einzelheiten dieser Darstellung für den hier von Bulwer vorgetragenen Erklärungsversuch unwichtig sind, so kann man sich doch nicht verhehlen, daß mindestens der Schluß der Erzählung stark ausgeschmückt ist. Dennoch sind die Zutaten nicht rein aus der Phantasie gegriffen. Bevor nämlich die Wissenschaft Magnetismus und Elektrizität in unserer heutigen Weise zu betrachten und zu verwenden angefangen hatte, glaubten einige Physiker — u. a. auch Fludd —, daß man eine Art von Telegraph konstruieren könne, wenn man aus einem Magneten zu bestimmter Stunde und unter einer gewissen Konstellation zwei Nadeln forme und diese auf kompaßähnlichen Instrumenten aufstellte, in deren Umkreise das Alphabet geschrieben war. Man glaubte, daß durch die dem magnetischen Eisen innewohnende „Sympathie" auf jede Entfernung hin die Nadel des einen Kompasses ebenso bewegt werden könne, wie die des anderen und behauptete dies (vielleicht unter besonderen Einwirkungen des menschlichen Organismus auf solche Magneten) möglich gemacht zu haben. Dieses in vielen alchymistischen Werken erwähnte Instrument hat Bulwer, welcher ungemein belesen war, in obiger Weise mit den „Siegeln, welche nach der Absicht des Operierenden gestaltet sind" (Corn. Agrippa: Occulta Philosophia, Lib. II, cap. 49), verbunden. Als ein solches „Siegel" ist das mit Mönchslatein beschriebene Pergamentblatt anzusehen. Dieselben wurden unter einer dem Vorhaben günstigen Konstellation in der Weise auf Pergament gezeichnet, in Metalltafeln eingegraben oder aus Wachs geformt, daß man entweder die betreffende Person abbildete und die Absicht dabei aussprach, resp. an dem Bilde ausführte, oder daß man sein Vorhaben — zum Beispiel Erweckung magischer Liebe oder Hasses — in starker Imagination daraufschrieb und das

Ganze an geeignetem Orte verbarg. Charaktere und Ziffern durften natürlich nicht fehlen. Hatten dieſe Siegel überhaupt eine Wirkung, ſo wird dieſelbe allerdings, wie Bulwer ja auch annimmt, nur durch die bei der Herſtellung ſolches Siegels aufgewendete und mit demſelben in Verbindung bleibende Willenskraft geſchehen können. Man würde dies dann als eine fernwirkende hypnotiſche Suggeſtion ohne äußere Manipulation bezeichnen können. — Die alchymiſtiſche Zutat iſt fabulös."

Die Gespenster in der Versdichtung.

— Da waren die alten Lieder, die Liebeslieder, die Mordgeschichten, die Gespenstergeschichten, jedes nach seiner eigenen Weise, und immer so herzlich, besonders die Gespensterlieder. Da erinnere ich mich einiger; aber heutzutage lacht man einen mit aus.

— Nicht so sehr, als Sie denken. Der allerneuste Ton ist's wieder, solche Lieder zu singen und zu machen.

Der junge Goethe, Claudine von Villa Bella.

In Zolas Roman „La faute de l'abbé Mouret", dem fünften in der Reihe der Rougon-Macquart, nimmt der geheimnisvolle Park „Le Paradou" einen bedeutsamen Platz ein: Es ist ein riesiges Gelände, ein Meer von Grün, rechts, links, überall, ein Meer von Grün, dessen Wogen bis zum Horizont fortrollen, ohne durch ein Haus, ein Stück Mauer, einen staubigen Weg unterbrochen zu werden. Dabei ganz einsam. Nur die Sonne sieht hinein, breitet ein goldenes Kleid über die grünen Felder, sendet ihre Strahlen die dunklen Pfade entlang, sieht mit feurigen Augen durch die Äste der Bäume und läßt das Wasser der Bäche und Weiher in hellem Glanze erzittern. In diesem Flammenregen lebt der Garten vergessen, wie am Ende der Welt. Von allen Seiten sieht man grüne Abhänge, Zweige, herniederrauschend wie das Wasser einer Fontäne, dicke Massen wogenden Grüns; Gehölze, undurchdringbar wie dichtge-

schlossene Gitter; über dem Boden eine Decke von kriechenden Pflanzen, einen Strom von riesigen Zweigen, nach allen Seiten den Horizont verdeckend. — Es ist schwer, seine ursprüngliche Anlage wieder zu erkennen. Etwa in der Mitte finden sich Spuren ausgemauerter Weiher, sowie abgebröckelte Stufen, umgestürzte Statuen, deren weißer Marmor noch durch all das Dunkelgrün hindurchschimmert. Ferner hinter der blauen Linie eines Teiches dichte Gruppen von Fruchtbäumen; wieder weiter hochaufgeschossenes Gesträuch, violettfarbiges Grün mit glitzernden Flecken. Rechts steigt der Wald den Hügeln entlang in die Höhe, um allmählich in Gestrüpp zu endigen. Dann kommen hohe, nackte Felsen, den Horizont begrenzend. — In dieser Natureinsamkeit schlummern verstreut verwilderte Blumenanlagen von üppiger Fülle. Ein Tal von Rosen in allen Schattierungen, mit welchen die südliche Sonne die Schultern orientalischer Schönheiten färbt, in dunkelrot, rosa und weiß, und die hohen Rosensträuche umgeben all die Blumen mit Spitzen von schönem Grün, während hier und dort dunkelrote, weinfarbige Rosen gegen die helleren Farben sich prächtig abheben. Und all das strahlt und verbreitet seinen stärksten Duft rings umher. Dann gibt es da ein Beet von hohen Päonien. Die ausgeblühten weißen Blumen werfen einen Regen von feinen, weißen Federn auf den Boden, die dunkelroten sehen wie mit einem beunruhigenden Lächeln umher. Dort ein Beet mit Fuchsien, biegsame, hohe Sträuche mit einer Million purpurner Kelche wie japanische Spielwaren. Wieder lange Strecken von Geranien und Pelargonien, gleich roten, rosafarbenen und weißen Flammen, die, durch einen geringen Luftzug angefacht, zu brennen scheinen.

Albine und Serge, die Eva und der Adam dieses Paradieses, kommen hindurchwandernd an eine Stelle, wo ein Lufthauch einen wunderschönen Korb Stiefmütterchen ausgesät hat. All diese Blumen scheinen mit ihren violetten Köpfen, ihren gelben Augen, ihren bleichen Lippen und dem

feinen fleiſchfarbigen Kinn zu leben. „Als ich noch jung war, machten mich die Stiefmütterchen ängſtlich!“ flüſtert Albine. „Sieh nur! Es iſt als ob Tauſende von kleinen Geſichtern dich anblicken. Und ſie wenden ſich alle zugleich um. Gerade als ob dort Puppen begraben wären, deren Köpfe wieder zum Vorſchein kommen!“

Das iſt die unheimlich zauberhafte Märchenſtimmung, die über dem Garten liegt, wie ſie aus Albines Äußerung hervorbricht. Dieſelbe Stimmung, die wir aus Freiligraths „Der Blumen Rache“ kennen:

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leiſes Flüſtern!
In den Blumen, in den Zweigen
Liſpelt es und rauſcht es lüſtern!

Aus den Blütenkelchen ſchweben
Geiſtergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen ſie und Schilde.
— — — — — —

Und ums Lager drehn und ſchwingen
Sich die Blumen wild im Kreiſe;
Drehn und ſchwingen ſich und ſingen
Der Entſchlafnen dieſe Weiſe:
— — — — — —

Der Geſang verſtummt; ſie neigen
Sich zu der Entſchlafnen nieder,
Mit dem alten, dumpfen Schweigen
Kehrt das leiſe Flüſtern wieder!

Welch ein Rauſchen, welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geiſter es anhauchen,
Wie die Düfte wallend ziehen!

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.

Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

Dasselbe Gefühl, sich in einem Garten zu befinden, wo Blumen von abenteuerlichen Gestalten in tiefglühenden, prächtigen Farben schweren, sinnbetörenden, beängstigenden Duft aushauchen, dasselbe Gefühl mag auch den Leser beschleichen, der zum erstenmal durch die fremdartige Welt der Gespenstergeschichten wandelt.

Doch das Gefühl des Fremdartigen geht mehr und mehr verloren, je mehr man hineindringt, und wir haben nun schon in manchen Richtungen diesen seltsamen Blumengarten durchzogen; der Sinn für die Seltsamkeit der Form, die Glut der Farbe, die Schwere des Duftes droht ebenfalls sich zu verlieren, wenn man das Geheimnis der Zusammensetzung ergründet und mit dem Seziermesser Blütenkelch und Staubgefäße auseinanderlegt, und wir haben sehr tief und sehr genau in das Innere der einen oder der anderen unserer seltsamen Schöpfungen hineingeblickt — deshalb möchten wir gern, bevor wir unsern geheimnisvollen Garten verlassen, noch einen vollen Strauß mitnehmen, dessen einzelne Blumen wir nicht zerlegen oder bestimmen, sondern nur zusammenbinden wollen; wir können es mit gutem Gewissen tun, an Erkenntnis für das Wesen der Gespenstergeschichten vermögen uns nach dem, was wir vorher erkannt, die Gespenstergedichte wenig Neues mehr zu bieten. Vielleicht um so mehr an reiner Freude über ihren künstlerischen Wert.

* * *

Bei den Gespenstern in der Versdichtung handelt es sich natürlich hauptsächlich um Balladen und Romanzen. Die Ausbeute ist ungeheuer reichhaltig. Man kann kaum einen Band Gedichte unserer bedeutenden Poeten durchblättern,

ohne auf Spukhaftes zu stoßen. Dabei entgeht einem noch vieles, weil man sich gerade bei Gedichten häufig des Gespensterhaften nicht bewußt wird; Wort und Begriff des Gespenstergedichtes ist eben nicht so gebräuchlich wie der Gespenstergeschichte. Die Spukphänomene selbst sind ebenso reichhaltig. Von dem leisen Anstoß zu unheimlicher Empfindung an über alle möglichen und unmöglichen Schreckgestalten hinweg bis zu den wiedererstandenen Toten, Vampyren u. ä.

Eine systematische Gruppierung dieser bunten Mannigfaltigkeit ist vielleicht unmöglich, sicher zwecklos; sie würde doch nur äußerlich bleiben. Denn wenn irgendwo, gilt ja unter den Künstlern das Axiom „Soviel Köpfe, soviel Sinne". So sieht jeder Lyriker jedes Spukding auf seine Weise und behandelt es nicht selten in seinen Gedichten ganz anders als in seinen Prosaschriften.

Auch unter den Gespenstergedichten gibt es solche mit nur allgemein unheimlicher Stimmung, ohne eigentliches Gespenst (vgl. Maupassant, Auf dem Wasser). Wir nehmen von diesen für unsern Strauß das berühmteste Gedicht der amerikanischen Literatur, von Edgar Allan Poe, betitelt:

Der Rabe.

Einst zur Nachtzeit, trüb und schaurig, als ich schmerzensmüd und traurig
Saß und brütend sann ob mancher seltsam halbvergeßnen Lehr', —
Als ich fast in Schlaf gefallen, hörte plötzlich ich erschallen
An der Tür ein leises Hallen, gleich als ob's ein Klopfen wär'.
„'s ist ein Wandrer wohl," so sprach ich, „der verirrt von ungefähr,
Ein Verirrter, sonst nichts mehr."

In der rauhsten Zeit des Jahres, im Dezembermonat war es,
Flackernd warf ein wunderbares Licht das Feuer rings umher.

Heiß erſehnte ich den Morgen; — aus den Büchern, ach! zu borgen
War kein Troſt für meine Sorgen um die Maid, geliebt ſo ſehr,
Um die Maid, die jetzt Lenore wird genannt im Engelsheer —
Hier, ach, nennt kein Wort ſie mehr!

Jedes Raſcheln, jedes Rauſchen in des ſeidnen Vorhangs Bauſchen
Weckt' in mir ein ängſtlich Grauſen, das ich nie gefühlt vorher,
Alſo daß, mein Herzenspochen zu betäuben, ich geſprochen:
„Ei, wer ſollte jetzt wohl pochen, wenn es nicht ein Wandrer wär'? —
Ja, ein Wandrer, der an meiner Tür verirrt von ungefähr —
Das wird's ſein, und ſonſt nichts mehr."

Und ermutigt jetzo ſtand ich auf, und Kraft und Ruhe fand ich;
„Um Verzeihung, Herr," ſo ſprach ich, „oder Dame, oder wer!
Doch ich war in Schlaf gefallen, und ſo leiſe war das Schallen
Eures Pochens, daß ſein Hallen kaum gedrungen zu mir her." —
Damit ſtieß ich auf die Türe: „Tretet ein, wer da iſt, wer!" —
Dunkel rings, und ſonſt nichts mehr.

Ängſtlich in das Dunkel ſtarrend blieb ich ſtehn, verwundert, harrend,
Träume träumend, die kein armer Erdenſohn geträumt vorher.
Doch nur von des Herzens Pochen ward die Stille unterbrochen,
Und als einz'ges Wort geſprochen ward: „Lenore?" kummerſchwer,
Selber ſprach ich's, und: „Lenore!" trug das Echo zu mir her, —
Nur dies Wort, und ſonſt nichts mehr.

Und zurückgekehrt ins Zimmer, ſtürmiſch aufgeregt wie nimmer,
Hört' ich bald ein neues Klopfen, etwas lauter als vorher.
„Sicher an dem Fenſterladen pocht' es — wohl, es kann nicht ſchaden,

Daß ich suche nach dem Faden, der dies Rätsel mir erklär', —
Still, mein Herz, ein Weilchen, daß ich dieses Rätsel mir erklär'!
's ist der Wind, und sonst nichts mehr!"

Auf riß ich das Fenster klirrend — siehe, gravitätisch schwirrend
Schritt ein Rabe, groß und mächtig, in das Zimmer zu mir her.

Dies ist der Anfang des Gedichts (übersetzt von Adolf Strodtmann). Der Dichter selbst ist eine von den tragischen Gestalten, die sich nach Goethes Wort nicht zu zähmen wußten, und denen darum ihr Leben wie ihr Dichten zerrann. Zweimal hat ihm Unmäßigkeit und die „gelbe Fee", wie die Pariser den Absynth nennen, Glück und Leben zerstört. So sitzt er hier nach dem Verlust der edlen, schönen Lenore in seinem dämmerigen Zimmer und hält trostlose Zwiesprache mit dem großen Raben, der sich auf eine Pallasbüste über der Tür gesetzt hat und allen unheilvollen Ahnungen und schwermütigen Fragen nur ein eintönig krächzendes „Nimmermehr" entgegnet, bis das Gedicht schließt:

Und der Rabe, schwarz und dunkel, sitzt mit krächzendem Gemunkel
Noch auf meiner Pallasbüste ob der Tür bedeutungsschwer.
Seine Dämonaugen glühen unheilvoll mit wildem Sprühen,
Seiner Flügel Schatten ziehen an dem Boden breit umher;
Und mein Herz wird aus dem Schatten, der mich einhüllt weit umher,
Sich erheben — nimmermehr!

Erwähnen müssen wir hier bei den Stimmungsgedichten, obwohl oder weil es (wunderbarerweise) gar keine Gespensterstimmung atmet, Gottfried Kellers „Lebendig begraben", jenen Cyklus von vierzehn wunderbarsten Gedichten, deren Grundstimmung sich in der Strophe ausspricht:

Wohlan, ich will, was kommen soll, erwarten
Es ist am End ein friedlich Wohnen hier;
Ich fühle nicht die Glieder, die erstarrten,
Doch heiter glimmt die stille Seele mir!

und deren Ziel in der andern:

Von Erdenduldern ein verlorner Posten
Will ich hier streiten an der Hölle Tor;
Den herbsten Kelch des Leidens will ich kosten,
Halt mir das Glas, o Seelentrost Humor.

Ihrer Wirkung wegen greifen wir dann zunächst nach den packenden, unheimlichen Gespenstergedichten.

Da ist am berühmtesten Bürgers Lenore, ein Gedicht, das seit dem Winter 1773, wo es entstand, zu dem eisernen Bestand unserer Literatur gehört und trotz allen Wechsels von Zeiten, Moden und Geschmack, dem auch von unserem Besten so vieles nicht widerstanden hat, in rauher, trotziger, unerschütterter Kraft noch heute wie ein Koloß in unserer poetischen Literatur steht.

Welch große spukhafte Wirkung in dem Stoff steckt, lehrt am besten der Essay Erich Schmidts in seinen „Charakteristiken", wo die verschiedensten Versionen der Lenorengeschichte ausführlich miteinander verglichen werden; welche Gewalt von dem Gedicht selbst ausgeht, lehrt am besten ein anderer Vergleich erkennen. Mit Bürger nämlich wurde noch ein Dichter durch die gleichen Verse eines alten englischen Liedes angeregt:

Wie scheint der Mond so hell,
Die Toten reiten schnell.

Es war August Kopisch. Bei ihm lautet das Gedicht:

In Liebe kein Todesgrauen.

„Ich halte Wort, ich komm zu Nacht,
Wie schwer ich sank in blut'ger Schlacht." —

Wie heiß sie ihn umschließt,
Wie sie in Tränen fließt! —
„Margrete, graut dir nicht?"
Bin ich bei dir und du bei mir!"
„Wie soll mir graun, bin ich bei dir,

„Komm mit!" — „Ich komm!" — „Mein Roß ist grau,
Doch streift's mit uns den lichten Tau!
Wie scheint der Mond so hell,
Wie jaget der Tod so schnell!
Margrete, graut dir nicht?" —
„Wie soll mir graun? Ich bin bei dir,
Ich bin bei dir und du bei mir!"

„Vorüber fliegt manch lieber Ort:
Wie fröhlich waren einst wir dort!
Wie scheint der Mond so hell,
Wie jaget der Tod so schnell!
Margrete, graut dir nicht?" —
„Wie soll mir graun? Ich bin bei dir,
Ich bin bei dir und du bei mir!" —

Da weht's entgegen kalt wie Eis:
Margrete wird wie Schnee so weiß.
Die Erde weicht hinein,
Wegflieht des Lichtes Schein. —
„Margrete, graut dir nicht?"
Da hangt sie stumm an seinem Mund,
Und über ihnen schließt der Grund.

Wie es bei Bürger lautet, wissen wir alle und wollen deshalb einen genauen Vergleich nicht ausspinnen. Nur auf zwei Dinge wollen wir achten. Zunächst auf den Weg. Wie matt und farblos ist er bei Kopisch geschildert, dazu mit einem sentimentalen Anklang:

Vorüber fliegt manch lieber Ort,
Wie fröhlich waren einst wir dort.

Mit welcher wilden Kraft und Anſchaulichkeit dagegen der andere:

Schön Liebchen ſchürzte, ſprang und ſchwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter ſchlang
Sie ihre Liljenhände;
Und hurre hurre, hop hop hop!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben,
Und Kies und Funken ſtoben.

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Haid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —

Ein Leichenzug ſtürmt dem geſpenſtiſchen Reiter nach, und ſo jagen ſie durch die mondbeglänzte Nacht,

Daß Roß und Reiter ſchnoben,
Und Kies und Funken ſtoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links,
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —

Am Hochgericht geht's vorbei, wo die Gehängten leiſe im Nachtwinde ſchaukeln.

„Saſa! Geſindel, hier! Komm hier!
Geſindel, komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette ſteigen!" —

Und das Geſindel, huſch huſch huſch!
Kam hinten nach gepraſſelt,
Wie Wirbelwind am Haſelbuſch
Durch dürre Blätter raſſelt.

Und weiter, weiter, hop hop hop!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,

Immer raſender und wilder wird die Jagd,

Wie flog, was rund der Mond beſchien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne!

Endlich ſind ſie am Ziel:

Raſch auf ein eiſern Gittertor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor
Zerſprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blinkten Leichenſteine
Rund um im Mondenſcheine.

Und noch auf eins wollen wir achten. Wie geringfügig iſt bei Kopiſch die Charakteriſierung, wie langweilig und arm an Ausdruck das Geſpenſt mit ſeinem „Margrete, graut dir nicht?", wie töricht und arm an Empfindung das Mädchen mit ſeinem wiederholten, alltäglichen

Wie ſoll mir graun, bin ich bei dir,
Bin ich bei dir und du bei mir.

Wie hebt ſich dagegen der geſpenſtiſche Reiter Bürgers ab mit ſeiner wilden, grauſigen Luſtigkeit

„Graut Liebchen auch? — Der Mond ſcheint hell!
Hurra! Die Toten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?"
„Ach nein! — Doch laß die Toten!"

mit ſeinen unheimlich deutungsvollen Reden

„Wir satteln nur um Mitternacht,
Weit ritt ich her von Böhmen;
Ich habe spät mich aufgemacht
Und will dich mit mir nehmen." . . .

„Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt, es klirrt der Sporn,
Ich darf allhier nicht hausen!"

„Sieh hin, sieh her! Der Mond scheint hell,
Wir und die Toten reiten schnell.
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut' ins Hochzeitsbette."

Wie mischt sich jubelndes Entzücken und ahnungsvolles Grauen in den überstürzten Fragen Lenorens und den knappen Antworten des Heimgekehrten:

„Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? Wie dein Hochzeitbettchen?" —
„Weit, weit von hier! . . . Still, kühl und klein! . . .
Sechs Bretter und zwei Brettchen!" —
„Hat's Raum für mich?" — „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring' und schwinge dich!
Die Hochzeitsgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen." —

Wie anders wirkt der wilde Refrain „Hurra, die Toten reiten schnell, graut Liebchen auch vor Toten?" dazu die zitternde, angstdurchschauerte Bitte des Mädchens „Ach nein, doch laß die Toten" mit der bedeutungsvoll steigernden Abänderung bei der zweiten und dritten Wiederholung „Ach, laß sie ruhn, die Toten" und „o weh, laß ruhn die Toten". —

Wir erhalten damit von Kopisch einen recht geringwertigen Eindruck.

Das ist natürlich, wenn man ihn mit Bürger vergleicht und besonders mit diesem Gedicht, dessen einzig dastehende,

geradezu kolossale Kraft schon daraus erhellt, daß es fast allein die Unsterblichkeit des Dichters trägt. Aber es ist weder richtig noch gerecht. Wir haben an Kopisch etwas wieder gut zu machen und auch Gelegenheit dazu, denn er ist einer derjenigen Poeten, die sich am meisten mit Gespenstergedichten abgegeben haben. Eine ganze Sammlung von ihm „Allerlei Geister" bewegt sich auf diesem Gebiete.

Kopisch ist dem Literarhistoriker bekannt als Freund des Grafen Platen, dem Geographen als Entdecker der Blauen Grotte auf Capri, jedermann zunächst durch „Die Heinzelmännchen", die sich in allen Lesebüchern finden (Wie war zu Köln es doch vordem mit Heinzelmännchen so bequem). In diesem Gedicht hat man den Dichter ganz und von seiner richtigen Seite. Liebenswürdig, heiter, außerordentlich sprachgewandt. So bringt er es fertig, selbst Geistergeschichten humoristisch-drollig zu erzählen:

Die Mühle am Arendsee.

Am Arendsee eine Windmühle stund,
Die ging da plapperdipapp,
Der Müller um die Geisterstund
Stapft immer auf und ab:
Und wie er so alleine wacht,
Da braust es seltsam durch die Nacht
Und ruft eine Stimme ins Haus:
    Müller heraus!

Er sagt: was soll ich draußen jetzt,
Ich bleibe, wo ich bin;
Er hat sich auf die Bank gesetzt
Und schlägt sich's aus dem Sinn.
Er bleibt und mahlt. Die andre Nacht
Er wieder ganz alleine wacht,
Da ruft es wieder ins Haus:
    Müller heraus!

Er kuckt hinaus im Sternenſchein,
Doch ſieht er niemand ſtehn:
Es wird vom See der Kobold ſein,
Ich laß ihn ruhig gehn! —
Er bleibt und wacht: die dritte Nacht
Da hört er, wie die Mühl' erkracht,
Und wieder ruft die Stimm' ins Haus:
Müller heraus!

Er denkt bei ſich: was ſoll das ſein?
Es wird ihm doch kurios;
Ihm iſt's, als ſänk die Mühle ein,
Dann gibt es einen Stoß.
Da ſpringt er und der Sprung gelingt,
Er rennt davon: die Mühle ſchwingt,
Stürzt in den See mit Saus und Braus:
Der Müller iſt 'raus.

Sogar zu einem niedlichen Kinderreim vermag ihm die Geſtalt eines ſpukenden Bürgermeiſters zu dienen:

Der Geiſt des Bürgermeiſters von Flensburg.

Was rufen denn die Knaben
Da drüben an dem Graben?
„Hans Peter Pomerenig,
Man ſchlägt dich noch zu wenig.
Du böſer Bürgermeiſter,
Du ſchlimmſter aller Geiſter,
Du haſt der Waiſen Erbe
Gefreſſen, drum verderbe!
Du Hör-nicht-an, du zäher,
Du arger Rechtsverdreher,
Du ſchiefer Ripſ und Rapſer,
Monetengripſ und Grapſer,
Der Schwarze ſoll dir heizen,
Und dich mit Schwefel beizen,
Daß dir die Haare rauchen.
Die Stadt kann dich nicht brauchen."

Auf einmal kommt ein ſchwarzer Hund,
Da laufen ſie durcheinander bunt:
Das iſt der Burgemeiſter,
Und wen er kriegt, den beißt er!

So hat Kopiſch eine Menge allerliebſter, beſonders neckiſcher Geiſtergeſchichtchen in flotte Reime gebracht, und wir tun mehr Recht, uns daran zu erfreuen, als ſie mit Bürgers Lenore zu vergleichen. —

Bei andern Gedichten iſt die unheimliche Wirkung latent und muß, weil ſie ſich nicht ſelbſt bietet, erſt herausgeholt werden. Dazu dient Muſik oder Deklamation. Berühmteſtes Beiſpiel iſt hier der Erlkönig, ein düſtrer Stoff, aber ſo knapp und wortkarg erzählt, und eine ſo dramatiſch forteilende Handlung, daß die Stimmung ſich nicht loslöſen kann.

Gerade das hat die Komponiſten gereizt. Hier gab ein großer Dichter Gelegenheit, ihre Kunſt ebenbürtig der ſeinen an die Seite zu ſtellen, ſo daß beide zuſammen den vollen Gehalt ausſchöpften. Demgemäß exiſtieren vom Erlkönig ungefähr ſechzig Kompoſitionen. — Auch in der Deklamation gibt es die verſchiedenartigſten Verſuche, das Geiſterhafte eines ſolchen Gedichtes herauszubringen. Die einen legen in die Reden des Erlkönigs all das Süße und Schmeichelnde hinein, deſſen ihre Stimme fähig iſt, um es zum Schluß durch einen ſtarken Accent wilden Begehrens grell zu zerreißen, andere laſſen ihre Stimmen ſingen und vibrieren, daß es klingt, als tönte der Wind auf und abſchwellend um den nächtlichen Reiter und ſein bedrohtes Kind.

Solche Verſuche, die oft mehr künſtlich als künſtleriſch ſind, führen auf eine Schwäche der Geſpenſtergedichte.

Bei jedem Gedicht verlangt die Form Beachtung, und das Quantum Aufmerkſamkeit, was ſie beanſprucht, wird dem Inhalt entzogen. Dies Stoffliche aber iſt bei Geſpenſtergeſchichten jeder Art die Hauptſache, weil aus ihm und ſeiner

Darstellung die unheimliche Stimmung herauswächst. Ferner wenden sich die Gedichte gerade unserer Besten mehr an die künstlerische Phantasie, die zum großen Teile ein Produkt der Erziehung und des Verstandes ist, als an die mitfühlende Aufmerksamkeit des Lesers. Auch damit wird von dem Stofflichen wieder ein Abstrich gemacht.

So kommen die Gespensterdichte dazu, ihren Stimmungsgehalt selten voll ausschöpfen zu können. Am wenigsten können es diejenigen, welche recht eigentlich zu dem Genre gehören (Lenore ist davon nur scheinbar eine Ausnahme); am meisten diejenigen, die sich an allgemeiner gemachte Erfahrungen, Aberglauben und dergleichen Dinge wenden.

So ist ganz leise und schüchtern und doch von eigenartiger Wirkung das Unheimliche bei Storm

Begrabe nur dein Liebstes.

Begrabe nur dein Liebstes! Dennoch gilt's
Nun weiter leben; — und im Drang des Tages,
Dein Ich behauptend, stehst bald wieder du.
So jüngst im Kreis der Freunde war es, wo
Hinreißend Wort zu lauter Rede schwoll;
Und nicht der Stillsten einer war ich selbst.
Der Wein schoß Perlen im kristallenen Glas,
Und in den Schläfen hämmerte das Blut; —
Da plötzlich in dem hellen Tosen hör' ich
— Nicht Täuschung war's, doch wunderbar zu sagen —
Aus weiter Ferne hört' ich eine Stille,
Und einer Stimme Laut, wie mühsam zu mir ringend,
Sprach todesmüd', doch süß, daß ich erbebte:
„Was lärmst du so, und weißt doch, daß ich schlafe!"

Hierin spricht sich eine Auffassung von den Gestorbenen aus, so melancholisch mild und sanft, daß sie direkt zu einem Gegenüberstellen mit dem slavischen Vampyr- und Gespensterglauben herausfordert, eine Auffassung übrigens,

die Storm im Innerſten und dauernd zu haben ſcheint. Wenigſtens kehrt ſie öfter bei ihm wieder. Zum Beiſpiel in dem Gedicht

Indeſſen du dich herzlich
In Lebensluſt verſenkſt,
Wie ſehnen ſie ſich ſchmerzlich,
Daß ihrer du gedenkſt.

Sie nahen dir in Liebe,
Allein du fühlſt es nicht;
Sie ſchaun dich an ſo trübe,
Du aber ſiehſt es nicht.

Die Brücke iſt zerfallen;
Nun mühen ſie ſich bang
Ein Liebeswort zu lallen,
Das nie hinüberdrang.

In ihrem Schattenleben
Quält eins ſie gar zu ſehr —
Ihr Herz will dir vergeben,
Ihr Mund vermag's nicht mehr.

Ebenfalls nur in der Idee geſpenſterhaft, dabei von tiefer Stimmung von Fontane

Der Gaſt.

Das Kind iſt krank zum Sterben
Die Lampe gibt trägen Schein,
Die Mutter ſpricht: mir iſt es,
Als wären wir nicht allein.

Der Vater ſucht zu lächeln
Doch im Herzen geht's ihm bang,
Stiller wird's und ſtiller —
Die Nacht iſt gar zu lang.

Nun ſcheint der Tag ins Fenſter,
Die Vögel ſingen ſo klar;
Die beiden wußten lange,
Wer der Gaſt geweſen war.

Die Idee iſt hier dieſelbe wie in Maeterlincks Eindringling, und daß auch Fontane wohl die Kraft hat, grauſige Stoffe ſchauerlich darzuſtellen, mag ein anderes Gedicht von ihm beweiſen

Silveſter-Nacht.

Das Dorf iſt ſtill, ſtill iſt die Nacht,
Die Mutter ſchläft, die Tochter wacht,
Sie deckt den Tiſch, ſie deckt für zwei,
Und ſehnt die Mitternacht herbei.

Wem gilt die Unruh', wem die Haſt?
Wer iſt der mitternächt'ge Gaſt?
Ob ihr ſie fragt, ſie kennt ihn nicht,
Sie weiß nur, was die Sage ſpricht.

Die ſpricht: wenn wo ein Mädchen wacht
Um zwölf in der Silveſternacht,
Und wenn ſie deckt den Tiſch für zwei,
Gewahrt ſie, wer ihr Künft'ger ſei.

Und hätt' ihn nie geſehn die Maid,
Und wär' er hundert Meilen weit,
Er tritt herein und ſchickt ſich an,
Und ißt und trinkt, und ſcheidet dann. —

Zwölf ſchlägt die Uhr, ſie horcht erſchreckt,
Sie wollt', ihr Tiſch wär' ungedeckt,
Es überfällt ſie Angſt und Graun,
Sie will den Bräutigam nicht ſchaun.

Fort ſetzt der Zeiger ſeinen Lauf,
Niemand tritt ein, ſie atmet auf,
Sie ſtarrt nicht länger auf die Tür —
Herr Gott, da ſitzt er neben ihr.

Sein Aug' iſt glüh', blaß ſein Geſicht,
Sie ſah ihn all ihr Lebtag nicht,
Er blitzt ſie an und ſchenket ein,
Und ſpricht: „Heut' nacht noch biſt du mein!

„Ich bin ein ſtürmiſcher Geſell,
Ich wähle raſch und freie ſchnell,
Ich bin der Bräut'gam, du die Braut,
Und bin der Prieſter, der uns traut."

Er faßt ſie um, ein einz'ger Schrei,
Die Mutter hört's und kommt herbei;
Zu ſpät, verſchüttet liegt der Wein,
Tot iſt die Tochter und allein.

Iſt es ſo für Geſpenſtergedichte ſchwierig, ihren Stimmungsinhalt ganz auszuſchöpfen, ſo erweiſt ſich andrerſeits gerade die Form des Gedichtes als beſonders geeignet für die friſchen und kecken Spukabenteuer. Hier wird das Spukhafte, inſofern der Menſch es, ohne ſich imponieren zu laſſen, überwindet, zu einer Quelle innerer Freiheit und Heiterkeit.

Uhland, auch ſonſt ein Freund von Geſpenſtergedichten, die bei ihm gern einen ſentimentalen Anklang nehmen: „Er rief hinauf ſo klagevoll: Willkommen, Königstöchterlein! Ein Geiſterlaut herunterſcholl: Ade, du Schäfer mein," Uhland hat einige dieſer friſchen geſchrieben:

Rechberger war ein Junker keck,
Der Kaufleut' und der Wandrer Schreck.
In einer Kirche verlaſſen
Da tät er die Nacht verpaſſen.

Er vergißt ſeine Handſchuhe, als er wegreitet. Die hat inzwiſchen ein Geſpenſt an ſich genommen, und bittet nun den Junker, ſie ihm auf ein Jährlein zu leihen

Ein Jährlein ich ſie dir gerne leih,
So kann ich erproben des Teufels Treu;

Sie werden wohl nicht zerplatzen
An deinen dürren Tatzen.

Oder die Gedichte von Graf Richard Ohnefurcht.

Graf Richard von der Normandie
Erſchrak in ſeinem Leben nie.
Er ſchweifte Nacht wie Tag umher,
Manchem Geſpenſt begegnet' er;
Doch hat ihn nie was graun gemacht
Bei Tage noch um Mitternacht.

Von hier zu den beabſichtigt komiſchen Gedichten iſt kein weiter Schritt. Sie finden ſich beſonders in den „Fliegenden Blättern" und ähnlichen Journalen, bei Dichtern wie Wilhelm Buſch, werden gern mit Bildern verſehen, auf denen den Geſpenſtern (du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas) allerhand Eigenheiten ab- und angeſehen werden, und verfehlen ſo ihre heitere Wirkung nicht. Als ein niedliches Beiſpiel der Gattung ſetzen wir eins hierher, das anonym in einer Feſtzeitung der Literariſchen Geſellſchaft zu Hamburg erſchien.

Die Geiſtermühle.

Der junge Müllerburſch liebte
Die ſtolze Müllerin.
Doch hatte kein Geld er, drum ſtiebte
Er ſich's mit leichtem Sinn.

Er ſtahl es dem ſtrengen, alten,
Weißhaarigen Müller ab.
Der ließ keine Gnade walten;
Er ſagte: Mach fort, mein Knapp'!

Der Knabe weinend eilte
Tief in den Teich hinein.
In der Hölle die Seele dann weilte,
Der Leib wird ertrunken ſein.

Doch ſind die Nächte ſchwüle
Die Unken quaken ſo ſchrill —
Dann ſetzt ſich ſein Geiſt auf die Mühle,
So oft er kann und will.

Man kann die Geſpenſtergedichte auch nach der künſtleriſchen Ausgeſtaltung ihres Stoffes in zwei verſchiedene Gruppen teilen; und nicht nur dieſe. Durch die geſamte Literatur, in gewiſſem Grade auch durch die andern Künſte geht ein Zwieſpalt, der auf der zweifachen Möglichkeit der Schilderung beruht. Der Künſtler kann nämlich die Gegenſtände entweder ſchildern, wie ſie ſind, möglichſt genau, möglichſt plaſtiſch, möglichſt farbecht; oder er ſchildert ſie zugleich mit der Stimmung, die ſie für ihn haben, und die er damit auch bei andern zu erregen wünſcht. In beiden Kunſtgattungen, der plaſtiſchen und der ſentimentalen, wie wir ſie nennen können, gibt es vollendete Meiſter; am intereſſanteſten iſt in dieſem Verhältnis Zola, der ſo durchaus Plaſtiker zu ſein ſich abmüht und ſo durchaus ſentimentaler Dichter iſt.

Für unſere Geſpenſtergedichte bietet ſich ein vortreffliches Beiſpiel, beide Gattungen zugleich zu erklären und zu belegen. Zwei Dichter haben einen Kirchhof geſchildert, im Mondſchein, die Toten entſteigen den Gräbern. Der eine hebt an:

Der Türmer, der ſchaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage;
Der Mond, der hat alles ins Helle gebracht,
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage;
Da regt ſich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann
In weißen und ſchleppenden Hemden.

Es iſt Goethe, und das Gedicht heißt „Der Totentanz". Der andere Dichter beginnt folgendermaßen:

Ich kam von meiner Herrin Haus
Und wandelt' in Wahnsinn und Mitternachtsgraus.
Und wie ich am Kirchhof vorüber will,
Da winken die Gräber, ernst und still.

Da winkt's von des Spielmanns Leichenstein.
Das ist der flimmernde Mondenschein.
Da flüstert's „lieb Bruder, ich komme gleich!"
Da steigt's aus dem Grabe nebelbleich.

Es ist Heine, und das Gedicht ist das berühmte achte Traumbild.

Die Schilderung ist bei Goethe ruhig und einfach. Aus der Vogelperspektive des Türmers gesehen, liegen die Gräber in Reihen da, vom Monde taghell erleuchtet. Dann regen sie sich, und Männer und Weiber kommen in weißen, nachschleppenden Hemden hervor. Kein Versuch, eine spukhafte Stimmung in das spukhafte Bild hineinzubringen. Alles nur beschrieben, wie man es sieht, nicht, wie man es empfindet. Wie anders Heine. Er „wandelt in Wahnsinn", wo der Türmer nur „schaut", bei ihm ist Mitternachtsgraus, bei Goethe nur Mitte der Nacht, bei ihm sind die Gräber „ernst und still", bei Goethe nur „in Lage", bei ihm winken sie, bei Goethe liegen sie da, sie sind ernst und still, bei Goethe wird in der Art gar nichts gesagt, der Mondschein flimmert auf dem Leichenstein, bei Goethe heißt es einfach: der Mond hat alles ins Helle gebracht, so daß der Kirchhof wie am Tage liegt; wie am Tage, also direkt gegen die Gespensterstimmung. Bei Heine steigt's aus dem Grabe nebelbleich, bei Goethe kommen sie einfach hervor. Wer denn? bei Heine ein unheimliches, unbestimmtes Etwas, ein Es, bei Goethe „ein Weib da, ein Mann". Um zusammenzufassen: bei Heine jedes einzelne mit Stimmung durchtränkt, auf Kosten der Anschaulichkeit; bei Goethe jedes einzelne ruhig gesehen auf Kosten der Stimmung.

Das soll natürlich kein Werturteil darüber einleiten,

welches von den beiden Gedichten das andere übertreffe, ebensowenig wie wir die alte törichte Frage aufrollen wollen, ob Schiller (hier Heine) oder Goethe, d. h. in unserm Zusammenhang, ob die sentimentalische oder plastische Kunst größer sei. Man kann beides kaum miteinander vergleichen. Hinsichtlich der Wirkung läßt sich so viel sagen, daß der Sentimentale den leichteren, schnelleren, der Plastiker den nachhaltigeren Eindruck macht, jener ist bequemer, weil er schnell alles sagt, dieser schwieriger, weil er den Leser sich selbst die Stimmung herauszusuchen zwingt, jener ist lauter und reißt fort, dieser ist still, aber wer ihn aufsucht, den fesselt er. So ist der Sentimentale (Schiller, Heine, Spielhagen) der Künstler für die Jugend und das leichter erregbare weibliche Geschlecht, der Plastiker (Goethe, einer, den wir gleich noch nennen werden, Freytag) der Künstler für die gereifte Lebenserfahrung, welche die Dinge will und des verhüllenden (wenn auch verschönenden) Scheins gern enträt.

Wieviel an Stimmung, die natürlich auch bei ihm latent vorhanden ist, der Plastiker frei werden lassen kann, lehrt übrigens der Totentanz selbst, besonders in den Strophen, wo das Gespenst das Laken, welches ihm der Türmer entwendet, wieder zu erlangen sucht:

Nur einer, der trippelt und stolpert zuletzt
Und tappet und grapst an den Grüften;
Doch hat kein Geselle so schwer ihn verletzt,
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Turmtür, sie schlägt ihn zurück,
Geziert und gesegnet, dem Türmer zum Glück;
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben, da rastet er nicht,
Da gilt auch kein langes Besinnen.
Den gotischen Zierat ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.

Nun ist's um den armen, den Türmer getan.
Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Dazu der imposant einfache Schluß:

Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins.
Die Glocke, sie donnert ein mächtiges Eins —
Und unten zerschellt das Gerippe.

Einer unserer größten Plastiker, von so meisterhafter Vollendung, daß manche ihm vorwerfen, die wunderbare Plastik seiner Form trage ihren höchsten Preis auf Kosten der dichterischen Ursprünglichkeit, ist Conrad Ferdinand Meyer. Auch er ist in seinen Gedichten nicht selten in den Gespensterspuk hinabgetaucht. Das prächtigste dieser Gedichte ist

Das Strandkloster.

Bollwerk und Mauer trutzen
Dem Wellenwurf schon ein Jahrtausend ja,
Wir singen, elf Kapuzen,
Ein kräftig schallend deo gloria!

Die Kutten, stark gewoben,
Umhingen uns in braunen Lappen lang
Sie sind gemach verstoben,
Die Stäubchen irren durch den Klostergang.

Die Orgel im Empore
Spielt unser zwölftes totes Brüderlein,
Hier rieselt uns im Chore
Der morsche Kalk sanft ins Gerippe hinein.

Es glitt vor tausend Jahren
Dem Strand ein Saracenensegel nah;
Sobald's vorbeigefahren,
Anstimmten wir ein kräftig Gloria.

Ergötzt von unserm Singen
Nahm der Pirat zu uns zurück den Lauf.

Zwölf Köpfe ließ er ſpringen.
Das Blut ſchoß wie aus Brunnenröhren auf.

Wir ſingen ohne Kehlen,
Wir ſitzen fröhlich ohne Schädel da,
Wir ſingen mit den Seelen
Ein kräftig ſchallend deo gloria!

Der Morgenſtrahl, der ſchiefe,
Durchs rechte Fenſter äugelt er herein,
Vergoldend in der Tiefe
Ein luſtiglich pſallierend Totenbein.

Der Abendſtrahl, der ſchräge,
Durchs linke Fenſter blinzelt er herein
Und zählt, ob allewege
Wir richtig unſer elf Geſpenſter ſein.

Oft übertäubt das Dröhnen
Des Meers die Noten unſrer Litanei;
Aus unſern Orgeltönen
Erhebt ſich oft ein ſchriller Möwenſchrei —

Bollwerk und Mauer trutzen
Dem Wellenwurf noch tauſend Jahre ja.
Wir ſingen, elf Kapuzen,
Ein kräftig ſchallend deo gloria!

Rührend drollig iſt das Stücklein von den zwölf Mönchen, die in ihrer Freude, daß der Saracene, ohne ſie zu bemerken, vorübergezogen iſt, aus voller Kehle ein deo gloria ſingen, ſo kräftiglich, daß ſie den Seeräuber nun erſt recht aufmerkſam machen. Das Gedicht iſt ſo gar nicht konventionell geſpenſtiſch, nichts Unheimliches, im Gegenteil, man hat den Eindruck eines freundlichen Stillebens; auch gar nichts Sentimentales in dieſer friedlich-fröhlichen Möncherei, wo ein Totenbein luſtiglich pſalliert und das zwölfte tote Brüderlein die Orgel kopflos im Empore ſpielt. Dabei eine große Bildlichkeit (man ſehe die Strophen vom Morgenſtrahl und Abendſtrahl), viel mit milden Farben ge-

macht (hier rieselt uns im Chore der morsche Kalk sanft ins Geripp hinein), gedämpft und doch kräftig, Farbe und Tonart niederländisch passend zu einem Strandkloster.

Von der sentimentalen Art bietet gleich das oben angeführte Traumbild eine vollendete Auslese. Hier treten über ein halbes Dutzend Gespenster auf und erzählen, welch Verhängnis sie zu einem frühzeitigen Tode gebracht hat. Da hüpft zum Beispiel aus dem Kreise der Geister

so leicht wie der Wind
Ein mageres Wesen, das summend beginnt:

Ich war ein Schneidergeselle
Mit Nadel und mit Scher';
Ich war so flink und schnelle
Mit Nadel und mit Scher';
Da kam die Meisterstochter
Mit Nadel und mit Scher';
Und hat mich ins Herz gestochen
Mit Nadel und mit Scher'.

In dieser Romanze ist gar nichts bildlich, aber alles voll gefühlsmäßiger Anklänge. Alte Motive voll süßen, melancholischen Klanges aus Volksliedern, der volksliedhafte Refrain „mit Nadel und mit Scher'", der Schneider, von dem nur gesagt wird, er sei flink und schnell, ebenfalls aus dem Volkslied, dazu die Meisterstochter und das durchstochene Herz, all das zerfließt und verflüchtigt sich, sowie man es einzeln anschaut, aber wie Heine es zusammengeschaffen, rührt es an leise mitschwingende Erinnerungen und erweckt ein träumerisch gerührtes Lächeln. — Im übrigen sind alle Geister dieses Gedichts weltschmerzlich wie Hamlet und voll des Pathos der Liebe, wie es nur je ein schöner Jüngling zu einer Thumannschen Jungfrau empfand.

Detailmalerei war nun überhaupt Heines Sache nicht. Seine Kunst liebte vielmehr, mit ein, zwei Strichen eine Situation, Dinge und Menschen, für die Phantasie und das

Gefühl des Hörers fruchtbringend anzudeuten; das Geniale dabei, daß das bißchen Linie, was er gab, immer gerade dasjenige traf, was den ganzen Stimmungsgehalt des Dinges auslösen konnte. Als Beispiel dafür diene aus der großen Zahl seiner Gespenstergedichte das gräßliche

Pfalzgräfin Jutta.

Pfalzgräfin Jutta fuhr über den Rhein
Im leichten Kahn, bei Mondenschein.
Die Zofe rudert, die Gräfin spricht:
„Siehst du die sieben Leichen nicht,
Die hinter uns kommen
Einhergeschwommen? —
So traurig schwimmen die Toten!

„Das waren Ritter voll Jugendlust —
Sie sanken zärtlich an meine Brust
Und schwuren mir Treue — Zur Sicherheit,
Daß sie nicht brächen ihren Eid,
Ließ ich sie ergreifen
Sogleich und ersäufen —
So traurig schwimmen die Toten!"

Die Zofe rudert, die Gräfin lacht.
Das hallt so höhnisch durch die Nacht!
Bis an die Hüfte tauchen hervor
Die Leichen und strecken die Finger empor,
Wie schwörend — Sie nicken
Mit gläsernen Blicken —
So traurig schwimmen die Toten!

Auch hier ist die Schlußstrophe ein Bild (wie der ganze Totentanz Goethes eine Reihe von Bildern war), aber in Heines Art. Man ist versucht, an Böcklins Spiel der Wellen zu denken, wo der gläserne Kopf wassertriefend hinter dem ziehenden Paare schwimmt.

Ein anderes Beispiel, das zugleich den Ausblick in ein anderes Gebiet eröffnet, das dem unsern verwandt ist, aber von uns nicht mehr betreten werden soll:

Begegnung.

Wohl unter der Linde erklingt die Muſik,
Da tanzen die Burſchen und Mädel,
Da tanzen zwei, die niemand kennt,
Sie ſchaun ſo ſchlank und edel.

Sie ſchweben auf, ſie ſchweben ab
In ſeltſam fremder Weiſe;
Sie lachen ſich an, ſie ſchütteln das Haupt,
Das Fräulein flüſtert leiſe:

„Mein ſchöner Junker, auf Eurem Hut
Schwankt eine Neckenlilie,
Die wächſt nur tief im Meeresgrund —
Ihr ſtammt nicht aus Adams Familie.

„Ihr ſeid der Waſſermann, Ihr wollt
Verlocken des Dorfes Schönen.
Ich hab' Euch erkannt beim erſten Blick
An Euren fiſchgrätigen Zähnen."

Sie ſchweben auf, ſie ſchweben ab
In ſeltſam fremder Weiſe,
Sie lachen ſich an, ſie ſchütteln das Haupt,
Der Junker flüſtert leiſe:

„Mein ſchönes Fräulein, ſagt mir, warum
So eiskalt Eure Hand iſt?
Sagt mir, warum ſo naß der Saum
An Eurem weißen Gewand iſt?

„Ich hab' Euch erkannt beim erſten Blick
An Eurem ſpöttiſchen Knixe —
Du biſt kein irdiſches Menſchenkind,
Du biſt mein Mühmchen, die Nixe."

Die Geigen verſtummen, der Tanz iſt aus,
Es trennen ſich höflich die beiden,
Sie kennen ſich leider viel zu gut,
Suchen ſich jetzt zu vermeiden.

* * *

Doch genug. Wir wollten nach dem guten Glück des Findens nur einen Spaziergang machen durch den blumenreichen Zaubergarten der Gespenstergedichte. Wir haben ihn beendet.

Wir nehmen zugleich überhaupt Abschied, soweit wir hier zusammengewandert sind, von dem Helldunkel der eigentümlichen Welt, in welcher die Geister der Gestorbenen ihr unheimliches Wesen treiben. Zuvor aber wollen wir noch einmal einem Dichter folgen und mit ihm von einer hohen Warte auf das Volk der Toten zurückschauen. Wir sehen sie mit ihm nicht mehr als die Erreger zufälligen Spuks und blöder Angst, sondern als die heimgegangenen Geschlechter, die den Grund bauten, auf dem wir stehen und weiter schaffen. Conrad Ferdinand Meyer hat ihnen Stimme geliehen und sie sprechen zu uns als

Chor der Toten.

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwinget die Sichel und schneidet die Saaten,
Und was wir vollendet und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen,
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden,
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im strahlenden Lichte,
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele —
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!

Ende.

Regiſter.

Abenteuerromane 174.
Acevedo 22.
Adam, Paul 54.
Äſchylus 5, 119, 121, 124, 133, 145, 157.
Agrippa 318.
Akſakow 24.
Alexis 59, 172.
Alfhild Agrell 109.
Allegorieen 128.
Allerſeelen 281.
Alperer 281.
Alräunchen 282.
Altertum, Geſpenſtergeſch. im 5 u. f.
Amersbach 281, 289.
Ankarkrona 14.
Apel und Laun XI, 58, 106.
Apulejus 6.
Arndt 7, 53, 91.
Asmodi 128, 136.
Aufklärungsgeſchichten 63.
Auflöſungen von Spuk 64.

Bahrrecht 282.
Balladen 13, 323 ff.
Bechſtein 107.
Berger, von 156, 157.
Berggeiſter 240.
Bergſee 65.
Beweiſe für die Exiſtenz von Geiſtern 19 ff.
Bibel 3, 27.
Bilfinger 281.
Björnſon 123, 158.
Blaue Blume 282.
Blick, Der, in Spukgeſchichten 221.
Blüthgen 163.
Boccaccio 52, 106.
Böcklin 14, 287, 346.
Boieldieu 13.
Bois, Jules 53.
Bölſche 163.
Boothby 176.
Böttcher, Maximilian 65.
Bourget 252.
Brockengeſpenſt 282.
Brown 10.
Büchner 190.
Bulwer 8, 162, 162, 278, 287, 290, 317.
Bunſen, von 53.
Bürger 327, 334, 335.
Buſch, Wilhelm 339.
Buſſe 7, 191.
Büſſon 129.
Byron 126, 129, 136.

Calderon 126, 133.
Cerberus 286.
Chamiſſo 7, 128.
Chineſiſche Geſpenſtergeſchichten 10.
Clairon, Mlle. 58.
Claudius 19.
Clauren 7.
Coelho 8.
Collins 9.
Coppé 54.
Corelli 1.
Cramer 7.
Crookes 25.
Crowe 193.

Dahn 173.
Dante 126.
Daudet 8.
Daumer 274, 276.
Defoe 8.
Dekamerone 52.
Deutſche Romanbibliothek 177.
Dickens 8, 59, 62, 107, 165, 191.
Doré, Adele 107.
Doré, Guſtave 14.
Doſtojewski 190.
Doyle 10.
Dreikönigsnacht 281.
Dreizehn 282.
Dſchinn 240.
Dumb-ſhow 136.
du Prel 21, 163.
Dürer 14.

Ebner-Eſchenbach 93.
Eichborn 44.
Elmsfeuer 282.
Engelhorns Romanbibliothek 7.
Engliſche Abenteuerromane 175.
Engliſche Gruſelgeſchichten 9, 52, 267, 273.
Enquête über Dichter und unbekannte Kräfte 53.
Entwicklung der künſtleriſchen Darſtellung von Geſpenſtern 118.
Erlkönig 13.
Ernſt, Paul 189.
Eſch 267.
Eſchſtruth 7, 52, 64, 189, 282.
Euripides 11, 121, 124.
Exiſtenz von Geſpenſtern 17 ff.
Experimenteller Beweis 23.

Fata Morgana 282.
Flammarion 195.
Fliegende Blätter 339.
Fliegender Holländer 240.
Fludd 318.
Fontane 59, 108, 172, 173, 282, 336, 337.
Fouqué 7.
France, Anatole 8.
Franzöſiſche Spukgeſchichten 8.
Freiligrath 240, 322.
Frenſſen 17, 107, 172.
Freytag 69, 78, 189, 342.
Friedrich der Große 57, 266.
Fruchtbringende Geſellſchaft 128.

Gaboriau 8.
Galilei 20.
Ganghofer 195.
Gaudy 7.
Geiſterbeſchwörer 136.
Geiſterbeſchwörungen 136.
Geiſtergeſchichten (anonym) X, 57.
Geiſterſchlacht 276.
Genien 128, 129.
Germaniſches 251.
Gerſtäcker 7, 59, 189.
Gerſtmann 226.
Geſetze für Stimmung 109.
Geſpenſtergedichte 107, 320 ff.
Geſpenſtergeſchichte als Lockmittel 59.
Geſpenſterglaube 27.
Geſpenſtiſche Tiere 66.
Gluck 123.
Godwin 9.
Goethe 2, 6, 8, 13, 26, 51, 52, 57 f., 90, 91, 104, 117, 125, 127, 127, 136, 164, 252, 282, 320, 326, 334, 340, 341, 342.
Goethes Stellung zum Geſpenſterglauben 57.
Gogol 8, 59, 189, 199, 221, 238, 249, 250.
Gorki 8, 96, 189.
Gotthelf 7.
Grabbe 126, 146, 146.

Griechen 119f.
Grillparzer 7, 123, 133, 146.
Grimm 62.
Groſſe 190.
Groth, Klaus 286.
Grunow 192.
Gryphius 6, 106, 128, 146.
Günther, J. Chr. 128.
Gurnſey 23.

Hamel 129.
Hamerling 128.
Harden 252.
Hartmann 25.
Harz 239.
Hauff 7, 44, 173.
Hauffe, Frau 82.
Hauptmann, Gerh. 125, 127, 133.
Hawthorne 10.
Hebbel 159, 164, 282, 284.
Hebel 63.
Hedberg, Ecke 15.
Heims 240.
Heine 1, 7, 78, 91, 341, 342, 345, 346.
Hekate 281, 286.
Herder 7.
Hernſtein 190.
Hervieu 8.
Hexen und Hexenmeiſter 137, 199, 281, 286.
Hexenromane 164.
Heyſe, Paul 1, 7, 52, 61, 106, 189, 281.
Hiſtoriſche Geſpenſtergeſchichten 21f.
Hock 222, 224.
Höfer 59.
Hoffmann, E. T. A. 7, 8, 59, 106, 224, 238, 249, 252.
Hoffmann-Diederich 97, 107.
Holbein 14.
Hölty IX.
Homer 5, 93, 286.
Horen 57.
Hübbe-Schleiden 39.
Hübel 59, 190.
Hughes 25.
Hugo, V. 240.
Humboldt, W. von 28.
Humoriſt. Geſpenſtergeſchichten 67.
Huysmans 164.
Hypnoſe 158.

Ibſen 8, 126, 136.
Irrlt 195.
Immermann 7, 9, 81, 89, 91, 126, 129, 136, 165.
Intereſſe an Geſpenſtergeſchichten 2.
Irland 239.
Ironiſche Geſpenſtergeſchichten 69.
Irrlichter 282.
Jacoby 158.
Johannisnacht 281.
Jokai 8.
Jugend 287.
Julfeſt 281.

Kant 25.
Keimzellen für Geſpenſterſtimmung 280ff.
Keller 526.
Kerner 7, 81, 165, 193.
Kettenbildung bei Geſpenſtergeſchichten 52.
Kieſewetter 39, 318.
Kimmung 282.
Kipling 10, 60, 69, 78, 81, 91, 190, 252.
Kirchhöfe 282.
Klabautermann 240.
Kleiſt 7, 59, 191.
Klettenberg, Frl. von 57.
Klinger 14.
Kobolde 127.

Kompoſition 280 ff.
Kompoſitionen 334.
Kopiſch 7, 327, 328, 330 ff.
Körner 7, 127, 191.
Kreutzer 123.
Kuckernull IX.
Kürſchners Bücherſchatz 7, 190.
Kurtz 282.
Kyd 129.
Kyffhäuſer 282.

Lange 240.
Laufs 158.
Laun XI, 58, 106.
Leitgeb 190.
Lemaître 175.
Lemmermayer 190.
Lenau 129.
Leſſing 27, 57, 116, 116, 118, 128, 129, 145, 273, 290.
Lewis 9.
Liao-Chai 10.
Lie 8, 191, 240, 249, 251.
Lombroſo 24.
Lope 106, 125, 126, 146.
Lortzing 127.
Löſungsmoment 288.
Lotze 89.
Löwe 13.
Lucian 5, 6, 125.

Maeterlinck 151, 153, 157, 252, 282, 337.
Mahr 223.
Malerei 14.
Mannhardt 96.
Märchen 199.
Märchendramen 127.
Mark Twain 10.
Marryat 27.
Marſchner 13.
Marſh 176.
Maſſenet 126.
Materialiſierungen 23.
Materialismus 21, 252.
Maturin 9.
Maupaſſant 8, 60, 97, 104, 114, 189, 324.
Maurier, Du 9.
Mauthner 163.
Medea 137.
Medium 23, 27.
Megede, Zur 7.
Meinhold 164.
Mendès 8, 60.
Mérimée 30, 38, 59, 91, 173.
Merſeburger Zauberſprüche 6.
Meyer, C. F. 7, 282, 286, 343, 344, 348.
Meyerbeer 13.
Milan 93.
Milieu 164.
Milton 126.
Mißachtung der Geſpenſtergeſchichten 1 f.
Miſtral 55.
Momente 285.
O'Monroy 191.
Montalvan 106.
Montépin 8.
Mordtmann 176.
Moreto 146.
Mörike 7.
Moſer 158.
Mozart 13, 123, 127.
Muſäus 7, 239.
Muſik 13.
Maler Müller 128.
Myers 23.

Nachtmahr 223.
Naturaliſtiſcher Roman 163, 252.
Neue Blatt, Das 8.
Nieſen 283.

Nixen 127.
Nodier 8.
Nymphen 127.

Offenbach 125.
Opern 13.
Orientaliſches 195, 199, 249.
Oſſian 8.
Oſſip Schubin 161, 282.
Ovid 6.
Owen 194.

Pegnitzſchäfer 127.
Perſonifikationen 128.
Perty 192.
Pfeiffer 287.
Phiz 57.
Piſemski 8.
Plaſtik 15.
Plaſtiſche Kunſt 342.
Platen 7, 136, 332.
Plautus 125.
Podmore 23.
Poe 9, 10, 287, 324ff.
Ponſon du Terrail 8.
Potočnik 40.
Prekolitſch 239.
Pſychologiſche Geſpenſtergeſchichten 60.
Puls 104.

Radcliffe 9.
Raimund 129.
Raſſeneigentümlichkeiten 199, 250.
Raupach 146, 149.
Realismus 252.
Reichardt 13.
Reicher 163.
Reſau 104.
Retardierendes Moment 274.
Reuter, Fritz 66, 286.
Richtſtätten 282.
Rider Hagard 175.
Rieſengebirge 239.
Robinſon 66.
Rhode 5, 281, 290.
Romantik, deutſche 7, 239, 252.
Romantik, franzöſiſche 8.
Romantiker 106.
Roſen, Graf 14.
Rosny 174.
Rübezahl 259.

Saint-Saëns 13.
Salzer 107.
Samarow 7.
Satiriſche Geſpenſtergeſchichten 81.
Schiller 2, 6, 16, 57, 92, 122, 125, 126, 129, 130, 133, 148, 161, 284, 342.
Schlachtfelderſpuk 282.
Schmidt, Erich 327.
Schmidt, Julian 160.
Schnitzler 158.
Schopenhauer 25.
Schottland 239.
Schreckmoment 288.
Scott 162, 173.
Seegeſpenſter 240.
Sentimentale Kunſt 342.
Shakeſpeare 8, 92, 94, 116, 118, 122, 127, 130, 133, 137, 138 u. ff. 145, 149, 150, 160, 199, 278, 281, 345.
Siegel 318.
Silveſter 281.
Simonides 5.
Sinding 15.
Slaby 25.
Slaven 222, 226, 239, 250.
Söhle 286.
Solitaire 7.
Sophokles 5, 92, 124.
Sphinx 39, 290.

Spielhagen 342.
Spieß 7.
Spiritismus 23, 25, 158.
Springwurzel 282.
Steinbach, Erwin von 93.
Steinhauſen 7.
Stevenſon 9, 176.
Stig Stigſon 109, 114.
Stilling 29.
Stimmung 109.
Stimmungsmomente 280.
Stockton 190.
Storm 7, 59, 108, 173, 286, 335, 336.
Strachwitz 221.
Strecker 189.
Strindberg 126, 163.
Strodtmann 326.
Stuck 14.
Sudermann 125.
Sue 8.
Sully-Prudhomme 53.
Sympathetiſcher Telegraph 318.

Tauſend und eine Nacht 195, 221, 249.
Teufel 281.
Thieme 163.
Thumann 345.
Tibull 6.
Tieck 7, 126, 128.
Tiere 66, 286, 287.
Totentanz 14.
Träume 284.
Trilby 9, 163.
Tſchechoff 8.
Tunnel über der Spree 108.
Turgenjew 8, 60, 188, 226, 238, 249, 250.

Uhland 7, 338.
Unterwelt 281.

Vampyr 8, 13, 60, 222, 286, 324.
Varnhagen von Enſe 79.
Veit 176.
Vergil 6.
Verne 174.
Voltaire 116, 117.
Vondel 126.
Vorbedeutungen 282 ff.
Vortrag von Geſpenſtergeſchichten 107, 334.
Voß, Richard 60.

Wagner 13, 122, 127.
Wahrſager 136.
Waldweben 281.
Wallachei 239.
Walpole 9.
Walpurgisnacht 281.
Wapper, Der lange 289.
Weber 123, 127.
Webſter 136, 146.
Wells 175.
Werwolf 286.
Wieland 7.
Wij 221, 238.
Wildes Heer 281.
Wood 173.
Wunderſtücke 122.
Wüſtengeiſter 240.

Xenophon 283.

Zeit für Geſpenſtergeſchichten 3, 107.
Zola 164, 172, 190, 320, 340.
Zſchokke 7, 66.
Zukunft 252.
Zuſammenhang der Geſpenſtergeſchichten mit der allgemeinen Literatur 251.
Zwölf Nächte 281.

Im Verlage von **Schmidt & Spring** in **Leipzig** ist unter anderem erschienen:

Die Insel Zipangu.

Märchen von A. J. Mordtmann.

Mit Bildern und Zeichnungen von Hugo L. Braune.

Preis des künstlerisch ausgestatteten Bandes
M. 10.— = Fr. 12.— ö. W.

Wie allerhand buntfarbige Blumen um Mauern, Fenster und Türme eines Märchenschlosses, so ranken sich die phantasievollen Erzählungen dieses Buches um die einzelnen Abschnitte einer Rahmenerzählung, die selbst ein hübsches Märchen ist ...

(Norddeutsche Allgemeine Zeitung.)

... Die Märchen zeichnen sich durch echtes poetisches Fühlen aus und dürften gar manchen Bewunderer finden. Ihr Wert wird noch erhöht durch die poesievollen Zeichnungen H. L. Braunes, der in zahlreichen, oft ganzseitigen Illustrationen dem Text Kongeniales geleistet hat ....

(Frankfurter Zeitung.)

„Die Insel Zipangu" ist eins der schönsten und reizvollsten Märchenbücher, das uns seit langer Zeit vor Augen gekommen ist. Das in reicher, schöner Ausstattung erschienene, mit vortrefflichen künstlerischen Illustrationen geschmückte Werk enthält einen wahren Schatz köstlicher Erzählungen, die wie Perlen auf dem Faden aufgereiht sind, den das Anfangskapitel uns andeutet ....

(Hannoverscher Kourier.)

Druck von Oscar Brandſtetter in Leipzig.

841919000

STANFORD UNIVERSITY
3 6105 00017 1517

22

180,-

SD

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004